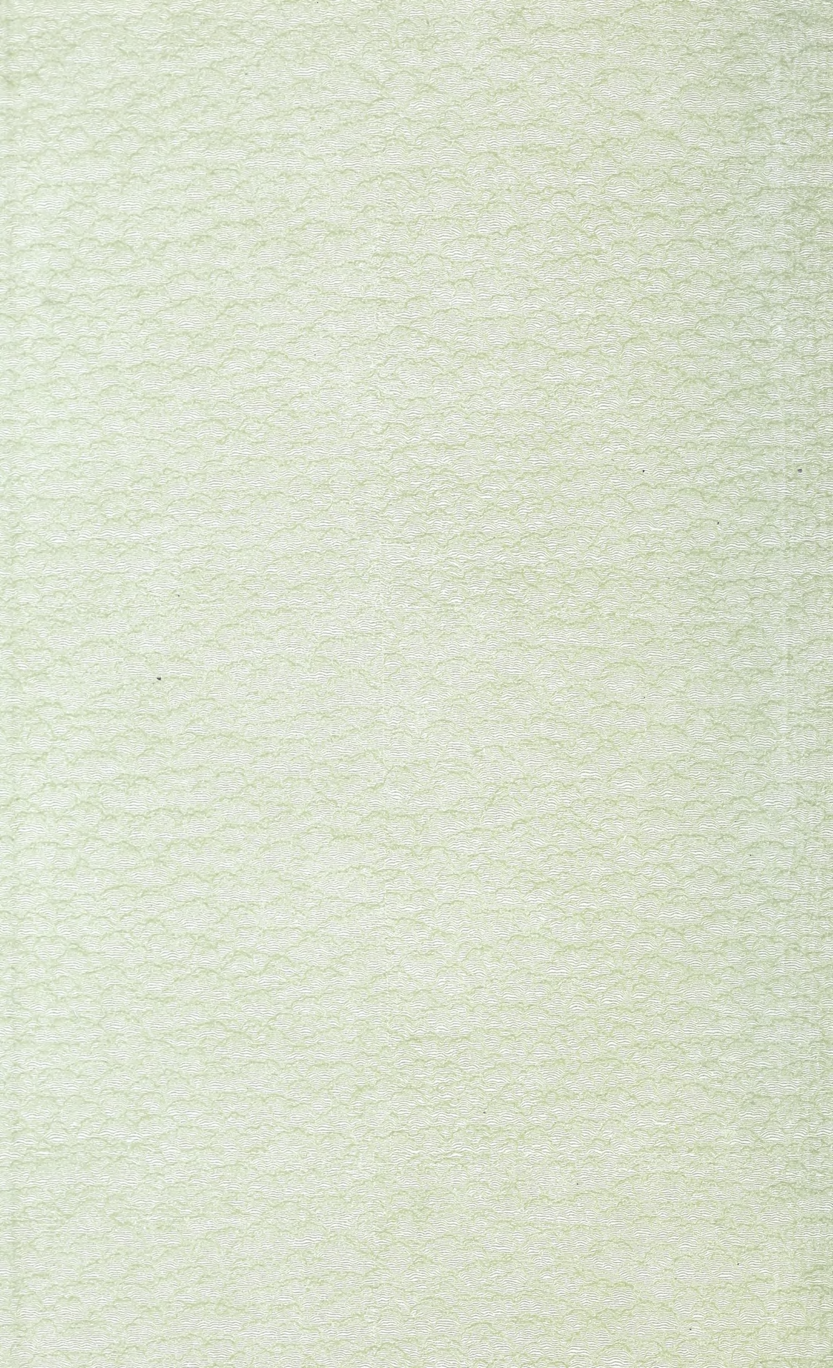
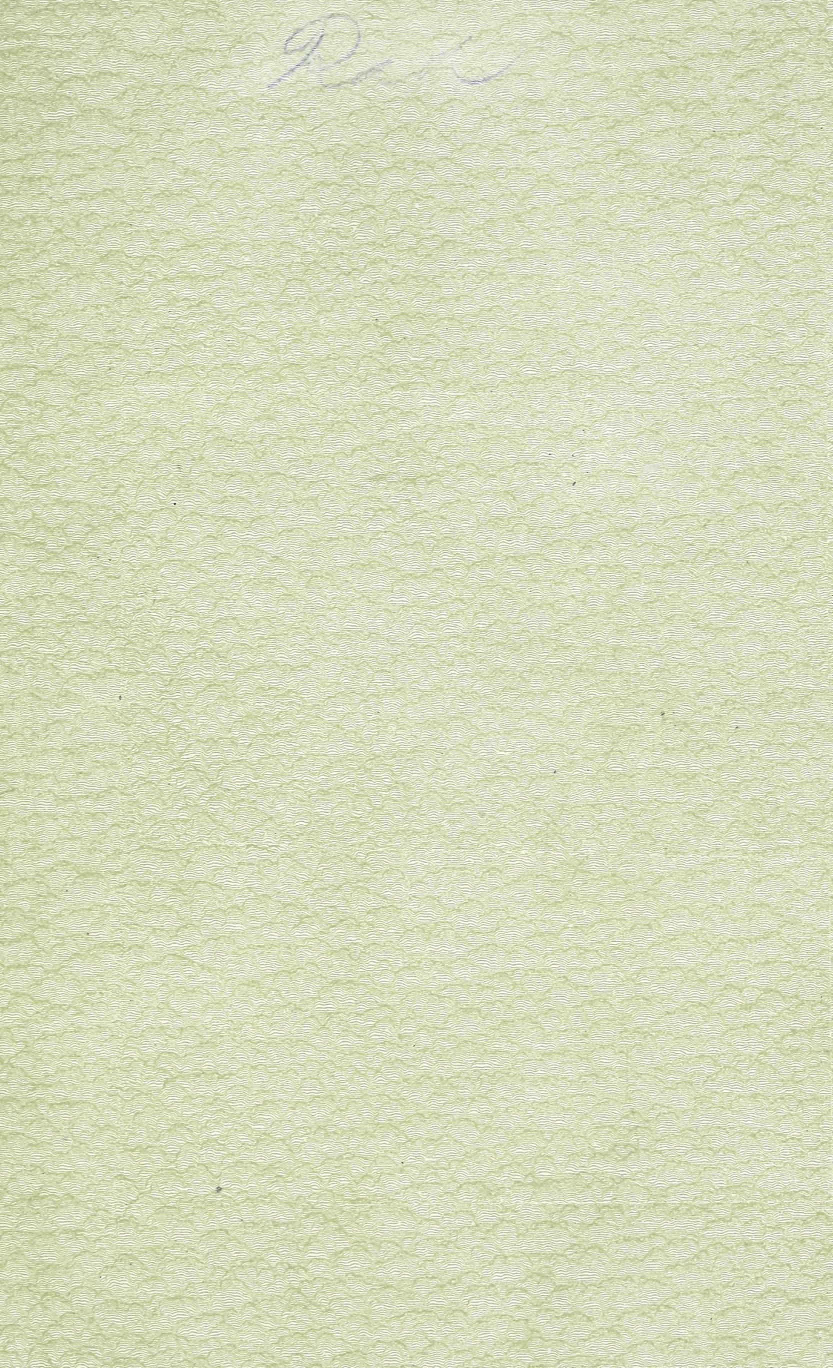

Der Flüchtling
Roman von
Balduin Möllhausen







Balduin Möllhausen

Illustrierte Romane

Zweite Serie

Dritter Band

Der Flüchtling



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List

Der Flüchtling

Roman
aus Neu-Mexiko und dem angrenzenden Indianergebiet
im Anschluß an den „Halbindianer"

von

Balduin Möllhausen

Mit Illustrationen von Fritz Bergen



Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Inhaltsverzeichnis.

Vorrede.

Nachfolgende Erzählung soll ebenfalls wie der vorige Band nur Anspruch auf den Namen einer ferneren Illustration zu meinen früher erschienenen Reisewerken erheben. Sie schließt sich an den „Halbindianer" an und wurde, wie dieser, dem Stoff entnommen, der sich während einer langen Reihe von Jahren des unsteten Wanderlebens anhäufte.

Die einleitenden Worte zum „Halbindianer" finden daher auch Anwendung auf den „Flüchtling", weshalb es nur mit Rücksicht auf den belehrenden Teil des vorliegenden Inhalts angemessen erscheinen dürfte, einige kurze Bemerkungen und Erläuterungen voraufzuschicken.

Wie ich früher versuchte, die leider unvermeidliche Gedehntheit in den genauen Berichten und ausführlichen Beschreibungen meiner oft sehr eintönigen Reisen durch Einschalten von entsprechenden kürzeren Erzählungen zu unterbrechen, und dadurch dem nachsichtigen Leser, der mich im Geist auf meinen mühevollen und einsamen Irrfahrten begleitet, hin und wieder gleichsam einen Ruhepunkt zu bieten, so leitet mich bei der Ausarbeitung von Werken, wie „Der Halbindianer", „Der Flüchtling" und anderen, die noch folgen werden, das eifrige Streben, durch gewissenhafte und unverfälschte Schilderungen von Natur und Ländern, von Völkern und deren Sitten wieder den Faden romanhafter Erzählungen zu unterbrechen und meinen Büchern noch eine andere Bezeichnung als die einer bloßen Unterhaltungslektüre zu verdienen.

Die Erzählungen selbst, einfach in ihren Grundzügen, sollen in der Tat nur das Mittel sein, dergleichen Schilderungen

miteinander zu verbinden, sie aber auch plastischer und nachhaltiger in ihrer Wirkung zu machen.

Inwieweit mir dies gelungen ist, vermag ich nicht zu entscheiden, befürchte jedoch, manchen Darstellungen zuviel Aufmerksamkeit zugewendet zu haben, indem ich von dem vielleicht irrtümlichen, aber gewiß verzeihlichen Glauben ausging, daß gerade diejenigen Bilder, die ich in der Erinnerung mit den lebhaftesten und unauslöschlichen Farben geschmückt vor mir sehe, auch bei dem Leser erhöhte Teilnahme erwecken müßten.

Stellen, die zu ergänzen die Phantasie gezwungen war, und solche, in denen den Lesern die ihnen gebührende Wahrheit im ungeschminkten Gewande gezollt wird, scheiden sich immer scharf voneinander. Zwischen diesen die genaue Grenzlinie jedesmal zu entdecken, ist indessen schwieriger, als bei oberflächlichem Hinblick zu vermuten steht, weil ich mich vorzugsweise auf dem weniger bekannten Boden Neumexikos bewege und, um höchst wichtige Punkte und Umstände nicht zu umgehen, sogar die sagenhaften Rückerinnerungen an die früheste Kulturgeschichte jener, einst von eingewanderten Völkerstämmen reich belebten Gegenden mit herangezogen habe.

Doch auch die Sagen, die sich an zerfallende Denkmäler der Vorzeit knüpfen und bald auf die eine, bald auf die andere Weise aufgefaßt und gleichsam umgebildet wurden, dienen mit dazu, den Charakter der Völker festzustellen und ihre Kulturfähigkeit, oder die Stufe der Kultur, auf der sie sich s c h o n oder n o c h befindet, zu bestimmen.

Wo nun Völkerstämme, verschieden, wenn auch verwandt in Abstammung und Herkommen, sowie verschieden in Neigungen und geistigen Anlagen nicht nur nebeneinander, sondern auch teilweise untereinander leben, da treten die Gegensätze, die unter ihnen bestehen, um so krasser zutage.

Derartige Kontraste lassen sich nicht besser, als gerade in der Erzählung hervorheben, und es ist merkwürdig, ja wichtig, zu beobachten, wie ein und dieselbe Naturumgebung auf die verschiedenen Völkerschaften auch einen verschiedenen Einfluß übt, und wie deren Verkehr mit der weißen Rasse mehr oder minder verderblich, in vereinzelten, aber meist dem

Altertum angehörenden Fällen auch segensreich auf sie eingewirkt hat.

Ich bin weit entfernt davon, ein verdammendes Urteil über Nationen zu fällen, weil sie noch auf der tiefsten Stufe tierischer Roheit stehen, wie es im Verlauf der Erzählung mitunter erscheinen mag. Ich beschreibe sie, unbefangen von den leider zu allgemeinen Vorurteilen, nach den einst an Ort und Stelle empfangenen Eindrücken, kann aber nicht umhin, den aufrichtigen Wunsch auszusprechen, daß die Mißgriffe der vordringenden Zivilisation ihr Ende erreichen und das Missionswesen durchgängig in befähigte, duldsame und wahrhaft christliche Hände übergehen möge.

Große Befriedigung gewährte es mir, bei dieser Arbeit Gelegenheit zu finden, das Entwürdigende und Demoralisierende der Sklaverei so recht klar vor Augen zu legen. Keineswegs aber bekenne ich mich zu der einen oder der andern Partei, die sich zurzeit im mörderischen Kampfe, bis jetzt aber noch nicht um das eigentliche Prinzip der Sklaverei, gegenüberstehen und die beide ihre Parteigenossen fast über den ganzen Erdball, in fremden Regierungen, öffentlichen Organen und sogar in den kleinsten geselligen Kreisen vertreten finden. Leider gibt es vereinzelte amerikanisierte Deutsche, die, ihr Herkommen und ihre tapfer kämpfenden und gesinnungstüchtigen Landsleute verleugnend und verleumdend, sich mit fanatischer Wildheit zu Verteidigern der Sklaverei aufwerfen und dabei die weniger lobenswerten Gewohnheiten der wirklichen Amerikaner zur Schau tragen, ohne sich zugleich den höheren Grad ihrer Gesittung angeeignet zu haben.

Die von mir in nachfolgenden Blättern gelegentlich ausgesprochenen Urteile entspringen der festen Überzeugung, daß es die heiligste Pflicht jedes rechtlich denkenden Menschen, jedes warmen Verehrers unumstößlicher Naturgesetze, jedes aufrichtigen Anhängers der unentstellten Lehren des Christentums ist, mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft gegen die fluchwürdigste aller weltlichen Einrichtungen zu eifern und zu streiten.

Ist die Sklaverei gebrochen, um nie wieder zu erstehen, was möglicherweise noch auf zehn Jahre und länger, aber nicht

auf ewig hinausgeschoben werden kann, dann erst ist Aussicht vorhanden, jene verderblichen Vorurteile, die jede dunklere Haut treffen und einen ganzen Kontinent verunzieren, mit Erfolg bekämpfen und endlich ganz niederwerfen zu können.

Zum Schluß verwahre ich mich nochmals streng gegen den Verdacht, ebenfalls von einer blinden Parteiwut ergriffen zu sein. — Ich schildere, was ich gesehen und beobachtet habe; und wenn ich auch das, was ich erzähle, nicht immer selbst erlebte, erfahren habe ich es gewiß; gleichviel, ob von schwellenden Lippen, versunken im Anschauen tropischer liebeglühender Augen, oder von alten Jagdgefährten, vor dem heimlichen Lagerfeuer in unwirtlicher Wildnis.

Potsdam, den 24. Dezember 1861.

Der Verfasser.





Erstes Kapitel.

Die Rancho.

Wenn nach lang anhaltender Dürre milder Regen den geborstenen und staubigen Boden der kalifornischen Niederungen befeuchtet, dann beginnt das im Schoß der Erde schlummernde Leben sich zu regen, und es genügt eine einzige Nacht, um die vorherrschende gelblich-graue Farbe hinter einem lieblichen grünen Schimmer zurücktreten zu lassen. Keime von Gräsern und Kräutern drängen sich hervor und überragen bald die geknickte vorigjährige Vegetation, die dann im Schatten ihrer Nachkommenschaft schnell wieder in befruchtenden Staub zerfällt.

Doch nicht nur im Reiche der Vegetation, sondern auch bei den Geschöpfen, die mehr oder minder von derselben abhängig sind, zeigt sich die Wirkung der bei warmer Frühlingsluft niederschlagenden Feuchtigkeit.

Alles ist voll Lust und voll Leben, die scheckigen Rinder wie die kraftvollen Rosse, die feinwolligen Schafe wie die bärtigen Ziegen.

Derartiges kann man hundertfach an solchen Stellen beobachten, wo die Rancho oder der Landsitz eines wohlhabenden kalifornischen Viehzüchters den Hauptpunkt einer umfangreichen, von der Natur bevorzugten Ebene bildet.

Solch eine Rancho liegt in der Mitte zwischen den Haupthöhen der Bernardino-Bergkette und der Küste des Stillen Ozeans.

Nach drei Seiten hin begrenzen malerische Gebirgszüge, je nach ihren Entfernungen bald tiefblau, bald hauchähnlich

sich von dem klaren Horizont abhebend, das weite, reich-bewässerte Tal. Ersteigt man aber auf der westlichen Seite einen der grasigen Hügel, so gewinnt man einen Blick auf das ewige Weltmeer; auf das Weltmeer mit seinen Stürmen und Wasserbergen, mit seinen Segeln und Inseln; auf das ewige Weltmeer in seiner Unveränderlichkeit und Mannigfaltigkeit.

Den Mittelpunkt dieser Rancho bilden vier große, von Luftziegeln in Würfelform errichtete Gebäude, die, mit den Giebeln zusammenstoßend, einen geräumigen viereckigen Hof einschließen. Zwei Pforten führen auf jeder Seite in den kastellähnlichen Bau; eine verhältnismäßig geringe Anzahl kleiner Fenster ziert die Außenwände; auf dem Hofe dagegen befinden sich so viele Türen, die, mit Glasscheiben versehen, zugleich auch als Fenster dienen, daß von den Mauern der Gemächer gewissermaßen nur noch Pfeiler übrig geblieben sind.

Ein erhöhter, sorgfältig gepflasterter, breiter Gang führt um den Hof an den Türen und Fenstern vorbei; ein von leichten, achteckigen, hölzernen Säulen getragenes Dach wölbt sich über demselben, und es wird dadurch eine Veranda hergestellt, welche die Bewohner des Hauses fast mehr benutzen als die Gemächer.

Die Veranda bietet aber auch in der Tat einen reizenden Aufenthaltsort, denn es sind nicht nur die Bänke, Tische und Hängematten, die ihr ein einladendes, wohnliches Aussehen verleihen, sondern auch die wohlgepflegten Pflanzen, Blumen und Ziersträucher, die hier die weißangestrichenen Säulen teilweise verhüllen, dort den in Beete eingeteilten Hof in ein niedliches Gärtchen verwandeln und gleichsam die Untertanen einer einsamen Palme zu sein scheinen, die ihr anmutiges Haupt hoch über die nahen Gebäude erhebt.

In der Mitte des Hofes befindet sich ein rundes, sorgfältig ausgemauertes Bassin. Es erhält sein klares Wasser auf unterirdischem Wege durch eine Bleiröhre von einem kleinen Nebenarm des Rio Santa Anna, und da ein Abfluß in ähnlicher Weise hergestellt worden ist, so brauchen

die Bewohner der Rancho nur eins der am Rande umherstehenden tönernen Gefäße in die Fluten zu tauchen, um sich mit einem ebenso erquickenden wie wohlschmeckenden Trunk zu versehen.

Um aber die kühle Frische des Trinkwassers noch zu erhöhen, sind in allen vier Ecken der Veranda große urnenähnliche, poröse Behälter aufgestellt worden, die stets gefüllt zu halten Sache der Diener ist. Überhaupt deuten alle Einrichtungen darauf hin, daß der Besitzer der Rancho nicht nur ein reicher Mann ist, sondern auch nichts verabsäumt, was für ihn und seine Hausgenossen zu den Annehmlichkeiten des Lebens beizutragen vermag.

Getrennt durch größere oder kleinere Zwischenräume schließen sich auf der Westseite die Wohnungen der Arbeiter, die Ställe und die Schuppen an das Hauptgebäude. Dieselben zeigen ebenfalls die mexikanische Bauart, das heißt sie sind einstöckig, mit flachem Dach, und unterscheiden sich vom Herrenhause nur durch geringeren Umfang und vielleicht auch durch den Mangel aller und jeder Architektur.

Eingefriedigte Weingärten bilden in nächster Nachbarschaft die Umgebung, und wo sich dann zwischen denselben sorgsam beschnittene Pfirsich- und Apfelbäume mit vereinzelten Pappelweiden in Gruppen zusammendrängen, da erheben sich, unregelmäßig zerstreut, elende Erdhütten von Eingeborenen. Letztere sind Überreste jener Indianerstämme, die einst auf den Missionen Kaliforniens die Segnungen der Zivilisation genossen, nach deren Verfall aber ins Elend zurücksanken und jetzt als freiwillige Leibeigene auf den verschiedenen Ranchos für den notdürftigsten Unterhalt geringe Dienste leisten.

Dies nun ist die Besitzung des Don José Guadalupe Sanchez, eines der begütertsten Landbesitzer und Viehzüchter Kaliforniens. —

Es war im ersten Monat des Sommers 1856. Der nächtliche Himmel wölbte sich in unbeschreiblicher Pracht über der stillen Landschaft und stützte sich, gleichsam als wenn ihm die Last der Millionen von Sternen zu schwer geworden wäre, ringsum auf Berg und Hügel.

Auf Sanchezs' Rancho herrschte Ruhe. Die Mitternachtsstunde war nicht mehr fern, und der größte Teil der Hausbewohner lag schon in tiefem Schlummer.

Der Ranchero selbst dagegen schien der letzte sein zu wollen, der sein Lager aufsuchte. Nachlässig ausgestreckt ruhte er in einer Hängematte, die zwischen zwei Säulen in geringer Höhe über dem Fußboden schwebte. Er wendete seine Aufmerksamkeit bald dem Anzünden einer neuen Zigarette, bald einem jungen Manne zu, der mit dem Rücken an eine der Säulen gelehnt auf der Erde saß, und dem er einzelne Anordnungen, die Arbeit des folgenden Tages betreffend, erteilte.

Der durch das nächste Fenster fallende Schein einer Lampe beleuchtete teilweise die Züge des jungen Mannes, ließ den Ranchero aber vollständig im Schatten, so daß man kaum die gedrungene, wohlbeleibte Gestalt und das schwarzbärtige Gesicht eines rüstigen Fünfzigers erraten konnte, der in Stimme und Ausdrucksweise eine gewisse Gutmütigkeit bekundete.

Sein junger Gefährte, der Majordomo oder Oberaufseher, sprach das Spanische geläufig und ohne auffallend fremden Akzent, doch zeigte er nichts von dem südlichen Typus, den man vielleicht bei ihm vermutet hätte, sondern gerade das Gegenteil.

Starke blonde Locken, die nach dortiger Sitte bis auf die Schultern niederfielen, faßten ein jugendliches, sonnenverbranntes Gesicht ein, auf welchem die deutsche Abkunft deutlich ausgeprägt war. Ein ebenfalls blonder, sehr starker krauser Bart verbarg den untern Teil desselben, doch erhielt die Physiognomie dadurch nichts Wildes; denn wenn im Laufe der Unterhaltung der Kopf sich so drehte, daß der Schein des Lichtes voll auf die abgerundeten Züge fiel, dann zogen ein Paar großer blauer Augen die ganze Aufmerksamkeit auf sich, weil sie eben mit klugem, aber überaus ehrlichem Ausdruck dreinschauten.

Die kräftige, wenn auch nicht übermäßig große Gestalt steckte übrigens in einem echt kalifornischen oder vielmehr mexikanischen Anzuge. Die kurze beschnürte Jacke, das unter

derselben hervorlugende faltige weiße Hemd, die aus zweierlei Tuch angefertigten, weiten, geschlitzten Beinkleider oder Calzoneros mit dem reichen Besatz von Schnüren und runden Knöpfchen kleideten ihn aber gut und ließen die ganze Erscheinung nur vorteilhafter hervortreten, und eine heißblütige Südländerin würde ihre Natur gewiß vollständig verleugnet haben, wenn sie die Blicke nicht etwas länger auf dem jungen Majordomo, als auf jedem andern hätte ruhen lassen.

„Caramba! Sennor Don Roberto!“ rief Sanchez nach einigen Minuten des Schweigens fröhlich aus, „Ihr Deutschen seid und bleibt Deutsche, das heißt, ihr mögt unternehmen, was ihr wollt, immer werdet ihr den Ausgang eurer Unternehmungen bezweifeln, und dieses und jenes so lange erwägen, bis euch andere Leute zuvorgekommen sind und ihr das leere Nachsehen habt.“

Robert schwieg; er mochte das Zutreffende des Vorwurfs, der ihm und zugleich seiner Nation gemacht wurde, fühlen, und erst als Sanchez ihm durch lautes gutmütiges Lachen das Harmlose seiner Bemerkung darlegte, ging er auf die Unterhaltung ein.

„Ihr wißt, Sennor,“ hob er an, „wie anhaltend mein Freund Sidney und ich zwei Jahre lang in den Golddistrikten gearbeitet haben; Ihr wißt genau, wie hoch sich die Erfolge unserer Mühen und Entbehrungen belaufen; Ihr wißt aber auch, daß es uns erst, seit wir bei Euch in Dienst stehen, gelungen ist, unsere Ersparnisse zu verdoppeln, und zwar durch Unternehmungen, deren Gelingen wir eigentlich nur Eurer Güte danken. Wir beide sind auf diese Weise soweit gekommen, uns mit unsern Mitteln eine sichere Zukunft gründen zu können. Wenn ich selbst nun auch gern bereit bin, auf die vorgeschlagene Spekulation einzugehen, so habe ich auf der andern Seite wieder Verpflichtungen gegen die Eltern meines Freundes Sidney, Verpflichtungen, die mir verbieten, den Sohn zu veranlassen, den schwer erworbenen Verdienst aufs Spiel zu setzen.“

„Alle Achtung vor Eurer Denkungsart!“ entgegnete der Ranchero lachend; „wenn Ihr aber Sidney nicht mehr

Unternehmungsgeist zutraut, als Ihr selbst besitzt, dann kennt Ihr Euern Freund ebensowenig, wie die ganze amerikanische Nation. Übrigens habt Ihr dabei gar nichts zu wagen.“

„Weiter nichts, als unser ganzes Vermögen,“ erwiderte Robert, „und ich bin überzeugt, Sidney denkt ernstlich daran, zu den Seinigen an den Missouri zurückzukehren, was ein derartiger Verlust natürlich unmöglich machen würde.“

„Es ist ja aber doch nicht für mich, daß Ihr die Reise antreten sollt,“ versetzte der Ranchero mit mehr Ernst im Ton seiner Stimme. „Es ist ja nicht für mich, obgleich ich mich auch dabei beteilige. Ich wünsche Euret- sowie auch Eures Freundes wegen, daß Ihr Euer Kapital verdoppeln und verdreifachen sollt, und darum nur rede ich Euch so dringend zu. Und wie schnell ist es gemacht?! Acht Monate ist gar kein Zeitraum, Caramba! Wenn ich nur fünfzehn Jahre jünger wäre, dann wollte ich selbst Euch den Weg zeigen. Doch laßt sehen: morgen brennen wir die letzten Pferde, in den nächsten acht Tagen ordnet Ihr die verschiedenen Rechnungen und Listen; in den darauffolgenden acht Tagen rüstet Ihr Euch zur Reise aus, und beim Beginn des Herbstes seid Ihr dann wohlbehalten am Rio Grande del Norte. Die Wintermonate bringt Ihr in Santa Fé, El Paso oder Albuquerque zu, wo Ihr bei meinen Freunden eine angenehme Zeit verlebt und zugleich die Geschäfte einleitet; und wenn der Schnee auf den Bergen wieder schmilzt, tretet Ihr Eure Rückreise mit einer Herde von zwanzigtausend Schafen an, die wir dann hier für das Dreifache des Einkaufspreises veräußern.“

„Vorausgesetzt, daß die Herde unterwegs nicht verloren geht,“ warf Robert ein, dessen Neigung zum Abenteuerlichen allmählich die Oberhand gewann.

„Da ist schon wieder der überlegende Deutsche,“ erwiderte der Ranchero mit lautem Lachen. „Ihr wollt immer überlegen und erwägen, und zwar nur deshalb, um Euch hinterher über Euern eigenen Mangel an Energie zu ärgern und, was noch schlimmer ist, Euch von klügeren Menschen verlachen zu lassen. Kolumbus, seligen Andenkens, würde Amerika nie entdeckt haben, wenn er ein Deutscher gewesen wäre.“

„Ihr beurteilt die Deutschen ziemlich hart, Sennor," antwortete Robert schnell, jedoch ohne Heftigkeit. „Ich will Euch aber beweisen, daß nicht alle Deutsche Euern Vorwurf verdienen, und wenn nur Sidney —"

„Sidney?" fragte Sanchez, dessen Fröhlichkeit sich immer mehr steigerte, „Sidney? nun wohl, ich habe schon längst mit ihm darüber gesprochen, und er ist es gerade, der Euch durch mich anspornen läßt! Ja, ja, auch Sidney weiß, daß ihr Deutschen scharf gespornt werden müßt, ehe ihr zum Bewußtsein eurer Kraft gelangt. Ich räume indessen ein, daß bei euch eine übergroße Gewissenhaftigkeit schwer in die Wagschale fällt."

„Also Sidney ist für das Unternehmen? Gut, wenn er mir gegenüber seine Ansichten nicht ändert, und wenn er vergißt, daß seine Eltern schon seit einem Jahr nach ihm ausschauen, so will ich mich seinen Wünschen fügen."

„Und gewiß gern fügen, denn bei euch bedarf es weiter nichts, als euch flügge zu machen."

Ehe Robert dem Ranchero antworten konnte, begann dieser, dem die Reise als eine abgemachte Sache galt, seine Ansichten und Pläne betreffs der zu organisierenden Expedition genauer zu erörtern.

„Über die Richtung der Reise," hob er an, „ob nun am Gila hinauf, oder auf der vom Kapitän Whipple erforschten nördlicheren Route, sollt Ihr selbst entscheiden, oder vielmehr der schwarze Juan, den ich Euch als Führer beigeben werde. Juan ist ein braver Bursche, und die Erfahrungen, die er während seiner langjährigen Gefangenschaft unter den Navahoes sammelte, werden von größter Wichtigkeit für Euch sein. Ich würde Euch auch Ramiro mitgeben, wenn ich ihn nicht dazu ausersehen hätte, Euch während Eurer Abwesenheit zu vertreten und so lange die Geschäfte des Majordomo zu übernehmen."

„Ich kann Euch nur dankbar dafür sein," bemerkte Robert schnell, „daß Ihr mir Ramiro nicht zugesellen wollt. Bei der Abneigung, die er gegen mich hegt, könnte doch nie ein freundschaftliches Verhältnis zwischen uns zustande kommen, was

gewiß nicht ohne nachteiligen Einfluß auf unser Unternehmen bleiben würde."

„Was Ihr nur gegen Ramiro habt?" fragte Don Sanchez, wie zu sich selbst sprechend. „Wenn wirklich eine Abneigung vorhanden ist, so liegt sie mehr auf Eurer, als auf seiner Seite, denn noch nie hörte ich Ramiro anders, als mit der größten Hochachtung Eurer erwähnen. Ich hoffe darum mit Zuversicht, Ihr werdet Euch nach Eurer Rückkehr noch gegenseitig liebgewinnen, denn Ramiro ist und bleibt doch immer ein naher Verwandter von mir. Um aber auf andere Dinge zurückzukommen: Außer Juan erhaltet Ihr noch acht Knechte, deren Zahl Ihr nach eigenem Ermessen am Rio Grande mit Bequemlichkeit verdoppeln oder verdreifachen könnt, je nachdem die Herden, die Ihr im Laufe des Winters zusammenbringt, beschaffen sein werden. Zur Rückreise würdet Ihr natürlich die Gila-Straße wählen, denn einesteils ist die Bodengestaltung dort für die Schafe günstiger, und dann habt Ihr auch weniger von den Eingriffen der Indianer zu befürchten. Wenn ich selbst nur mitreisen könnte, welch' lustige Fahrt sollte es dann wohl werden!"

„Auch mir wäre es lieber, mit Euch zusammen zu reisen," entgegenete Robert, „denn da kaum der zehnte Teil der vereinigten Herden auf Sidney und mich fällt, so bleibt es immer eine sehr große Verantwortlichkeit, die wir mit den übrigen neun Zehnteln übernehmen."

„Caramba! schon wieder Eure Bedenklichkeiten? Seid doch kein Kind, und lernt endlich einsehen, daß ich wohl weiß, wem ich mein Eigentum ohne Gefahr anvertrauen darf. Trifft uns wirklich ein Verlust, was die heilige Jungfrau verhüten möge, dann können wir uns mit gutem Gewissen sagen, daß wir selbst ihn nicht verschuldet haben. Aber es wird spät," fuhr der Ranchero fort, indem er die glimmende Zigarette fortwarf und die schwankende Hängematte verließ. „Es wird spät, und einige Stunden Ruhe dürften Euch sowohl wie mir willkommen sein. Zu wann habt Ihr die Arrieros bestellt?"

„Gleich nach Aufgang der Sonne sollen sie vor Eurer Tür halten," antwortete Robert, der sich ebenfalls erhoben hatte. „Werden die Damen mit uns zugleich aufbrechen?"

„Natürlich!“ erwiderte der Ranchero, „das Fest des Brennens der letzten Pferde wäre ja nicht vollständig, wenn die Damen auch nur eine Minute bei demselben fehlten. Paßt nur auf, wie geschickt die Burschen ihre Lassos handhaben, wenn sie merken, daß schöne Augen auf sie niederblicken. Caramba, Don Roberto! Es lebt noch immer etwas Ritterlichkeit in den Nachkommen der alten Kastilianer!“

„Wird das Fest den Damen aber nicht gefährlich werden können?“

„Den Damen gefährlich?“ fragte Don Sanchez zurück, wobei er in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Ich meine nur, weil die Arrieros das Fest mit einer Bärenjagd beschließen wollen. Sie haben nämlich schon seit langer Zeit einen mächtigen Grizzly drüben in den Gebirgsschluchten ausgekundschaftet, und beabsichtigen, sobald das letzte Pferd gebrannt ist, ihn auf die Ebene zu locken oder zu treiben, und dort mittels ihrer Lassos lebendig zu fangen. Ein Trupp Indianer ist schon heute abend aufgebrochen, um bei den Gebirgsquellen, die der Bär besucht, Feuer anzuzünden und ihn dadurch zu zwingen, seinen Trunk weiter unterhalb an einem Bache zu suchen. Auch einige junge Schweine haben sie mit an den Bach genommen, um den Appetit des grimmigen Burschen durch den Anblick seiner Lieblingsspeise zu reizen und ihn auf diese Weise in der Nähe zu halten.“

„Herrlich! Mille Caramba!“ rief der Ranchero, „das nenne ich ein Fest würdig beschließen! und die Damen sollten nicht mit dabei sein, meint Ihr?! O, Don Roberto, Don Roberto! Laßt Inez ja nichts von Eurer Besorgnis merken, wenn Ihr nicht ausgelacht werden wollt. Ich wette, der schwarze Juan ist die Haupttriebfeder zu dieser Jagd gewesen. In der Tat, ein gewandter Junge; Carajo! Die buntesten Calzoneros, die nur aufzutreiben sind, soll er dafür haben, und einen Fandango will ich den lustigen Jungens morgen abend geben, wie sie ihn bis jetzt noch nicht schöner erlebt! Also eine Bärenjagd? Das hätte ich mir nicht träumen lassen; um so mehr Grund, noch etwas Ruhe zu suchen. Gute Nacht, Don Roberto,

entzweit Euch nicht mit Eurem Freunde Sidney, wenn Ihr auf die Reise zu sprechen kommt!"

Mit diesen Worten verabschiedete der Ranchero seinen Majordomo, der höflich grüßend über den Hof dem gegenüberliegenden Flügel zuschritt und in einer offenstehenden Tür verschwand.

„Ein grundehrlicher Bursche, dieser deutsche Abenteurer," sagte Sanchez halblaut vor sich hin. „Nichts von dem schmutzigen, anmaßenden Eigendünkel der Engländer und Amerikaner; wäre ganz der Mann für meine Inez, und wenn ich mich nicht irre —"

Die Fortsetzung dieses Selbstgesprächs verhallte hinter der Tür, durch welche er in das erleuchtete Gemach eingetreten war, und lautlose Stille herrschte dann auf dem geräumigen Hofe.

Leise, als wenn der Luftzug sie bewegt hätte, teilten sich jetzt in der Nähe, wo Robert gesessen, die dichtbelaubten Zweige der Rosenbüsche auseinander, und es wurden die dunkeln Umrisse eines menschlichen Kopfes und darauf eines ganzen Mannes sichtbar, der sich langsam in den mit Sand bestreuten Pfad schob und dort behutsam aufrichtete.

Längere Zeit verharrte er in lauschender Stellung, und als er sich dann überzeugt zu haben glaubte, daß er von keiner Seite beobachtet werde, schlich er geräuschlos nach der mittleren Tür im westlichen Flügel, durch die er in einen geräumigen Flur gelangte, auf dessen westlicher Seite ein größeres Portal ins Freie führte.

Der geheimnisvolle Lauscher war indessen keineswegs unbeobachtet geblieben; denn schon lange, bevor Don Sanchez und Robert sich voneinander trennten, drückten zwei junge Mädchen in dem zunächstliegenden Gemach ihre weißen Stirnen an die Fensterscheiben und blickten unverwandt nach der Stelle hin, wo, wie sie durch Zufall erfahren hatten, der Mann schon seit einer Stunde verborgen lag. Er war ihnen nicht fremd, und nur um die Beweggründe kennen zu lernen, die ihn zu solch' auffallendem Benehmen veranlaßten, vermieden sie es, ihn zu stören, oder ihre Kenntnis des Umstandes zu verraten.

Die Dunkelheit des Zimmers verhinderte, daß sie von außen her wahrgenommen werden konnten. Trotzdem unterhielten sie sich nur im leisesten Flüstertone.

„Hast du dich auch nicht getäuscht, Maria?" fragte das eine Mädchen leise, ohne die Blicke von dem Rosenbeet abzuwenden. „War es wirklich mein Vetter Ramiro, der sich dort verbarg? Und weißt du gewiß, daß es kein Räuber ist, der das Leben meines Vaters und das des jungen Deutschen bedroht?"

„Ich erkannte ihn so gewiß, als ich dich an meiner Seite weiß, teuerste Inez," entgegnete die Angeredete. „Ich bin überzeugt, er befindet sich nur dort, um deinen Vater und Don Roberto zu belauschen."

„Dann hat er aber auch noch andere, versteckte Gründe, die ihn zu solchem Benehmen veranlassen," versetzte Inez mit Heftigkeit. „Er will Roberto nicht wohl; und wenn er noch hundertmal besser von meines Vaters Majordomo spräche, so würde ich doch nie das Mißtrauen besiegen können, das ich in jedes einzelne seiner Worte setze. Ich darf es nicht leugnen, ich fürchte Ramiro, trotzdem er mein Verwandter und mein Vater ihm so zugetan ist."

„Wenn du ihn fürchtest," erwiderte die andere Lauscherin, „warum trittst du nicht gleich vor deinen Vater hin und sagst: dort liegt Ramiro verborgen! überzeugt Euch von seiner Falschheit."

„Und was würde Roberto von mir denken, wenn er erführe, daß ich ihn belauschte?"

„Er würde dir gewiß auf seinen Knien für die Teilnahme danken, die du für ihn an den Tag legst," bemerkte Maria mit unterdrücktem Kichern.

„Schweig mit deinen Torheiten; ich hege nicht mehr Teilnahme für den deutschen Fremdling, als für jede andere dritte Person. Ich will aber nicht, daß hier unter den Augen meines Vaters irgend etwas vorgehe, was er tadeln würde, wenn er es wüßte. Aber still, sie ziehen sich zurück; laß uns genau darauf achten, wo Ramiro bleibt."

Mit gespanntester Aufmerksamkeit schauten die beiden Mädchen nach dem Rosenbeet hinüber. Als sich dann die

dunkle Gestalt des verborgenen Mannes erhob und behutsam dem westlichen Ausgang zuschlich, anstatt sein Gemach aufzusuchen, da vermochte Inez nicht länger an sich zu halten.

„Er ist es,“ flüsterte sie ihrer Gefährtin zu, indem sie dieselbe heftig am Arm ergriff, „ich erkenne seinen schlanken Wuchs, es ist Ramiro. Doch was sind seine Pläne? Geschwind die dunkeln Rebosos, Maria, und dann laß uns nachfolgen!“ Mit einem Feuer, dessen nur die Südländerinnen fähig sind, hüllten sie ihre Gestalten in große schwarze, schleierähnliche Überwürfe, und als Ramiro auf der Außenseite des Hauses die Tür hinter sich ins Schloß drückte, glitten sie wie schwebende Schatten auf den Flur und beobachteten mit neugierigen Blicken die Bewegungen des Davoneilenden.

Sobald sie ihn weit genug glaubten, um nicht mehr von ihm bemerkt zu werden, traten auch sie ins Freie, und folgten ihm in gewisser Entfernung.

Ganz gegen ihr Erwarten schlug Ramiro einen Pfad ein, der durch eine Öffnung in der stacheligen Kaktuseinfriedigung aufs freie Feld führte.

Sie errieten indessen leicht, daß er diesen Umweg nur wählte, um gesicherter gegen eine zufällige Beobachtung zu bleiben. Mehrere Male stand er still und spähte umher, doch nur kurze Zeit, und suchte dann durch vergrößerte Eile das dadurch entstandene Versäumnis wieder einzuholen. Die beiden Sennoritas hatten bei solcher Gelegenheit die größte Mühe, sich seinen Augen zu entziehen, und verdankten es einzig dem Schatten einer der undurchdringlichen Quereinfriedigungen, daß sie überhaupt unentdeckt blieben.

Endlich trat der nächtliche Wanderer aus dem Pfade und bog auf das äußerste Haus des Dorfes zu, das abgesondert von den übrigen Gebäuden in einem kleinen Gärtchen lag.

„Er geht zu El Muerte,“ flüsterte Inez ihrer Gefährtin zu, „nichts Gutes kann er bei diesem finsteren Arriero wollen. O, Maria, nicht vergeblich nennen die Leute diesen Menschen ‚El Muerte‘, er sieht ganz so aus, als wenn er den Tod im Herzen trüge. Seit Roberto die Sage von den Vampyrs erzählte, kann ich El Muerte nicht anblicken, ohne dabei dieser

Blutsauger zu gedenken. Mein Vater behält ihn übrigens nur, weil er eine wahrhaft unnachahmliche Geschicklichkeit im Werfen des Lasso besitzt."

„Möge die gebenedeite Jungfrau uns beschützen," murmelte die zaghaftere Maria vor sich hin, indem sie sich dreimal bekreuzigte; „Roberts Erzählung von dem Vampyr ist vielleicht gar kein Märchen, und El Muerte ist in der Tat ein menschlicher Blutsauger."

Sie schmiegte sich fester an ihre Freundin, und schweigend folgten sie der von der schwarzen Gestalt angedeuteten Richtung.

Sie waren kaum noch hundert Schritte von der Hütte des Arrieros entfernt, Ramiro dagegen war schon in den Schatten des Gebäudes getreten, da vernahmen sie plötzlich das Knurren und wütende Anschlagen zweier bissiger Hunde.

Sie erschraken, und wie festgewurzelt blieben ihre Füße auf dem Boden haften. Fast gleichzeitig öffnete sich die Tür der Hütte, und sie erkannten vor dem schwachen Lichtschimmer, der durch sie fiel, die Gestalt El Muertes. Die Hunde verstummten auf seinen Befehl, und es erfolgte dann eine kurze Unterhaltung zwischen ihm und Ramiro, worauf sie die Hunde an sich lockten, mit diesen in das einzige Gemach des Hauses traten und die Tür hinter sich schlossen.

„Sie haben die Hunde mit hineingenommen," sagte Inez jetzt, die sich durch diesen Umstand bedeutend erleichtert fühlte. „Laßt uns eilen, vielleicht gelingt es uns, sie zu belauschen!" und die widerstrebende Maria mit sich ziehend, beflügelte sie ihre Schritte so sehr, daß sie sich vor dem geschlossenen Fensterladen der Hütte befand, noch bevor die beiden Männer sich niedergelassen hatten.

In der Hoffnung aber, einen Blick in das Innere zu gewinnen, fanden sie sich getäuscht, denn Tür und Laden schlossen so dicht, daß kaum ein schmaler Lichtschein die Stellen bezeichnete, wo das Holz mit dem Mauerwerk verbunden war. Da aber, wahrscheinlich um frische Luft hineinzulassen, die Fenster nach innen offen standen, so schlugen die Stimmen der beiden Männer deutlich an ihr Ohr; freilich nicht deutlich genug, um die ganze Unterhaltung genau zu verfolgen, doch

hinreichend, um sich, namentlich wenn die Stimmen gehoben wurden, einen Zusammenhang herstellen zu können.

Nach einigen unverständlichen, einleitenden Redensarten vernahmen sie denn auch die von El Muerte gesprochenen Worte: „Mille Carajo! Sennor Ramiro, ich sage Euch, wenn es so fortgeht, dann wird dieser hergelaufene deutsche Mayordomo uns alle nach der Reihe knechten."

„Ha, Ihr wißt nicht, zu was er ausersehen ist!" entgegnete Ramiro, „er soll Schafherden von Neumexiko holen, und zwar mit auf seine eigene Rechnung. O, wartet nur, Ihr sollt ihn erst kennen lernen; mit seinen Geldmitteln wird auch sein Übermut wachsen, und ihr alle, ja sogar ihr edlen Arrieros, werdet noch seine Sklaven werden."

El Muerte, dessen eigentlicher Name Gonzalez war, fühlte sich durch Ramiros Worte bis aufs Mark verwundet. Er schwieg einen Augenblick. Dann aber in ein höhnisches Gelächter ausbrechend, rief er mit berechneter Bosheit seinem Gefährten zu:

„Wir seine Sklaven?! Hahaha! die Welt ist groß; der erste Arriero Kaliforniens findet überall sein Brot. Aber die schöne und reiche Inez, die Ihr schon als die Eurige betrachtet, kann nur einen einzigen Gatten finden. Daß Ihr indes dieser einzige nicht seid, dafür wird der übermütige Majordomo schon seinerzeit sorgen!"

„Er denkt nicht daran!" flüsterte Inez mit unterdrückter Heftigkeit, indem sie vor Erregung die Nägel ihrer kleinen Hand so tief in den weichen Arm ihrer Freundin grub, daß diese vor Schmerz zusammenzuckte. „Er denkt nicht daran, sein Herz ist in seiner schönen Heimat!"

Und fester schmiegten sich die lauschenden Sennoritas an den Fensterladen.

„Der erste Arriero Kaliforniens wird wohl der schwarze Juan bleiben," versetzte Ramiro mit unverkennbarem Hohn, offenbar, um den Grimm El Muertes bis aufs äußerste zu stacheln.

„Carajo! ich sage nein! Wir wollen sehen, wer morgen dem Bären zuerst die Schlinge um den kurzen Hals wirft! Ich sage nein, tausendmal nein! Aber die Sennorita fischt Euch der Deutsche vor der Nase weg!"

„Er tut es nicht!“ erwiderte Ramiro zähneknirschend, „er tut es nicht, ebensowenig wie er Euch zu seinem Sklaven macht, wenn Ihr so wollt wie ich.“

„Alles will ich, was den verhaßten Fremden von hier fortschaffen kann,“ ließ sich jetzt des finstern Arrieros Stimme vernehmen.

„Von hier fort geht er nächstens, ohne Euer oder mein Zutun, aber er geht, um doppelt gefährlich für uns zurückzukehren. Ich mache Euch darauf aufmerksam, Euch, den Träger eines alten berühmten Namens: was geschehen soll, muß vor seiner Abreise nach Santa Fé geschehen.“

„Ich seh' es ein,“ sagte El Muerte kaum verständlich vor sich hin. „Ich seh' es ein, er ist uns beiden im Wege.“

„Habt Ihr wohl an die Bärenjagd gedacht?“ fragte Ramiro plötzlich, als ob er aus einem Traum erwache.

„Die Bärenjagd?“ fragte El Muerte zurück, „gewiß habe ich das, und ihr alle sollt entscheiden, wer den Sieg davonträgt, der schwarze Juan oder ich.“

„Es handelt sich nicht um einen Sieg, es handelt sich hier um ganz andere Dinge,“ erwiderte Ramiro, „doch merkt auf.“

Die Mädchen vernahmen jetzt ein kurzes Rücken von Stühlen, ohne Zweifel dadurch erzeugt, daß die beiden Verbündeten sich einander näherten, um mit gedämpfter Stimme zu beratschlagen.

Die Sennoritas hielten den Atem an, aber vergeblich; sie unterschieden nur leises Murmeln, dessen Sinn ihnen dunkel blieb. Mehrmals trat die leidenschaftliche Inez einen Schritt zurück, um, das Nutzlose ihres längern Harrens einsehend, sich auf den Heimweg zu begeben, und ebenso oft brachte sie, von einem unwiderstehlichen Drang getrieben, ihr Ohr wieder an die dünne Holzverkleidung.

Allmählich wurden die Stimmen wieder etwas lauter, als ob innere Aufregung sich der Männer bemächtigt habe, und Inez strengte sich doppelt an, Laute und Silben voneinander zu trennen.

Plötzlich fuhr sie zurück, wie vor dem Biß einer giftigen Tarantel; sie hatte einige Worte verstanden, Worte, die ihr

das Blut in den Adern stocken machten und ihr die ruhige Überlegung raubten. Krampfhaft erfaßte sie den Arm der Freundin, und längere Zeit dauerte es, ehe sie sich hinlänglich gesammelt hatte, um ihren Gefühlen Ausdruck geben zu können.

„Maria, komm'!“ sagte sie dann mit bebender Stimme zu der erschreckten Gefährtin, die sich fast willenlos von ihr fortziehen ließ; und einige Minuten später, da befanden sie sich wieder auf der Stelle, wo sie kurz vorher aus dem Pfade herausgebogen waren.

Hier standen sie still, um Atem zu schöpfen.

„Hast du es vernommen?“ fragte Inez, die zuerst Worte fand.

„Keine Silbe, ich vernahm nur unverständliches Murmeln; aber ich errate,“ fuhr die von Entsetzen ergriffene Maria fort, „El Muerte ist ein Vampyr und will uns das Blut aussaugen! Heilige Mutter Gottes, beschütze uns!“

„Kein Vampyr, kein Blutaussauger,“ erwiderte die mutigere Inez ungeduldig. „Dergleichen lebt nur in deiner Phantasie. Aber um Blut handelt es sich, um Blut, das gewaltsam vergossen werden soll.“

„O, entdecke alles deinem Vater, teuerste Inez,“ flehte Maria voll Angst, „sage es ihm und wälze die Verantwortlichkeit für das, was du erfahren, von deinem Gewissen. Komm, komm, laß uns eilen, ich vergehe vor Grauen;“ und Inez bei der Hand ergreifend, zog sie diese in der Richtung nach der Rancho fort.

Inez folgte mechanisch, wie in tiefe Gedanken versunken, doch nur einige Schritte; dann aber riß sie sich los, und dicht an ihre Freundin herantretend, sagte sie mit langsamer, fester Stimme: „Maria, was wir heute gesehen und erfahren, darf außer uns niemand wissen; auch El Muerte und Ramiro dürfen keine Ahnung davon erhalten.“

„Auch nicht dein Vater?“ fragte Maria zagend.

„Auch nicht mein Vater; er würde durch sein Einschreiten nur die Rache dieser beiden Menschen heraufbeschwören. Ich befehle dir, ich beschwöre dich! laß diese Nacht ein Geheimnis bleiben. — Um keinen Preis darf Robert wissen, daß wir über

ihn wachten und ihn beschützten; vielleicht später, wenn er in seine schöne Heimat zurückgekehrt ist, wohin sein Herz sich zu sehnen scheint." —

Hier schwieg Inez; ihre Stimme hatte bei den letzten Worten einen weichen, ja traurigen Ausdruck angenommen, so daß ihre Freundin sich weinend in ihre Arme warf und sie bebend an sich drückte.

„Teuerste Inez!" flehte das geängstigte Mädchen, „komm', laß uns nach Hause eilen. Du bist krank; El Muerte, der Vampyr, er hat dir's angetan; komm', laß uns fliehen!"

„Nicht El Muerte, nicht Ramiro!" erwiderte Inez mit seltsamer Energie, ohne von der Stelle zu weichen. „Aber es soll ihnen nicht gelingen!" fuhr sie fort, indem sie leidenschaftlich mit dem Fuß auf den feuchten Boden stampfte. „Er soll's nicht ahnen, aber ich will ihn retten, ja — ich!"

Mit diesen Worten ergriff sie ihre Gefährtin bei der Hand und schlug eine Richtung ein, die sie noch weiter abwärts von ihres Vaters Haus führte.

„Inez, Inez, besinne dich!" flehte Maria, ihre Freundin abermals zurückhaltend. „Deines Vaters Haus liegt ja dort drüben! O der Vampyr, der Vampyr! Heilige Mutter Gottes, beschütze uns!"

„Schweig mit deinen Albernheiten!" sagte Inez jetzt mit ungewöhnlicher Heftigkeit. „Willst du mich begleiten, dann komm', willst du nicht, dann eile, so schnell du kannst, nach Hause. Ich weiß, wohin ich gehe, und eh' der Tag anbricht, müssen wir schon wieder in unserm Zimmer sein. Aber ich wiederhole dir, mein Gang muß für alle, jedoch am meisten für ihn, ein Geheimnis bleiben."

Eilig setzte sie dann ihren Weg durch das betaute Gras fort, unbekümmert, ob die Gefährtin ihr folge oder nicht. Diese aber hielt sich dicht hinter ihr und schaute zagend nach dem östlichen Horizont, der sich mit einem bleichen Schimmer zu überziehen begann.

Mehr fliegend als gehend gelangten die Wanderinnen nach etwa fünf Minuten vor eine der undurchdringlichen Kaktusmauern. Nur einen Augenblick verharrte Inez wie

unentschlossen vor derselben, und sich dann schnell umwendend, eilte sie beflügelten Schrittes an der Einfriedigung hinauf. Sie fand sehr bald einen Durchgang, trat ohne Zögern auf die andere Seite der Hecke und lenkte dann auf eine Baumgruppe zu, deren dunkle Massen scharf gegen den gestirnten Himmel kontrastierten und sich wie riesenhafte weidende Ungetüme ausnahmen.

Für die furchtsame Maria waren es lauter drohende Schreckgestalten; Inez dagegen eilte unaufhaltsam weiter; für sie gab es jetzt weder Angst, noch Schrecken, denn sie hatte ein Ziel vor Augen, das auf alle Fälle erreicht werden mußte.

Das Anschlagen mehrerer Hunde veranlaßte Inez plötzlich stillzustehen. Sie schaute um sich und ließ ihre Blicke prüfend auf einer Reihe formloser Schatten ruhen, die sich nur vor einem scharfen Auge von den dichten Laubmassen lösten.

„Dort wohnt er,“ sagte sie nach einigem Sinnen, wie zu sich selbst sprechend, und bald darauf stand sie vor einer kleinen, halb aus Lehmerde, halb aus Zweigen und Pfählen errichteten Hütte, von deren flachem vorspringenden Dach ihr zwei große Wolfshunde grimmig entgegenbellten.

Ohne Bedenken trat sie unter die einfache Veranda, näherte sich einem aus vier Scheiben zusammengesetzten Fenster, klopfte mit dem gekrümmten Zeigefinger leise an und rief zugleich mit halblauter Stimme: „Juan, schwarzer Juan!“

Das letzte Wort war ihren Lippen noch nicht entflohen, als Maria, einen Schrei des Entsetzens ausstoßend, zu ihr heransprang und sie, wie Schutz suchend, fest umarmte.

Erschreckt schaute Inez zur Seite, und auch ihr schwebte ein Angstruf auf den Lippen, als sie dicht neben sich eine weiße Gestalt gleichsam dem Boden entsteigen sah.

„Juan, bist du es?“ fragte sie, nachdem sie ihre Fassung wiedergewonnen.

„Es ist der schwarze Juan, Sennorita!“ antwortete eine tiefe, aber jugendliche Stimme, und eine mittelgroße männliche Gestalt, deren Glieder ein faltiges, weißes baumwollenes Hemd und ebensolche Beinkleider verhüllten, warf den Serape, der

sie so lange bedeckt hatte, zur Seite und trat dicht vor die beiden Mädchen hin.

„Ich liebe es, im Freien zu schlafen," fuhr dieselbe Stimme fort, „die Luft unter dem Dach ist drückend und macht böse Träume. Doch was sind Eure Befehle, edle Sennorita? Ihr wißt ja, mein Leben gehört Eurem Vater und Euch."

„Ja, treu bist du, Juan, niemand bezweifelt es," versetzte Inez freundlich, „aber ich verlange jetzt, daß du es mir beweisen sollst."

„Wenn die Sonne scheint, dann nimmt der Baum ihre Strahlen dankbar in Empfang," entgegnete Juan, der während einer langjährigen Gefangenschaft unter den Navahoes etwas von ihrer bilderreichen Redeweise angenommen. „Ebenso werde auch ich Eure Befehle dankbar hinnehmen," schloß er, indem er die langen schwarzen Haare zurückstrich.

„Gut, Juan, ich muß auf der Rancho zurück sein, noch ehe einer der Hausgenossen sein Lager verlassen hat. Begleite mich daher und ich werde dir unterwegs alles mitteilen."

Statt aller Antwort legte der Mexikaner eine zerbrechliche Leiter an das vorstehende Dach der Hütte; die Hunde stiegen behende auf derselben nieder, und nachdem er sie durch einige kurze Laute angewiesen worden waren, unter der Veranda zurückzubleiben, ergriff er den auf dem Boden liegenden Serape, warf ihn nachlässig um die Schultern und bedeutete die Mädchen dann, daß er bereit sei, ihnen zu folgen.

„Die Kahuillas schlafen fest," sagte Juan im Weggehen, einen Blick auf die Reihe von Hütten werfend, die sich, ähnlich Maulwurfshügeln, unter den Bäumen erhoben. „Eine träge Rasse, im Vergleich mit den Navahoes. Sie sollten eigentlich schon munter sein, um sich zur Bärenjagd zu rüsten."

„Ja, die Bärenjagd," versetzte Inez, die mit Maria dem Mexikaner solange schweigend vorausgeschritten war. „Die Bärenjagd, das ist es, worüber ich mit dir sprechen wollte, aber tritt an meine Seite, guter Juan."

„O, Sennorita! ich werde Euch zeigen, wer der beste Arriero Kaliforniens ist; Ihr sollt sehen, daß meine Schlinge

dem Bären die Luftröhre schon zuschnürt, wenn El Muertes Lasso noch lustig in der Luft wirbelt!"

„Ich bitte dich aber, guter Juan, und ich weiß, du wirst es mir nicht abschlagen, deinen Lasso nicht aus der Hand zu geben. Ich bitte dich, mir zur Seite zu reiten und nur auf einen Wink von mir deine Geschicklichkeit zu zeigen."

„Sennorita!" rief der Arriero aus, indem er stehen blieb und seinen Strohhut vom Kopfe riß. „Sennorita, befehlt, daß ich mir die Hand abhaue, und es wird geschehen; befehlt aber nicht, daß ich El Muerte den Sieg überlassen soll. Seit zwei Monaten bewache ich den Bären, der zufällig auf dieser Seite des Gebirges sein Lager aufgeschlagen hat. Ich habe ihn so umstellen lassen, daß er auf die Ebene flüchten muß, wo er uns nicht entkommen kann. In zehn Jahren wird sich eine solche Gelegenheit vielleicht nicht wieder bieten, und ich sollte El Muerte den Sieg überlassen? El Muerte, der den Lasso mit der Faust nicht so sicher schleudert, wie ich mit dem Fuß*)? Nein, Sennorita, verlangt dergleichen nicht von mir!"

„Komm, guter Juan," sagte Inez dringend, „der Osten wird heller, und es ist noch weit bis zur Rancho." Nach einigen Minuten des Nachdenkens nahm sie ihre Rede wieder auf. „Juan, ich erinnere nicht gern an erteilte Wohltaten, aber ich muß dir ins Gedächtnis rufen, daß du deine Freiheit meinem Vater verdankst. Jetzt ist die Zeit gekommen, in welcher ich, im Vertrauen auf deine Dankbarkeit, meine Bitten an dich richte. Verstehe mich recht, ich befehle dir nichts, aber ich bitte dich, bitte dich dringend: Reite mir morgen zur Seite, halte den Lasso zum Wurf bereit, aber schleudere ihn nicht eher von dir, als bis ich dich dazu auffordere. Es ist nicht unmöglich, daß du Gelegenheit findest, einen Wurf zu tun, wie ihn vor dir niemand getan, und nach dir niemand tun wird. Es hängt viel, unendlich viel davon ab, daß du dich meinen Wünschen fügst, und deshalb, guter Juan, bitte ich dich so innig."

Als Inez geendigt, seufzte der Mexikaner tief, als ob ein herber Schmerz seine Brust bedrücke. Er konnte sich nicht

*) Ein in jenen Ländern bekanntes Sprichwort: „Der Kalifornier wirft den Lasso besser mit dem Fuß, als der Mexikaner mit der Faust."

entschließen, seinem Rivalen den Sieg freiwillig zu überlassen, und doch vermochte er auf der andern Seite wieder nicht, den dringenden Bitten seiner Herrin zu widerstehen.

Es war ein harter Kampf, der in seinem Innern vorging, und schweigend schritten die drei Wanderer längere Zeit nebeneinander hin.

Plötzlich fuhr Juan heftig auf. „Ein Wurf, wie ihn niemand vor mir getan und niemand nach mir tun wird?!" rief er aus. „Versprecht mir nur dieses, edle Sennorita, und ich will nicht von Eurer Seite weichen!"

„Versprechen kann ich's leider nicht, guter Juan, aber es ist sehr wahrscheinlich," antwortete Inez, wobei sie den Arriero erwartungsvoll von der Seite beobachtete.

Abermals trat ein längeres Schweigen ein.

„Es hängt viel davon ab, und Ihr wünscht es, edle Sennorita?" hob Juan endlich wieder an, und zwar mit einer Stimme, die so mutlos und traurig klang, als wenn ihn ein schwerer Verlust betroffen habe.

„Ja, guter Juan, ich bitte dich darum."

„Wohlan, Sennorita; für Euch tut der schwarze Juan alles!" rief der Arriero dann wild aus. „El Muerte soll den Sieg erringen! Dort aber liegt die Rancho Eures Vaters; es sind nur noch wenige Schritte bis dahin!" Mit diesen Worten kehrte er sich kurz um, und wanderte schweigend und in sich gekehrt der heimatlichen Hütte zu.

„Du wirst ihn erzürnt haben, so daß er sich gar nicht einstellt," flüsterte Maria, die angesichts der Rancho wieder etwas Mut gewann.

„O, ich kenne den schwarzen Juan," erwiderte Inez; „er ist wild wie ein Tiger, gewandt wie eine Katze und scharfsinnig wie ein Navahoe; sein Herz aber ist von Dankbarkeit erfüllt, und mag er auch grausam gegen seine Feinde sein, dem Freunde bleibt er mit unerschütterlicher Treue ergeben."

„Aber wird er auch schweigen?" fragte Maria weiter, „du sagtest ihm ja nichts davon."

„Befürchte nichts; wenn wir das Geheimnis nicht selbst verraten, so wird durch ihn gewiß nichts verlauten. Er ahnt,

daß ich nicht zur nächtlichen Stunde gekommen wäre, wenn noch jemand anderes um meinen Besuch hätte wissen dürfen."

Sie waren dem Wohnhause jetzt so nahe gekommen, daß sie befürchten mußten, durch weiteres Sprechen die Aufmerksamkeit der Bewohner auf sich zu lenken. Sie schwiegen daher und schlichen behutsam unter den Fenstern hin, bis sie das Portal erreichten, durch welches sie in den inneren Hof gelangten.

Um die Spuren der nassen Schuhe nicht auf den trockenen Steinen unter der Veranda zurückzulassen, glitten die beiden nächtlichen Wanderinnen mit bloßen Füßen leise ihrem Gemach zu, und als die Tür sich hinter ihnen schloß, da krähte aus vollem Halse der Haushahn.

Zweites Kapitel.

Die Arrieros.

Obgleich noch sehr früh am Tage, so war die Straße doch schon reich belebt. Da sah man prachtvolle, schwergesattelte Rosse, die von braunen, halbnackten Burschen der Rancho zugeführt wurden, oder auf denen geputzte Reiter wie angegossen thronten.

Am lebhaftesten ging es vor dem Hauptportal des herrschaftlichen Hauses zu.

In geringer Entfernung vor demselben zog sich ein einfaches, aber starkes Gerüst parallel mit dem Gebäude hin, und vor diesem standen in einer Reihe lose angefesselt, jedoch so, daß sie die Köpfe dem Hause zuwendeten, die für den Dienst des Tages bestimmten Pferde.

Es waren außerordentlich kräftige, schöngebaute Tiere, Pferde, in denen die andalusische Rasse nicht zu verkennen war, und deren ganzes Äußere darauf hindeutete, daß ihnen die sorgfältigste Pflege zuteil geworden und daß ihr Herr ein wahrer Pferdeliebhaber sei.

Mächtige spanische Sättel mit messing- und silberbeschlagenen dicken Knöpfen und mit buntgepreßten Lederklappen, die den



„Buenos dies, Sennor!“ schallte es zurück, als sie Don Sanchez gewahrten . . .
(S. 35.)

größten Teil des Oberkörpers verbargen, ruhten auf den Rücken aller, und die unförmlichen, aber sauber geschnitzten, ebenfalls mit buntgepreßten Lederklappen verdeckten hölzernen Steigbügel, die an breiten, sehr starken Riemen niederhingen, standen fast im Widerspruch zu diesen.

Die stählernen Ringkandaren, mit den klingenden Kettchen und dem reich beschlagenen und bequasteten Kopfzeug schienen mehr ein Schmuck, als ein schmerzhaftes Bändigungsmittel zu sein, und wenn man die Blicke über die Reihe der Köpfe hingleiten ließ, die ungeduldig den weißen Schaum emporschleuderten, oder an den starken Querbalken nagten, dann mußte man unwillkürlich Freude über die stolzen Tiere empfinden.

Dicht bei der Haustür, gehalten von Indianerburschen, standen noch drei Pferde. Dieselben waren leichter gebaut als die beim Gerüst, schienen dafür aber von noch edlerer Rasse zu sein. Zwei derselben trugen Damensättel; im übrigen unterschied sich ihre Ausrüstung von der der anderen Pferde nur dadurch, daß der ganze Beschlag des Leders, Kettchen sowohl wie Nägel, aus gediegenem Silber bestand, und daß zu den Quasten, statt der farbigen Wolle, Seide gewählt worden war.

Eine Gruppe von acht Arrieros stand zwischen den Pferden und dem Hause. Es waren ältere und jüngere, größere und kleinere Männer, deren bräunliche, schwarzbärtige Physiognomien die spanische Abkunft verrieten. Sie waren durchgehend schlank gewachsen, und man entnahm schon aus ihren Bewegungen, nach unten schwerfällig und steif, oben aber geschmeidig und leicht, daß man hier lauter gewandte Reiter vor sich habe.

Der Anzug aller war malerisch, in den Hauptsachen aber ziemlich gleich. Die olivenfarbige oder dunkelblaue kurze Jacke sah man überall; ebenso die engen Beinkleider und die steifen Lederstücken, die zum Schutz des Unterschenkels unter dem Knie gamaschenähnlich befestigt waren. Kolossale eiserne oder silberne Sporen mit Kettchen und sonstigen klingenden Zierraten hingen lose an allen Fersen; der farbige seidene Gürtel umschloß jede Taille; der spitze Filzhut saß, tief in die Stirn gedrückt, auf jedem dicht- und schwarzgelockten Haupte und wurde, da er nach dortiger Sitte etwas zu eng war, nur durch einen einfachen

Sturmriemen am Herunterfallen gehindert. Im Gamaschenleder des rechten Schenkels steckte das lange Messer; zwischen den Lippen, oder zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand glimmte die Maisstrohzigarette, und an jedem Sattelknopf hing der geschmeidige Lasso, das einzige Handwerkszeug der Arrieros, dieser wichtigsten, unentbehrlichsten Leute des kalifornischen Viehzüchters.

Obgleich erst seit wenigen Minuten versammelt, hatten sie sich doch schon in eine äußerst lebhafte Unterhaltung über die Bärenjagd vertieft, die wegen des in Aussicht stehenden Wettstreits der beiden hervorragendsten Arrieros doppelten Reiz erhielt. Wetten wurden angeboten und eingegangen, El Muertes Ruhe und Sicherheit wurden gepriesen, des schwarzen Juan Gewandtheit hervorgehoben, und alles geschah mit einer Leidenschaftlichkeit, die deutlich bewies, wie gespannt man den Ausgang des Kampfes erwartete.

„Buenos tados, Sennores!“ schallte es plötzlich aus dem Portal zu den Arrieros herüber.

Alle wendeten sich um, die Hüte wurden gelüftet, und „Buenos dies, Sennor!“ schallte es zurück, als sie Don Sanchez gewahrten, der, gefolgt von Ramiro und Robert, ins Freie getreten war.

„Alle beisammen?“ fragte der Ranchero zunächst, indem er einen wohlgefälligen Blick zu den Pferden hinübersandte.

„Bis auf Juan und El Muerte!“ lautete die Antwort.

„Caramba! die Burschen werden die Zeit doch nicht verschlafen?“ rief Don Sanchez mit einem Anflug von Humor aus, worauf er zu den Pferden hinüberschritt und jedes einzelne aufmerksam zu prüfen begann.

Jetzt, wo der Ranchero sich ebenfalls in die enge Kleidung eines Arrieros geworfen hatte, erschien seine Gestalt nur noch kleiner und untersetzter. Sein rundes Gesicht mit den lebhaften schwarzen Augen trug einen fröhlichen, gutmütigen Ausdruck, doch lag auch wieder eine gewisse Schlauheit in demselben, die man aber gern gut deutete, weil er auf ungekünstelte Weise durch einige treffende harmlose Witzworte jeden Fremden sogleich für sich einzunehmen verstand.

Ganz im Gegensatz zu diesem behäbigen Landbesitzer und Viehzüchter stand sein Neffe Ramiro, der ihm auf dem Fuße nachfolgte. Hoch und schlank gewachsen, zeigte er in Haar, Augen und Gesichtsbildung seine südliche Abstammung, doch fehlte ihm das Vertrauenerweckende, was das Äußere des alten Ranchero charakterisierte. Er war ein schöner Mann, denn lockigere schwarze Haare, glänzendere dunkle Augen, weißere Zähne und ein höflicheres Benehmen wären sogar bei einem Mexikaner wohl kaum denkbar gewesen. Ein eigentümlicher Zug um den Mund und das starke Hervortreten der Unterkiefer dagegen verdrängten wieder alles, was hätte einnehmend genannt werden können, und gaben dem jungen Menschen, der eben erst das fünfundzwanzigste Jahr zurückgelegt hatte, einen unverkennbaren Ausdruck von Unzufriedenheit, Neid und Härte, oder vielmehr einer zur Grausamkeit hinneigenden Gleichgültigkeit.

Während Ramiro die Arrieros nur mit freundlicher Herablassung grüßte, als er bei ihnen vorüberschritt, so mischte Robert sich frei unter dieselben und erkundigte sich in seiner Eigenschaft als Majordomo bald nach diesem oder jenem, oder ging auch auf ihre Scherze und Wetten ein, je nachdem sie die Kunstfertigkeit des einen oder des andern Arrieros priesen oder in den Schatten zu stellen suchten.

„Wie wär' es, Don Roberto," rief einer derselben neckend aus, „wie wär' es, wenn Ihr heute Eure Kunstfertigkeit mit dem Lasso versuchtet?"

„Wenn ich mich als Knabe schon auf dem Hofe meines Vaters an den Beinen der Hähne und Enten eingeübt hätte, wie Ihr es ohne Zweifel getan habt, dann würde ich es jetzt wohl verstehen, die Schlinge kunstgerecht zu schleudern," antwortete Robert heiter.

„Der Mensch kann nicht alles auf einmal lernen!" rief ein alter Arriero dazwischen. „Spannt ihm ein Lasso zwischen zwei Pfählen auf, und beim heiligen Gabriel! auf hundert Ellen schießt er ihn mit der Kugel so glatt entzwei, daß Ihr glauben möchtet, ein englisches Rasiermesser sei durchgefahren!"

„Oder stellt ihn neben einen verwundeten Hirsch," fügte Ramiro hinzu, der sich mit Sanchez genähert hatte, „und gebt ihm sein kurzes Fangmesser in die Faust, und wenn das Tier nicht von seiner leisen Berührung wie vom Blitz getroffen zusammensinkt, will ich nie ein wahres Wort gesprochen haben! Ich kenne den deutschen Forstmann!"

„Nur Übung, weiter nichts wie Übung, Sennor," erwiderte Robert mit höflicher Bescheidenheit. „Wir auf der andern Seite des Ozeans hegen eine besondere Abneigung, ein Stück Wild wie einen Hammel abzuschlachten, und deshalb lernen wir, vom Fach, schon frühzeitig den Genickfang."

„Ja, ja, Genickfang nennt Ihr es," versetzte Ramiro zustimmend. „Ich hatte schon mehrfach Gelegenheit, Eure merkwürdige Geschicklichkeit zu bewundern. Bei einem größern Tiere, ich will sagen bei einem Bären, würde dergleichen wohl nicht anwendbar sein?"

„Und dennoch ist es anwendbar," erwiderte Robert schnell, der sich in seiner Eigenschaft als Forstmann gewissermaßen angegriffen fühlte. „Schon mehrfach tötete ich in der Sierra Nevada den angeschossenen Bären vollends, den Cinnamon sowohl als auch den Grizzly, indem ich ihm mein spitzes Messer dicht vor dem letzten Halswirbel in den Hinterkopf stieß. Die Bestie muß natürlich still halten, es möchte sonst schwer werden, die tödliche Stelle zu treffen."

„Unglaublich!" rief Ramiro verwunderungsvoll aus.

„Und doch glaublich!" bekräftigte Robert. „Fragt nur hier meinen alten Freund Sidney."

Sidney Bigelow, der Sohn des lustigen Schmieds in Kansas, der eben hinzugetreten war und den letzten Teil der Unterhaltung mit angehört hatte, war eine jener riesenhaften Gestalten, die man vorzugsweise als dem Staate Kentucky eigentümlich bezeichnet, wie man sie aber in allen Teilen des nordamerikanischen Kontinentes mehr oder weniger zerstreut findet.

Die drei Jahre des unsteten Lebens in den Minen und Gebirgen hatten aus dem schlanken siebzehnjährigen Jüngling einen wahren Giganten gemacht. Sein Gesicht mit dem echt amerikanischen Schnitt war unverändert geblieben; nur die

Farbe war fast dunkelbraun geworden und kontrastierte merkwürdig gegen die hellblonden Haare und Augenbrauen, am auffallendsten aber gegen den keimenden Schnurr- und Kinnbart, die an Weiße mit frisch gebleichtem Hanf wetteiferten.

Obgleich von mächtigem Gliederbau, erkannte man doch seine große Jugend leicht daran, daß seine Gestalt wenig fleischig war und deshalb eckig und unbeholfen erschien. Dagegen wohnte aber in derselben eine Kraft, die gar oft die schwächlicheren Kalifornier in Erstaunen setzte.

Die kleidsame, dem Lande und den Verhältnissen angemessene mexikanische Tracht verwarf er noch. Er ging stets in der einfachen Weise eines westlichen Ansiedlers einher; doch hinderte ihn das nicht, auf dem besten Fuß mit allen Bewohnern der Rancho zu stehen, die ihrerseits wieder die Freundschaft des jungen Giganten gern suchten und, wenn sie sie erworben, sich nicht wenig darauf einbildeten.

„Unglaublich?“ fragte Sidney mit lautem Lachen, „ich sage Euch aber, kein Blitz kann schneller töten als Robert mit seinem kurzen Messer. Ihr könnt's ja an einem dreijährigen Stier versuchen!“

„Ein dreijähriger Stier ist kein Wild, und zum Schlachten des Viehs sind andere Leute auf der Rancho vorhanden,“ versetzte Robert mißmutig.

„Ich trete auf Eure Seite, Sennor!“ rief Ramiro, eh' ein anderer antworten konnte. „Ein Stier ist, um mit Euch zu sprechen, kein jagdgerechtes Wild; aber der Bär, den wir heute noch, wenn das Glück uns hold ist, einfangen, ist jagdgerecht, und Ihr könnt ja an ihm Eure Hand versuchen.“

„Ich stimme Euch bei,“ rief Don Sanchez jetzt dazwischen. „Nach einem gefesselten Bären gleichsam Scheibe zu schießen, ist überhaupt Quälerei, und wenn Roberts Hand so sicher ist, wie er selbst und ihr alle behauptet, dann kommt der Bär, das heißt wenn wir ihn erst haben,“ schaltete er gutmütig lachend ein, „so leicht und schnell vom Leben zum Tode, wie nur je ein spleenhafter Engländer vom Schlage gerührt wurde.“

„Ich bin dabei!“ rief Robert fröhlich aus, denn die Jagdlust und der Wunsch, sich als ein Mann vom Fach zu erkennen zu

geben, waren zu mächtig angestachelt worden, als daß er der Aufforderung zu widerstehen vermocht hätte.

„Bravo!“ riefen im Chor die Arrieros, „Ihr das Messer und wir die Leinen!“

„Aber festhalten müßt ihr, meine edlen Sennors, sonst fällt er nicht auf den ersten Stoß!“

„Kein Glied soll er rühren! Carajo! Don Sanchez hat die besten Arrieros, die nur jemals im Staate Kalifornien den Lasso um die Ohren schwangen!“ so jubelte die lustige Gesellschaft, als Ramiros Stimme plötzlich ihre Aufmerksamkeit fesselte.

„Halloh! Don Bigelow!“ rief er Sidney zu, der mit verschränkten Armen und einem glücklichen Lächeln auf seinen jugendlichen Zügen die bunte Gruppe beobachtete. „Eine Wette erhöht den Reiz des Ganzen! ich fordere Euch heraus! ich wette meinen besten Serape gegen Euer rotes Hemde, oder fünf Doublonen gegen einen Golddollar, daß Euer Freund den Bären nicht auf den ersten Stoß tötet; wollt Ihr aber auf dieses wetten, so behaupte ich das Gegenteil und setze jeden Preis darauf, daß ihm der erste Stoß gelingt!“

„Wetten! wetten!“ jubelten die Arrieros, von der ihnen angeborenen Leidenschaft ergriffen, indem sie sich gegenseitig herausforderten und nach kurzem Übereinkommen in die Hände schlugen.

„Don Ramiro!“ rief Sidney nach einigem Besinnen aus, denn als echter Amerikaner konnte er eine Wette nicht blindlings eingehen, ohne die Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, dieselbe auch zu gewinnen. „Don Ramiro, ich gehe auf Euer Anerbieten ein, indem ich den gleichen Preis wie Ihr darauf wette, daß Robert den Bären bei der ersten Berührung tötet. Robert!“ wandte er sich dann an seinen Freund, sich aber der englischen Sprache bedienend, die ihm geläufiger als das Spanische war, „Robert, ich sage dir, wenn du einen Fehlstoß tust, dann mußt du die Hälfte meines Schadens tragen!“

„Gewiß,“ erwiderte dieser in der seiner Umgebung verständlichen Weise. „Gewiß tue ich das, du mußt mir aber die Hälfte des Gewinns aushändigen, wenn ich dich zum Sieger mache!“

Lautes Lachen und Jubeln lohnte dies Übereinkommen, als Ramiro sich abermals vernehmen ließ.

„Die Wetten sind geschlossen! wählen wir die Unparteiischen! Ich denke, Don Sanchez wird die Güte haben —“

„Und nicht zu dicht an den Bären, der aber immer erst gefangen werden muß, herangehen,“ unterbrach der fröhliche Ranchero Ramiros Redefluß. „Nehmt mir fünfzig Pfund Fleisch vom Körper und mit diesem anderthalb Dutzend Jahre,“ fuhr er lachend fort, „und ich will mich auf die Bestie setzen, während Don Roberto ihr den Rest gibt!“

„Den Arrieros dürfen wir aber das wichtige Amt nicht anvertrauen, denn alle sind bei der Wette beteiligt,“ erwiderte Ramiro wie im Scherz.

„El Muerte! El Muerte!“ riefen plötzlich mehrere Stimmen, „dort kommt El Muerte, er ist nicht bei den Wetten beteiligt und reitet das sicherste Pferd; dasselbe steht, nachdem er den Lasso geworfen, ohne ihn, und hat schon Bären kennen gelernt.“

„Ja, El Muerte!“ entgegnete Ramiro, als er des finstern Arrieros ansichtig wurde, „ich hatte ihn ganz vergessen; es kommt darauf an, ob er es übernehmen will.“

El Muerte, der einen kleinen Maulesel ritt, sein Rennpferd, das Eigentum des Rancheros, befand sich gesattelt bei den übrigen, war unterdessen herangekommen, und mit einem kaum vernehmbaren „Buenos dies“ auf die Erde gesprungen, worauf er mit den Augen nach dem Pferde suchte, das ihn während des Tages tragen sollte.

Die schon anwesenden Arrieros schienen keine sonderliche Lust zu hegen, ihren einsilbigen Gefährten anzureden, der seiner kurzen und beißenden Antworten wegen schon längst unter ihnen verrufen war. Sie fürchteten ihn nämlich und vermieden es daher gern, sich mit ihm einzulassen, und gingen ihm am liebsten weit aus dem Wege.

El Muerte besaß auch in der Tat in seinem Äußern nichts, was Vertrauen hätte erwecken können, und wenn Inez ihn mit einem Vampyr verglich, wie sie solche aus Roberts Erzählungen kennen gelernt, so lag darin etwas überaus Bezeichnendes.

Woher er gekommen war, wußte niemand, es wagte auch niemand danach zu fragen. Man wußte nur, daß er schon seit einer Reihe von Jahren auf Don Sanchez' Rancho lebte, daß er mit niemandem Gemeinschaft hielt, niemandem gestattete, das Innere seiner Hütte zu betreten, dabei aber die in sein Fach als Arriero einschlagenden Arbeiten mit Pünktlichkeit verrichtete, aber niemals sich herbeiließ, auch nur die Hand nach einer den Knechten zustehenden Arbeit auszustrecken.

Er benahm sich wie ein Mann, der seinen Namen höher anschlägt, als die Namen aller übrigen Menschen zusammengenommen; er benahm sich aber auch wie ein Menschenhasser.

Letztere Eigenschaft war übrigens unverkennbar auf seinen hageren Zügen ausgeprägt, denn man konnte sich nichts Geisterähnlicheres, nichts Leichenhafteres denken, als diesen Arriero, wenn er wie eine Bildsäule auf seinem wohlgeschulten Pferde saß und mit dem zusammengerollten Lasso in der Faust, der Befehle des Rancheros harrte.

Die pechschwarzen, mit einigen Silberfäden durchzogenen Haare fielen in scheinbar beständig feuchten Strähnen zu beiden Seiten bis auf die Schultern nieder, und ließen, in Verbindung mit einem ebenso schwarzen, aber sehr dünnen, wenig gepflegten Bart, die gelbliche Haut noch bleicher und lebloser erscheinen. Zwei glänzende Pupillen waren tief in ihre Höhlen zurückgesunken; wie der Schnabel eines Habichts, so ragte die gekrümmte Nase vor; doch was der ganzen Physiognomie den eigentümlichsten Ausdruck gab, das waren die starken, schwarzen Augenbrauen, die sich in den beiden dicken Falten über der Nase vereinigten.

Er stand eben im Begriff, an der Gesellschaft vorbeizuschreiten und sich zu seinem Pferde zu begeben, das einzige Geschöpf, für das er Teilnahme an den Tag legte, als Ramiro ihn anredete.

„Sennor El Muerte!“ rief er aus, „Sennor El Muerte, wollt Ihr nicht näher treten?“

„Wenn Ihr mich meint,“ antwortete der Arriero mürrisch, „so laßt Euch gesagt sein, daß ich für einen Caballero nur

Gonzalez heiße, mögen die Peons*) mich nennen, wie sie wollen.

„Wohlan denn, Don Gonzalez," begann Ramiro von neuem, „es handelt sich darum, ob Ihr bei den bevorstehenden Wetten das Amt eines unparteiischen Schiedsrichters zu übernehmen geneigt seid?"

„Wenn niemand anderes sich findet, ja!" erwiderte El Muerte gleichgültig.

„Da sich alle bei den Wetten beteiligten, ist natürlich außer Euch und dem schwarzen Juan niemand, der sich zu diesem Amt eignet," bemerkte Sanchez, der sich immer mehr für die Wetten zu interessieren begann. „Es sei denn, Ihr wäret unritterlich genug, mich oder die Damen dazu aufzufordern."

Bei Erwähnung des schwarzen Juan fuhr El Muerte kurz auf und ließ seine Augen suchend umherschweifen. „Der erste Arriero Kaliforniens ist noch nicht eingetroffen," sagte er in sarkastischem Tone, „ich hoffe, er wird nicht krank geworden sein."

„Beruhigt Euch, edler Don," rief der fröhliche Ranchero dazwischen, „solange ich den Schwarzen kenne, hat ihm noch kein Finger weh getan; oder nennt Ihr ihn den ersten Arriero, weil Ihr ihm eine solche Bezeichnung ohne vorhergegangenen Kampf zugestehen wollt?"

„Überlaßt es dem Glück, Sennor. Vor Sonnenuntergang werden wir den Namen des ersten Arrieros kennen. Sieger bleibt, wer dem Bären die Schlinge zuerst um den Hals legt und ihn zu Boden reißt!"

„Und der Sieger kann dann zu dem gefesselten Bären herantreten und als Unparteiischer sich davon überzeugen, ob Robert denselben auf den ersten Stoß tötet, oder ob er sein Fangmesser öfter als einmal gebrauchen muß," fügte Ramiro dem Ausspruch El Muertes hinzu.

---

*) Peons, Leute, die gezwungen gewesen, sich in Schulden zu stürzen, und insoweit Leibeigene eines begüterten Mannes geworden, daß sie sich mit Kindern und Kindeskindern, aber vergeblich, bemühen, die allmählich und beständig wachsende Schuld abzuarbeiten und ihre Freiheit wieder zu gewinnen.

„Bueno!“ erwiderte El Muerte in seiner kalten, gleichgültigen Weise und begab sich dann zu seinem Pferde, dessen Sattel und Zaumzeug er aufs sorgfältigste prüfte.

Die Aufmerksamkeit aller Anwesenden wurde in diesem Augenblick wieder nach dem Portal hingelenkt, aus dem das von zwei klangvollen Mädchenstimmen gesprochene: „Buenos dies, Sennores!“ zu ihnen herüberschallte.

Alle Häupter entblößten sich, das übliche „Buenos tados, Sennoritas!“ wurde mit gezierter Verbeugung zurückgegeben und sogar der gemächliche Ranchero ließ sich vor lauter Wohlgefallen zu einer anmutigen Hutschwenkung hinreißen, als er seine schöne Tochter, gefolgt von der kindlichen Maria, zu sich herantreten sah.

Inez zeigte nicht nur das liebliche Bild einer südlichen vollendeten Schönheit, sondern auch einen bezaubernden Schein anspruchsloser Einfachheit und Unschuld, den man nur zu oft bei den heißblütigen Töchtern jener Breiten und Zonen vermißt. In ihren Augen, die an Schwärze mit denen einer eingeborenen Indianerin wetteiferten, lag allerdings, jedoch wie schlummernd, der Funke, oder vielmehr der Keim zu einer leidenschaftlichen Wildheit; derselbe fiel indessen nicht unangenehm auf, sondern stand im Einklange mit ihrem freien, ungezwungenen Benehmen, das wieder als eine natürliche Folge der gänzlich unabhängigen Lebensweise auf dem elterlichen Landsitze betrachtet werden konnte. Ihre Gesichtsfarbe war ungewöhnlich weiß und klar und von jener Durchsichtigkeit, die man häufig einen grellen Kontrast zu bläulich-schwarzen Haaren und ebensolchen Augenbrauen bilden sieht. Die aufgeworfenen Lippen des kleinen Mundes trugen die reizende Frische der eben erschlossenen Jungfräulichkeit, und da sie sich nur beim Sprechen oder bei heftiger Gemütsaufregung berührten, so schimmerte beständig eine Reihe etwas großer, aber überaus regelmäßiger weißer Zähne hervor. Ihre Gestalt überstieg kaum die mittlere Größe, war aber schön und edel geformt und von einer Üppigkeit und ausgebildeten Fülle, daß man in derselben gewiß nicht ein nur fünfzehnjähriges Mädchen, wenn nicht gerade eine Südländerin, vermutet hätte.

Ihre Bewegungen waren voll Anstand und Grazie, und wenn sie so dastand und die langen Flechten, die sich nach vorne verirrt hatten, unmutig über die Schultern zurückwarf, dann glaubte man, sie müsse durchaus ein Paar Kastagnetten hervorziehen, um einen der verführerischen Tänze zu beginnen, in denen die Spanierinnen dem Beobachter soviel Leben und soviel glühende Leidenschaft vorzuzaubern verstehen.

Ihre Freundin Maria, die verwaiste Tochter eines alten Gefährten ihres Vaters, war ebenfalls eine schöne vollblütige Mexikanerin, doch trug deren Schönheit mehr einen kindlichen Charakter, obgleich auch in ihren Augen das tropische Feuer verborgen glühte. Jedenfalls hätte man, wenn sie neben der um zwei Jahre jüngern Inez stand, letztere für älter halten mögen, so sehr hatten sich die verschiedenen Charaktere auf den Zügen der in ihrer äußern Erscheinung ähnlichen Mädchen ausgeprägt.

Eine ungewöhnliche Blässe, die Folgen der nächtlichen Wanderung, war bei beiden in gleichem Grade bemerkbar. Mochten ihre Gefühle aber nun sein, wie sie wollten, der durch die Aussicht auf die Festlichkeiten des Tages gesteigerte Frohsinn schien über alles andere den Sieg davongetragen zu haben, und dies äußerte sich schon in der Art und Weise, in der sie den kleidsamen runden Federhut auf ihre wellenförmig gescheitelten Haare gedrückt, und die reich gestickten und verzierten, olivenfarbigen samtenen Jäckchen, mit einem einzigen der in dichten Reihen nebeneinander stehenden silbernen Knöpfe um ihre schlanken Taillen befestigt hatten.

„Caramba, Sennoritas!“ rief Don Sanchez mit einer abermaligen Schwenkung seines breitrandigen Sombreros aus. „Das frühe Aufstehen liegt wohl nicht in eurer Natur; seht ja so blaß aus, als ob euch während der Nacht Gespenster gequält hätten. Ich hoffe, ihr seid nicht krank?“

„Wir krank?“ rief Inez mit hellem Lachen, in welches die schüchterne, aber ebenfalls mutwillige Maria mit einstimmte. „Wir krank, teuerster Vater und gestrenger Herr? noch nie im Leben befanden wir uns wohler, und wenn wir erst eine halbe Legua in Eurer und des liebenswürdigen Vetters Gesellschaft

zurückgelegt haben, dann werden wir wieder eine so frische rote Farbe aufweisen, wie Eure Schärpe."

Ramiro, als er in einer so ungewohnten Weise genannt wurde, horchte hoch auf und heftete seine stechenden Augen fest auf die Sprecherin. Aber nicht der kleinste Zug ihres lachenden Gesichtes verriet, ob ihre Worte Sarkasmus oder der wahre Ausdruck ihrer Gefühle gewesen.

So deutete er die Äußerung zu seinen Gunsten und trat fast gleichzeitig mit Robert zu ihr heran, um ihr beim Aufsteigen behilflich zu sein, während der Ranchero noch einen zufriedenen Blick auf die ganze Gruppe warf und dann ebenfalls dem für ihn bereit gehaltenen Pferde zuschritt.

„Beide kann ich euch nicht gebrauchen, Sennors!" bemerkte Inez mit einem Anflug von Spott, als sie die eifrigen Bemühungen Roberts und Ramiros, ihr zu dienen, bemerkte. „Da ich aber keinen Streit zwischen euch veranlassen will, denn einer müßte doch leer ausgehen, weil Maria schon in Don Sidney einen dienstwilligen Caballero gefunden, so bitte ich euch, mich zu entschuldigen, wenn ich eure Hilfe ganz zurückweise. Der schwarze Juan soll mir aufs Pferd helfen," fuhr sie mit einer hochmütigen Bewegung fort. „Juan, Juan!" rief sie aus, sich zu den Arrieros wendend.

Schon von der Haustür aus hatten Inez' Augen nach dem schwarzen Juan gesucht, denselben aber nicht in den Reihen der Arrieros entdeckt. Um nun in unauffälliger Weise den Grund seiner Abwesenheit zu erfahren, schlug sie die Hilfe ihres Vetters und des Mayordomo aus und fuhr fort, eifrig nach dem Fehlenden zu fragen, als ob gerade seine Abwesenheit sie dazu veranlasse, eigensinnig auf ihrem einmal ausgesprochenen Verlangen zu beharren.

„Juan, Juan!" riefen einzelne Arrieros aus, die ihn in der Nähe glaubten. „Er muß gleich eintreffen, edle Sennorita!" bemerkten andere. El Muerte dagegen, den das Interesse des jungen Mädchens für seinen Rivalen verdroß, und der hier eine passende Gelegenheit zu finden glaubte, denselben verdrängen zu können, trat jetzt mit steifer spanischer Grandezza heran.

„Verzeiht, edle Dame,“ begann er, „daß ich es wage, Euch meine Hand als Schemel darzubieten; die Abwesenheit des „ersten“ Arrieros Kaliforniens berechtigt vielleicht den „zweiten im Range“ zu solcher Kühnheit.“

Ein kaum bemerkbares bitteres Lächeln glitt bei diesen Worten über El Muertes bleiche Züge.

Inez schaute ihn einen Moment fest an, ein unbesiegbares Grauen erfüllte ihre Brust, doch faßte sie sich so weit, daß sie mit einem vornehmen „ich danke, Sennor!“ ihren linken Fuß in seine offene Hand stellte und sich in den Sattel heben ließ.

Wiederum wurde das kalte Lächeln auf El Muertes Zügen bemerkbar; auch Ramiro lächelte mit einer gewissen Zufriedenheit. Robert dagegen, der in dem ganzen Vorgang nichts Auffallendes sah, schritt an der Seite des berittenen Rancheros zu den Pferden, wo das Aufsitzen der Damen gleichsam als Zeichen zum Aufbruch gegolten hatte. —

Es mochte eine Stunde nach Aufgang der Sonne sein, als Don Sanchez, zwischen den beiden Damen reitend, sich an die Spitze der stattlichen Kavalkade setzte und die Richtung nach dem Fuß des östlichen Gebirgszuges einschlug.

Eine stattliche Kavalkade war es in der Tat, denn es boten die prachtvollen Rosse und die mit glänzenden Farben geschmückten Reiter und Reiterinnen nicht allein ein überaus anziehendes Schauspiel, sondern die Art und Weise, wie die gewandten Reiter ihre Tiere lenkten, mußte auch Bewunderung erregen. Schien es doch, als ob Mann und Pferd aus einem Guß beständen, so zwanglos teilten sich beständig die Bewegungen des einen dem andern mit; und wenn die Männer sich in fröhlicher Unterhaltung und dem Absingen kurzer, aber liebeglühender Verse ergingen und durch geräuschvolles Lachen und Auswechseln beißender Witzworte ihre glückliche Stimmung an den Tag legten, so taten es die Pferde nicht minder, indem sie mit elastisch tanzender Bewegung die geölten Hufe in den weichen Rasen fallen ließen, mit dem wohlgekämmten Schweif die breiten Sattelleder peitschten und die lästigen Fliegen abwehrten, die mit klingendem Zaumzeug geschmückten

Köpfe emporwarfen oder schüttelten, daß der weiße Schaum wie große Schneeflocken weit umherflog.

Der Ranchero war überglücklich; er pfiff den lustigsten Los Torreadores von der Welt und richtete nur hin und wieder eine kurze Bemerkung an seine Begleiterinnen, die beide von Zeit zu Zeit verstohlen rückwärts schauten und einen Blick auf den schwarzen Juan zu erhaschen strebten. —

Die letzten Nachzügler, nämlich einige mit Lebensmitteln und edlem Los Angeles-Wein beladene Packtiere und eine Gruppe halbnackter Kahuillas waren eben den Arrieros nach, an der Rancho vorübergezogen; ein einzelnes, herrlich gebautes, dunkelbraunes Pferd stand noch ungeduldig scharrend und wiehernd vor dem Gerüst, wo es von einem Indianerburschen bewacht wurde, als ein Reiter auf dem so plötzlich vereinsamten Platz erschien und dort sein Tier, einen kleinen kräftigen Maulesel, anhielt.

Es war der schwarze Juan. Mißmutig über das Versprechen, das ihm gewissermaßen abgenötigt worden war, hatte er es vorgezogen, sich nicht unter die Schar der fröhlichen Arrieros zu mischen. Er war nicht zum Scherzen aufgelegt und scheute die Gesellschaft El Muertes, der, nach seiner Meinung, an dem heutigen Tage als Sieger heimkehren sollte.

Der Anblick des Pferdes, das ihn schon so oft getragen, verscheuchte auf einige Augenblicke die Wolke von seinen dunkeln Zügen. Er sprang auf den Boden, eilte zu seinem Liebling und verschwendete eine Menge zärtlicher Liebkosungen an ihm, bevor er das Sattel- und Zaumzeug mit größter Aufmerksamkeit und Genauigkeit bis in die kleinsten Teile zu untersuchen begann.

„Bueno! Bueno!“ murmelte er hin und wieder vor sich hin, seine Zufriedenheit über dieses oder jenes an den Tag legend; und als er dann prüfend und schnallend ganz um das Pferd herumgelangt war, so daß er sich auf der rechten Seite desselben befand, da setzte er, ohne indessen den Zügel vom Gerüst zu lösen, den Fuß in den Steigbügel und glitt mit gebogenem Rücken und krummen Knien wie ein Aal in den Sattel.

Seine kleine Gestalt, von kaum mittlerer Größe, erschien dadurch, daß er die Steigbügel so kurz geschnallt hatte, daß seine Knie beinahe mit dem Sattelknopf abschnitten, nur noch unbedeutender. Unansehnlich durfte sie aber keineswegs genannt werden, denn man brauchte nur einen Blick auf die breiten Schultern zu werfen oder die Muskeln an den Beinen zu beobachten, die, sobald die Knie sich an den Sattel legten, mächtig anschwollen und hervortraten, um eine ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit in ihr zu vermuten.

Sein unregelmäßiges, aber sehr ausdrucksvolles Gesicht trug viel von dem indianischen Typus, unter anderem auch die bräunliche Hautfarbe, die den Beinamen der „Schwarze" zur Folge gehabt, doch nannte er selbst sich mit Stolz einen vollblütigen Mexikaner, und vergab es schwer, wenn ihm seine Verwandtschaft mit den Eingeborenen vorgehalten wurde, die bei ihm, wie bei dem größten Teil der mexikanischen Bevölkerung, nicht abgeleugnet werden konnte.

Von seinen noch jugendlichen Zügen, er zählte kaum das zweiundzwanzigste Jahr, auf seinen Charakter, wenn auch nur annähernd richtig zu schließen, würde unmöglich gewesen sein, denn es wechselten auf ihnen der Ausdruck indianischen Ernstes und mexikanischer Leichtfertigkeit und Eitelkeit so schnell und plötzlich miteinander, wie Wolken und Sonnenschein am tropischen Himmel kurz vor Eintritt der Regenzeit.

Wie er nun auf dem massiven, schwerbeschlagenen Sattel saß und hin und her wiegend die Last seines Körpers bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuße ruhen ließ und dabei mit leuchtenden Augen das wohlgeschulte Pferd beobachtete, das wie ein Felsen regungslos unter ihm stand, da gab er zu erkennen, daß er sich vollständig in seinem Element befand, und daß es El Muerte gewiß nicht leicht werden würde, ihm die Ansprüche auf den Namen eines „ersten Arrieros" streitig zu machen.

Nachdem er sich in dieser Weise zur Genüge beschäftigt hatte, löste er das eine Ende des aus geschmeidigem Wildleder geflochtenen Lassos, den er um seine Hüften geschlungen trug, rollte ihn ganz auseinander, prüfte Zoll für Zoll desselben,

vom Knoten, der zum Halt in der Faust diente, bis zu dem glänzenden Stahlringe, der die gefährliche Schlinge zu bilden bestimmt war, und ihn dann wieder in regelmäßige weite Reifen zusammenlegend, befestigte er ihn vorsichtig an den festen Sattelknopf.

„Bueno!“ rief er dann laut aus; seine Hand fiel einige Male schmeichelnd auf den Hals des Pferdes, der rechte Fuß hob sich nach vorn, glitt mit blitzschneller Bewegung über den Sattelknopf, und im nächsten Augenblick stand der gewandte Bursche unter dem Gerüst, von dessen aufrechtstehenden Zacken er den lose übergeworfenen Zügel nahm.

Anstatt aber das Pferd zu besteigen, führte er es neben das Maultier, schwang sich darauf, und ohne den Zügel seines Lieblings, dessen Kräfte er augenscheinlich zu schonen trachtete, aus der Hand zu lassen, schlug er den Weg ein, den die Gesellschaft der Arrieros kurz vor ihm genommen.

Kaum erblickte er sie aber in weiter Ferne, so ließ er das Haupt auf die Brust sinken, und nur zuweilen, wenn das Pferd an seiner Seite vor Übermut wieherte und, ungeduldig über die langsame Bewegung des gemächlichen Maultiers, in einen tanzenden Trab verfiel, schaute er auf, und ein flüchtiges Lächeln erhellte auf Augenblicke seine dunkeln Züge.

Drittes Kapitel.

Das Brennen der Pferde.

Die Schlucht, die in fast östlicher Richtung von Sanchez' Rancho und in der Entfernung von ungefähr acht englischen Meilen von diesem Punkte in die Ebene mündet, bot an dem Tage, an dem die letzten jungen Pferde mit dem Zeichen ihres Besitzers versehen werden sollten, schon seit dem frühsten Morgen das Bild eines eigentümlichen, geheimnisvollen Treibens.

Schon während der Nacht hatte eine bedeutende Anzahl der zur Rancho gehörigen Indianer die Schlucht, in der der

Bär verborgen war, in weitem Kreise von beiden Seiten umgangen, oder vielmehr umklettert, und alle die Punkte und Nebenschluchten mit Schildwachen besetzt, wo die erhoffte Beute möglicherweise einen Ausweg aus ihrem heimatlichen Revier hätte suchen können.

Als Hauptschildwachen dienten kleine Feuer, die durch bereitgehaltenes Holz und dürres Gestrüpp von den Posten, im Fall der Not, so vergrößert werden konnten, daß sie die den Ausgang bildenden Nebenschluchten und Rinnen vollständig versperrten.

Es war dabei natürlich auf die Trägheit des grimmen Burschen gerechnet worden, der, wenn ihm das Klettern nicht unbequem gewesen wäre, sich nach jeder Richtung hin hätte entfernen können.

Der Weg nach der hochgelegenen Quelle, zu der der Bär sich gewöhnlich in den Frühstunden begab, war am stärksten besetzt worden; es hatten denn auch die in der Nähe auf Bäumen lauernden Kahuillas die große Genugtuung gehabt, den zottigen Gesellen zu beobachten, wie er sich zur bestimmten Zeit einstellte, das qualmende Feuer eine halbe Stunde lang mißtrauisch betrachtete und sich dann wieder zurückbegab, um unten im Tal an einer andern, ein Bächlein bildenden Quelle seinen Frühtrunk zu nehmen.

Dort unten bei dem frischsprudelnden Wasser nun wurde er durch den Anblick eines jungen Schweins überrascht. Es war allerdings auf eine für ihn gewiß unerklärliche Weise an einem Weidenstrauch, der einzigen hervorragenden Vegetation in dem grasigen Tälchen, angebunden, sah dabei aber doch so appetitlich aus, daß ihm darüber das Wasser im Munde zusammenlief.

Er richtete sich auf seine Hintertatzen auf, warf einen prüfenden Blick auf die verdächtigen Rauchsäulen im Gebirge, schnupperte mit Kennermiene nach allen Richtungen in den Wind, ließ sich wieder auf alle Viere nieder und schritt dann ohne weitere Zeremonien ans Werk, das kleine, um Hilfe rufende Opfer zu erwürgen und zu verzehren.

Ein langer Trunk aus dem Bache beschloß die Mahlzeit, worauf er vergnügt nach seiner Schlucht zurücktrabte, der beste

Beweis, daß das Schwein, wenn es auch doppelt so groß gewesen wäre, ihm weiter keine Beschwerden verursacht haben würde.

Soweit war der Bär von den ausgestellten Schildwachen beobachtet worden. Später hatten sie ihn nicht wieder gesehen und wußten nur, daß er sein abgeschlossenes Reich nicht verlassen habe und wahrscheinlich auf seinem alten Lager so recht behaglich schnarche.

Bei den Pferden hatte unterdessen alles seinen ruhigen, gemessenen Verlauf genommen. Die Arrieros hatten sich gegenseitig im Gebrauch des Lassos zu übertreffen gesucht. Die jungen, unbändigen Tiere waren eines nach dem andern eingefangen und zu Boden geworfen worden, worauf sie von Sidneys geübter Hand das Brandzeichen, ein S mit einem Kreuz darunter, erhielten und von Robert in das Register eingetragen wurden. Mit dieser Arbeit und den verschiedenen Mahlzeiten war so viel Zeit vergangen, daß die Sonne schon weit über den Zenit hinaus war, als der Beschluß mit dem letzten Pferde gemacht werden sollte.

Es war dieses ein fünfjähriger, wundervoller schwarzer Hengst, der sich schon seit drei Jahren durch seine Wildheit und Schnelligkeit dem Bereich aller Lassos zu entziehen gewußt hatte.

Auch dieses Mal drohte er, seinem Schicksal wieder zu entschlüpfen, denn er wurde kaum gewahr, daß die Jagd ihm gelte, als er die Herde durchbrach und das Weite suchte.

Zufälligerweise schlug er die Richtung nach der erwähnten Schlucht ein, und da die Arrieros darin eine Gefahr für den glücklichen Erfolg der so vielfach besprochenen Bärenhetze sahen, so strengten sie ihre Kräfte bis aufs äußerste an, des Flüchtlings habhaft zu werden, noch ehe er die Schlucht erreichte, oder doch wenigstens seiner Flucht eine andere Richtung zu geben.

Ein wildes Rennen begann daher. Der Trupp der Reiter und Reiterinnen hatte sich in eine lange Reihe aufgelöst, und dahin ging es wie ein Sturm über die blumenreiche Flur.

Allmählich trennten sich die scharf getriebenen Pferde, je nach ihrer Schnelligkeit, voneinander, und weit voraus flogen der Ranchero und die beiden jungen Sennoritas auf ihren leichten Rossen.

Doch auch unter den schwereren Pferden der Arrieros zeigte sich bald bei dem einen und dem andern eine größere Überlegenheit, und vorzugsweise waren es El Muerte und der schwarze Juan, die es den anderen zuvortaten. Dieselben folgten indessen nicht dem Hufschlag des Flüchtlings, sondern schlugen verschiedene Richtungen ein, um später dem etwa zur Seite prallenden Hengst den Weg abschneiden zu können.

Es war ein herrlicher Anblick, wie die edlen Rosse dahineilten, und die gewandten Reiter, die wie festgeschmiedet in ihren Sätteln saßen, den Lasso in hochgeschwungener Faust über dem Kopfe kreisen, oder antreibend, schwer auf die schäumenden Seiten ihrer Tiere fallen ließen.

Don Sanchez behielt aber immer die Spitze, und dicht hinter ihm folgten mit flatternden Gewändern und die Wangen glühend vor Erregung Inez und Maria. Jede Sekunde brachte sie dem Flüchtling näher, der wie rasend der Schlucht zustürzte.

Mit wachsender Teilnahme sahen es die Schildwachen an den nahen Abhängen; sie bebten für die Bärenjagd und gaben sie schon verloren.

Da, kaum noch tausend Schritte von der Stelle entfernt, wo der Bär am Morgen das Schwein verzehrt hatte, schoß Sanchez plötzlich schräg an den wilden Rappen heran. Seinen Hut schwang er in der Luft, und als er sich nahe genug glaubte, sein Ziel erreichen zu können, da schleuderte er ihm denselben halb von vorne mit aller Macht an den Kopf.

Das getroffene Tier erschrak und stutzte, daß seine Hinterhufe sich tief in den Boden gruben, hob den Vorderkörper hoch empor, wendete sich im Niedersinken um und war eben im Begriff, von der Seite abzuprallen, als Inez und Maria mit lautem „Hussa“ vor ihm vorübersausten.

Abermals änderte der Hengst seine Richtung, und zwar diesmal, um zu der Herde zurückzukehren.

Seine Absicht war aber schon längst erraten worden, denn El Muerte und Juan hatten sich ebenfalls umgewendet und galoppierten zu beiden Seiten von ihm hin, wobei sie sich in gleicher Höhe und kaum zwanzig Fuß von ihm entfernt hielten.

Da trafen sich die suchenden Blicke der beiden Rivalen, ein Zeichen des Einverständnisses wurde gewechselt, und Juan, der so lange auf der linken Seite geritten, mäßigte unverzüglich die Eile seines Pferdes so weit, daß er auf zwanzig Fuß Entfernung hinter den Flüchtling gelangte.

El Muerte ließ den Lasso in regelmäßigen Schwingungen hoch über seinem Haupte kreisen, die Last seines Körpers ruhte ganz auf dem rechten Steigbügel, während seine stechenden Augen nach links gewendet waren und sich gleichsam in den Kopf des Hengstes festbohrten.

Die Schlinge Juans dagegen drehte sich auf seiner rechten Seite wie ein Rad in so großen Bogen, daß sie, niederwärtssausend, beinahe den kurzen Rasen berührte. Sein Blick ruhte wieder auf der geschwungenen Faust El Muertes, nach deren Bewegung er sein eigenes Verhalten regelte.

Plötzlich lehnte El Muerte sich noch weiter nach rechts hinüber, machte dann eine blitzschnelle Bewegung nach links, die Schlinge entglitt seiner Hand, durchschnitt wie ein Pfeil die Luft und legte sich, als würde sie von unsichtbaren Händen getragen, um den Hals des schnaubenden Hengstes.

Gleichzeitig hatte aber auch Juan den Lasso fahren lassen; die geöffnete Schleife fuhr unter dem gehobenen linken Hinterfuß des Flüchtlings durch, schlug klatschend gegen dessen Bauch, und als derselbe sich dann erschreckt emporbäumte, da schnürte ihm der zähe Riemen die Sehnen über dem Fesselgelenk fest zusammen.

Nur einige Sekunden schlug das erschreckte Tier mit den Vorderhufen wild in der Luft umher; denn die beiden Arrieros hatten unterdessen ihre Pferde zum Stehen gebracht, die Lassos straffgezogen und um den Sattelknopf gewickelt, und als es sich dann schnaubend niederließ, da genügte eine kleine Bewegung nach verschiedenen Richtungen, es zu Boden zu werfen.

Der jetzt wütend gewordene Hengst versuchte es wohl noch, mit äußerster Kraftanstrengung sich emporzuarbeiten, doch die Pferde, die ihn mittels der Lassos niederhielten, standen wie eingemauert, und nach mehreren heftigen, aber nutzlosen Bewegungen blieb er endlich keuchend und röchelnd, gleichsam ergeben in sein Schicksal, liegen.

„Hurra für die beiden besten Arrieros Kaliforniens und der ganzen Welt!" rief Don Sanchez, der herbeigesprengt kam und entzückt auf die schöne Gruppe schaute.

„Von ganzem Herzen, für die beiden besten Arrieros!" fügte Inez hinzu, die ihrem Vater auf dem Fuße nachfolgte.

„Es kann nur einen geben," bemerkte El Muerte finster, ohne seinen straffen Lasso auch nur um einen Zoll schießen zu lassen.

„Ja, einen!" wiederholte Juan, indem er nach einer andern Richtung schaute, um den forschenden Blicken der Sennorita nicht zu begegnen.

„Immer die alte Eifersucht!" rief der Ranchero fröhlich aus; „ich erlebe noch, daß ihr euch gegenseitig die Hälse abschneidet; aber Mille Carajo! der Überlebende soll es mit mir zu tun bekommen!"

Die Arrieros lüfteten als Antwort einfach ihre Hüte, warfen sich dabei aber gegenseitig so giftige Blicke zu, daß Sanchez wohl einsah, wie alle Bemühungen, ein besseres Einvernehmen zwischen ihnen herzustellen, vergeblich sein würden.

Der herbeistürmende Majordomo, an den sich die übrigen Reiter angeschlossen hatten, lenkte indessen seine Aufmerksamkeit in eine andere Richtung, denn er wischte sich den Schweiß von der Stirn und ritt mit dem Ausruf: „Schnell, Sennores, der Bär harrt unser!" zu Robert, um mit diesem über das fernere Schicksal des kostbaren Pferdes zu sprechen und dieserhalb seine Anordnungen zu erteilen.

In wenigen Minuten brannte ganz in der Nähe ein kleines, von mitgenommenen Spänen genährtes Feuer, und davor stand gebückt Sidney, der mit kundiger Hand das an einem hölzernen Griff befestigte Brenneisen glühte.

Nach einiger Zeit richtete er sich auf; „alles bereit!" rief er aus. Die Reiter, die zum Teil abgestiegen waren und den

Gefangenen umstanden, traten zurück, und in zwei Sprüngen begab er sich dann zu dem gefesselten Pferde. Vorsichtig näherte er das heiße Eisen dem freien Schulterblatt, ließ es mit rascher Bewegung auf die glänzende Haut niedersinken und hielt es dann etwa eine Sekunde auf derselben fest.

Das edle Tier zuckte vor Schmerz zusammen, ein kleines Rauchwölkchen flog zischend empor, und schnell, wie er gekommen war, sprang Sidney aus dem Bereich der gefährlichen Hufe.

„Mucho bueno!“ rief Sanchez aus, als er das römische S mit dem Johanniterkreuz auf der feinbehaarten Haut erkannte. „Mucho bueno, Sennor Bigelow! Ihr seid ein Mann, der sein Handwerk versteht, und wenn Ihr nur den Lasso ebenso gut zu führen verständet, so würde niemand anderes als Ihr auf den Namen eines „ersten Arrieros“ Anspruch machen können.“

Die ganze Gesellschaft der Arrieros, selbst der schwarze Juan nicht ausgenommen, lachte aus vollem Herzen zu Sanchez' Worten, weil ihnen der Vergleich zwischen der riesenhaften, etwas unbeholfenen Gestalt und einem Arriero als etwas durchaus Ungereimtes erschien. In Muertes Augen dagegen leuchtete ein grimmiger Hohn, indem er in des Rancheros Scherz eine Anspielung auf den noch unentschiedenen Wettkampf zu entdecken glaubte.

„Los das Pferd jetzt!“ rief Robert auf ein gegebenes Zeichen des Rancheros.

Die beiden Arrieros lösten die Lassos von den Sattelknöpfen, ergriffen sie an den äußersten Enden und schüttelten sie, daß sie sich in Schlangenwindungen bewegten. Die Schlingen öffneten sich und die glatten Riemen glitten immer weiter durch die polierten Ringe, so daß sie kein Hindernis mehr für den Gefangenen bildeten.

Kaum aber fühlte sich der stattliche Hengst wieder im freien Gebrauch seiner Glieder, so sprang er wie der Blitz empor. Mit sprühenden Augen blickte er um sich, stieß geräuschvoll den heißen Atem durch die weitgeöffneten Nüstern, schlug einigemal heftig hinten aus, und trabte dann mit empor-

gehobenem Schweife, und den Kopf mit stolzer Haltung bald zur Linken, bald zur Rechten wendend, zu seiner Herde zurück.

Alle Anwesenden schauten dem schönen Tier voller Bewunderung nach, bis endlich der lebhafte Ranchero, der zwischen den beiden Sennoritas hielt, den schwarzen Juan herbeirief.

„Juan, oder Schwarzer, wie du nun am liebsten genannt sein willst," begann er, „du hast dich als ein Arriero gezeigt, der, außer El Muerte, seinesgleichen sucht; nun zeige uns aber auch, was du auf dem Gebiete der Jägerei zu leisten vermagst."

„Des Spürens, solltet Ihr sagen," unterbrach Ramiro den Ranchero, „denn außer Don Roberto ist wohl kaum jemand hier, der den Bären und den Hirsch jagdgerecht zu erlegen verstände, so wie es vielleicht unsere eisenbekleideten Voreltern getan."

„Sagt nur immerhin Jägerei," bemerkte Robert lachend, „denn das Spüren bleibt doch stets die Hauptsache bei der Jagd; übrigens habe ich während der fünf Jahre meiner Anwesenheit auf diesem Kontinent in so mancherlei Weise jagen gelernt, daß ich schon anfange, die hiesige Schlächterei mit der deutschen Jägerei zu verwechseln. Auch bin ich überzeugt, daß bei einem Wettstreit unser Juan gewiß nicht seine Stelle unter den schlechtesten Jägern finden wird."

Ein Ausdruck von Dankbarkeit spielte auf den braunen Zügen des eben noch so verdrossenen jungen Arriero, als er Robert so freundlich von sich sprechen hörte; er entfloh aber ebenso schnell wieder.

„Caramba! Juan, mein Kind! hast du denn das Sprechen verlernt? ich frage ja, wie weit du mit deinen Anordnungen zur Jagd gediehen bist?" rief Sanchez, der die Zeit schon nicht mehr erwarten konnte, in welcher er den Bären von seinen Arrieros umkreist sehen würde.

„Kann ich wohl antworten, Sennor?" erwiderte dieser mit einem Anflug von Trotz, „kann ich wohl antworten, wenn Don Ramiro mir die Rede vor dem Munde abschneidet? Dort aber kommen die Kahuillas, die ich mit der Überwachung des Bären beauftragte, sie werden Euch die beste Auskunft geben können."



Weit voraus flogen der Ranchero und die beiden jungen Sennoritas auf ihren leichten Rossen. S. 52.

„Caramba, Sennores! verlieren wir keine Zeit und reiten wir ihnen entgegen," rief der leidenschaftliche Don Sanchez, sobald er gewahrte, daß sich zu beiden Seiten von den vorspringenden Waldspitzen, die die Grenze des kleinen Tales bezeichneten, mehrere menschliche Gestalten trennten und auf sie zu lenkten.

Die Gesellschaft setzte sich in Bewegung und behielt die Richtung auf die Schlucht zu bei, wo sie nach Zurücklegung von einigen hundert Schritten mit den Spähern zusammentreffen mußten.

Einige Minuten später schon befanden sie sich bei den Kahuillas und vernahmen von diesen, daß alles eingeleitet sei, um jeden Augenblick mit der Hetze beginnen zu können.

Die weiteren Anordnungen wurden natürlich dem schwarzen Juan allein überlassen, und dieser verteilte die Arrieros so, daß an beiden Seiten des Tales, bis zur Mündung der Schlucht hin, eine gleiche Anzahl sich hinter dem die Einfassung bildenden Buschwerk zu verbergen hatte.

El Muerte dagegen stellte er anheim, sich nach eigenem Ermessen einen Posten zu wählen, und da dieser hochmütig bemerkte, er würde nach derjenigen Seite hinüberreiten, auf der Juan selbst sich nicht aufzuhalten gedenke, so gab Inez den Ausschlag, indem sie ausrief: „Guter Juan, wenn andere deine Gesellschaft verschmähen, dann folge mir!" und ihr Pferd leise mit der Peitsche berührend, sprengte sie nach dem am weitesten entfernten Waldsaum hinüber.

Maria und der schwarze Juan schlossen sich ihr augenblicklich an, so daß außer El Muerte nur noch Ramiro, Sanchez, Robert und Sidney zurückblieben.

„Caramba!" rief der Ranchero mit seiner gewöhnlichen Laune aus, „seht die Mädchen an, sie tun, als wenn der graue Bär ein Schoßhündchen wäre; und Ihr fragtet noch, Don Roberto, ob sie an der Jagd teilnehmen würden! Hahaha! Don Roberto! Ihr kennt noch nicht unsere kalifornischen Senoritas! Folgt ihnen aber auch Ihr, Sidney, und überzeugt Euch, ob sie angesichts der wilden Bestie eine Miene verziehen.

Halt, halt!" rief er den Davoneilenden nach, „ihr habt doch nicht die Wette vergessen?"

„Nein, gewiß nicht, Sennor!" antwortete Robert, sein Pferd kurz anhaltend.

„Seid vorsichtig! grüßt auch die Damen und sagt ihnen, ich würde mich mit Ramiro El Muerte anschließen! sie möchten aber nicht tollkühn sein!"

Robert entblößte als Antwort auf einen Augenblick sein Haupt und galoppierte den Damen nach, die sich schon auf der andern Seite des seichten Baches befanden, während die drei zurückgebliebenen Reiter eine entgegengesetzte Richtung einschlugen.

Die Zeit der kurzen Unterhaltung zwischen Sanchez und Robert hatten Ramiro und El Muerte ebenfalls zu einem leisen Zwiegespräch benutzt.

„Wird keine Gefahr für die Sennoritas sein?" fragte Ramiro, zu El Muerte heranreitend.

„Nicht im geringsten," erwiderte dieser kaum hörbar, „ihre Pferde sind zu gut geschult, und dann vermöchte auch der schnellste Bär nicht solche Renner einzuholen."

In diesem Augenblick gesellte der Ranchero sich zu ihnen, und schweigend legten sie den Rest des Weges zurück.

Fünf Minuten später herrschte Stille in dem Tälchen. Nur hin und wieder sah man den Kopf eines Reiters oder den Vorderteil eines Pferdes hinter dem Buschwerk hervorlugen; an den Abhängen dagegen wirbelten zahlreiche Rauchsäulen empor. Der Bär aber schlief noch, kein Unheil ahnend, auf seinem schattigen Lager in der kühlen Schlucht.

Des schwarzen Juan Anordnungen waren so durchdacht und genau gewesen, daß es jetzt von seiner Seite kaum mehr als des Zeichens zum Beginn der Jagd bedurfte. —

Es war schon spät, kaum noch zwei und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang. Das ganze Unternehmen wurde aber gerade dadurch begünstigt, indem die zu dieser Tageszeit gewöhnliche Windstille sich eingestellt hatte, und vor Einbruch der Nacht nichts von der aufspringenden Seebrise zu befürchten war, die dem Bedrohten leicht die Anwesenheit einer

bedeutendern Menschenmenge verraten und ihn zu Mißtrauen und zur Flucht veranlassen konnte.

Nachdem also der letzte Arriero seinen Posten eingenommen und der letzte Indianer aus dem Tale verschwunden war, ritt Juan noch einmal ganz langsam etwa fünfzig Schritte in die Wiese hinein, schwenkte seinen Hut einige Male ums Haupt und begab sich dann zu Inez zurück, der er von nun ab nicht mehr von der Seite wich.

Alsbald verstärkte sich der Rauch des nächsten Feuers, von wo aus er wahrgenommen worden war, ein Signal, das in kürzester Frist von allen Feuern auf den Abhängen, selbst von den entferntesten, wiederholt wurde.

„Sind die Kahuillas nicht folgsam, Sennorita?“ fragte Juan mit einem gewissen triumphierenden Ausdruck.

Doch Inez nickte nur kaum merklich in zustimmender Weise. Sie war seit dem Beginn der Jagd plötzlich schweigsam geworden. Ihre schönen schwarzen Augen wanderten unstet von Punkt zu Punkt, und die etwas zusammengekniffenen Lippen verrieten die heftige Gemütserregung, in der sie sich befand.

„Ist dein Lasso sicher, guter Juan?“ fragte sie nach einer längern Pause.

„Er ist so sicher und geschmeidig, daß man ihn zum Walfischfang gebrauchen könnte.“

„Bueno,“ flüsterte das Mädchen kaum hörbar, und regungslos saß sie wieder auf ihrem Renner; sogar Maria, die sich mit einer Frage an sie herandrängte, erhielt keine Antwort.

„Was sind das für Leute, die dort von jener Waldecke aus auf uns zuschreiten? Sie scheinen etwas zu tragen?“ fragte Inez endlich wieder.

„Es sind die vier besten Kahuillas auf der ganzen Rancho, Sennorita,“ erwiderte Juan. „Sie tragen ein junges Schwein, das, nachdem man ihm das Maul verbunden, in einen Sack gesteckt worden ist. Es soll den Bären rufen.“

Von neuem trat tiefes Schweigen ein, das bis zum Beginn der eigentlichen Hetze nicht mehr unterbrochen wurde.

Die vier Indianer, die den Sack mittels einer langen Stange auf den Schultern trugen, näherten sich unterdessen

dem Bache schnellen Schrittes. Sobald sie denselben erreichten, stiegen sie in das seichte Bett hinab, worauf sie den Windungen aufwärts folgend, nach kurzer Zeit bis in die Nähe der Stelle gelangten, wo die letzten Überreste des am frühen Morgen zerrissenen Schweines zerstreut umherlagen. Dort nun entledigten sie sich ihrer Last, nahmen das an den Füßen gefesselte Tier aus dem Sacke, banden mehrere zusammengeknüpfte Lassos an seinen Schwanz, so daß er in eine unnatürliche Lage kam, und entfernten sich dann, die lange Leine aufrollend, soweit dieselbe eben reichte.

Einer der wilden Gesellen war zurückgeblieben. Sobald er nun gewahrte, daß die Leine straffgezogen wurde, löste er schnell den Riemen von der Schnauze des Tieres und sprang dann zu seinen Gefährten, mit denen er sich hinter einem dichten Sumachstrauch verbarg.

Kaum war aber das Schwein, das so lange nur ein dumpfes Grunzen hatte vernehmen lassen, imstande, den Rachen zu öffnen, so stieß es ein so durchdringendes Klaggeschrei aus, daß es in den nahen Schluchten doppelt und dreifach widerhallte und die unharmonischen Töne bis zu den entferntesten Feuern getragen wurden.

Viertes Kapitel.

Die Jagd.

Eine Viertelstunde mochte danach verflossen sein, als plötzlich weiter unterhalb am Rande der Schlucht der Rauch eines neuen Feuers emporwirbelte.

Der Bär, durch das Gekreisch des Schweines belehrt, daß unten am Bach eine ähnliche Lieblingsspeise wie am frühen Morgen seiner harre, hatte sein Lager verlassen und befand sich auf dem Wege niederwärts.

Ihm folgte in angemessener Entfernung ein Trupp Kahuillas. In ihren Armen trugen sie große Bündel Kien und Brände, und gaben durch wiederholt angelegte Feuer den

im Tal Harrenden zu erkennen, wie weit der Bär schon gelangt sei.

Nach Verlauf einer andern Viertelstunde trat dieser endlich dicht vor der Mündung der Schlucht neben dem Bach ins Freie.

Er hielt einen Augenblick an, schaute um sich, und da er keine einzige menschliche Gestalt gewahrte, mithin jede Gefahr für seinen kostbaren Pelz fern glaubte, so lenkte er seine ungeteilte Aufmerksamkeit auf das durchdringende Gekreisch, das ihm wie die lieblichste Musik in den Ohren klang.

Er stellte sich aufrecht hin, und nachdem er sich überzeugt, daß die Töne aus dem Bett des Baches kamen, glitt er mit der Gewandtheit einer Katze in dasselbe hinab.

Dies war das Zeichen zur Flucht für die vier Kahuillas. Sie rissen noch einmal mit aller Kraft an dem Schweifchen des aufkreischenden Schweines und schlichen dann mit aller nur möglichen Eile in dem Bach abwärts.

Der Bär verfolgte unterdessen ungestört seinen Weg, doch nicht mehr in derselben Weise, wie früher oben in der Schlucht, sondern mit einer Vorsicht in den Bewegungen, die wohl bewies, wie sehr ihm darum zu tun sei, unbemerkt bis in die Nähe seines Opfers zu gelangen.

Hundert Schritte mochte er so zurückgelegt haben, als an der Stelle, wo er in den Bach hinabgestiegen war, und die er der Uferwindungen wegen, wenn vielleicht zufällig rückwärts schauend, nicht mehr übersehen konnte, gegen zwanzig halbnackte Gestalten in die Vertiefung hinabsprangen, und gleich darauf ein von trockenem Holz genährtes, rauchloses Feuer emporloderte.

Der Bär ahnte nichts und schlich, unbekümmert um das, was um ihn her vorging, behutsam weiter.

Er legte abermals hundert Schritte zurück, und abermals schlugen in dieser Entfernung Flammen hinter ihm auf.

Er konnte sich kaum noch fünfzig Schritte von seinem Opfer befinden, da trennten sich plötzlich zu beiden Seiten die lauernden Reiter von dem schattigen Waldesrand, und mit verhängtem Zügel, den Lasso in regelrechten Schwingungen

ums Haupt wirbelnd, jagten die lustigen Arrieros weit voraus dem nächsten Feuer zu.

Das Getrappel der Pferde zog natürlich die Aufmerksamkeit des Bären von seiner Beute ab. Er richtete sich auf, so daß sein Kopf und Oberkörper über das Ufer des Baches hervorragten, und warf mißtrauische Blicke auf die heranstürmende Gesellschaft, die bei seinem Anblick in lautes Jubelgeschrei ausbrach.

Mehrere Sekunden verharrte er in dieser Stellung, gleichsam mit sich zu Rate gehend, nach welcher Richtung er seine Flucht am leichtesten bewerkstelligen könne.

Plötzlich kehrte er blitzschnell um und flüchtete, ohne die Vertiefung zu verlassen, stromaufwärts.

Wenige Sprünge brachten ihn bis dahin, wo die Kahuillas das letzte Feuer angezündet hatten. Er befand sich aber in einer so blinden Flucht, daß er fast in die Flammen hineingerannt wäre und sie überhaupt erst bemerkte, als die hinter dem Feuer versammelten Indianer ein Geheul des Schreckens ausstießen.

Er schnellte empor, als wenn ihn eine Kugel getroffen hätte, besann sich indessen kurz und sprang nach dem Ufer hinauf, wo er sich plötzlich von fünf Arrieros, El Muerte an der Spitze, umringt sah.

In demselben Augenblicke setzten aber auch die übrigen Arrieros, und mit diesen Inez, Maria, Sidney und Robert, eine kurze Strecke weiter oberhalb über den Bach und halfen den Kreis schließen, der sich um die überraschte Bestie bildete.

Die Pferde schnaubten und bissen wütend auf die Kandaren; in ihre Flanken aber drückten sich tief die großen scharfen Räder der Sporen, während eiserne Fäuste und kraftvolle Schenkel sie wie spielend zu den kleinsten Wendungen zwangen, und die geschwungenen Lassos zum Angriff in der Luft kreisten.

„Mille Caramba! El Muerte! Juan! jetzt ist es Zeit, eure Kunst zu zeigen!“ brüllte der Ranchero förmlich vor Wonne, als er den Bären mit gesträubten Rückenhaaren und halbgeöffnetem Rachen sich kampfbereit um sich selbst herumdrehen sah, als wenn er eine Öffnung zum Entschlüpfen hätte

suchen wollen. „Vorwärts die Lassos!" rief er aus, den Hahn eines Revolvers spannend und an die Seite seiner Tochter sprengend, in deren Nähe sich der Majordomo, Ramiro und Sidney aufgestellt hatten.

„Vorwärts die Lassos! oder fürchtet ihr euch?" wiederholte Don Sanchez, sein Pferd auf Juans linke Seite drängend, der, das Auge fest auf die grimmige Bestie gerichtet, unablässig den Lasso schwang.

„Keine Furcht!" erwiderte El Muerte, mit einem giftigen Blick auf Juan, „nur mehr Hals will ich sehen!"

„Caramba! und ich will den ersten Arriero Kaliforniens sehen!" eiferte der Ranchero.

Inez erbleichte, denn sie berechnete die möglichen Folgen von ihres Vaters herausfordernden Worten. „Guter Juan!" flüsterte sie, doch was sie weiter sagen wollte, das erstarb ihr auf der Zunge, als sie El Muertes und Juans Pferde sich gleichzeitig bäumen und die Reiter sich zum Wurf nach vorn neigen sah. —

Doch nur El Muertes Faust entglitt die wirbelnde Schlinge und legte sich eng um den Hals des Bären, während der schwarze Juan den Lasso schlaff niederhängen ließ und sein Pferd so weit zurückdrängte, daß es gerade vor Inez zu stehen kam.

„Dank, guter Juan, tausendfachen Dank!" flüsterte Inez tief aufseufzend. Mehr zu sagen hatte sie nicht Zeit, indem die Ereignisse jetzt mit Gedankenschnelligkeit aufeinander folgten.

El Muerte nahm kaum wahr, daß seine Schlinge gut und sicher gefaßt hatte, als ein dämonisches Feuer in seinen Augen aufglühte. „Aufgepaßt, die zweiten Arrieros!" rief er so laut, wie ihn vorher noch niemand hatte rufen hören, und das in seiner Hand befindliche Ende des Lassos schnell einige Male um den Sattelknopf windend, zwang er sein Pferd zu einem mächtigen Seitensprung, wodurch der Bär zu Boden gerissen wurde.

Dieser nämlich hatte sich, als er die Schlinge um seinem Nacken fühlte, aufgerichtet und versuchte sie durch wildes Schütteln und heftiges Schlagen mit den Vordertatzen wieder zu

entfernen. Da dies aber nicht gelang, im Gegenteil er selbst die Schleife immer fester zuschnürte, machte er Miene, El Muerte anzugreifen, woran ihn jedoch die Bewegung seines Pferdes hinderte.

Ein allgemeiner Jubelruf lohnte die Gewandtheit des geschickten Arrieros, doch blieb die Hauptarbeit noch zu beendigen, und immer wieder erschallte El Muertes und Sanchez' Ruf: „Heran die zweiten Arrieros!"

Die übrigen Arrieros waren aber schon längst bereit; doch die Geschwindigkeit, mit der das von blinder Wut ergriffene Tier sich übereinanderkugelte, wenn El Muertes Pferd anzog, und sich wieder aufrichtete, wenn es einen Moment still stand, verhinderte, daß jemand seinen Lasso mit Sicherheit hätte schleudern können.

Nach längerem Ringen und Kämpfen richtete der Bär sich endlich einmal wieder auf die Hinterfüße auf und wendete sich gegen die Reiter, die ihn jetzt hart bedrängten.

El Muerte ersah den günstigen Moment, warf ihn durch eine rasche Bewegung seines Pferdes auf den Rücken, und ehe er sich dann wieder zu erheben vermochte, lag um jeder seiner beiden Hintertatzen ein Lasso, der von einem wachsamen Arriero straffgehalten wurde.

Das mächtige Tier schnaubte und röchelte, als es sich so ausgereckt fühlte; seine riesenhaften Glieder zuckten bei dem Versuch, sie zusammenzuziehen, und bei jeder neuen Kraftanstrengung erschütterte es Roß und Reiter, deren ganzes Gewicht, weil sie sich abwärts auf die Seite neigten, an den Lassos hing.

„Caramba!" rief der bis aufs äußerste aufgeregte Ranchero, „Caramba! Kinder! wo sind eure Lassos! heran mit denselben!"

Er hatte nämlich bemerkt, daß das Gewicht der beiden an den Hintertatzen ziehenden Reiter zuviel für El Muerte wurde und dieser dem Drucke allmählich nachgab. Auch fürchtete er, daß des letztern Lasso reißen, oder sein Sattelgurt platzen könne, was jedenfalls die gefährlichsten Folgen gehabt hätte. Auch El Muerte mochte ähnliche Befürchtungen hegen, denn er kommandierte mit heftiger Stimme: „Noch eine Schlinge

um den Hals! Carajo! Juan! erster Arriero Kaliforniens! Noch eine Schlinge um den Hals!"

Der schwarze Juan aber hielt, als wenn ihn der Ruf nichts anginge, wie eine Bildsäule vor der innerlich bebenden Inez, die nun ebenfalls einen Revolver gezogen hatte und dabei jede Bewegung El Muertes gleichsam mit den Augen verschlang.

Die eine Vordertatze des Bären, der noch immer auf dem Rücken lag, fuhr jetzt, wie zum Schlage ausholend, hoch empor.

„Bravo! Mille Caramba!" rief Sanchez, als er bemerkte, daß zwei Schlingen auf einmal die durch die Luft sausende Tatze auffingen und lang ausreckten.

„Immer heran! Ihr edlen Arrieros!" schrie El Muerte, „Jeder muß seinen Anteil an der Jagd haben! Kein Lasso darf leer bleiben! Jetzt ist's Zeit! Vorwärts!"

Wiederum durchschnitten zwei schwarze Wellenlinien die Luft, und auch die andere Tatze, die sich auf eine Sekunde frei gezeigt hatte, befand sich in unzerreißbaren Fesseln.

„Eine mehr um den Kopf!" kommandierte El Muerte, dem jetzt von allen Seiten die Leitung allein überlassen wurde.

Seinen Worten wurde augenblicklich Folge geleistet.

„Er wird keinen einzigen Lasso übriglassen!" murmelte Inez zähneknirschend, „und ich darf nicht einschreiten. Guter Juan, gib acht!" fuhr sie in flüsterndem Tone fort, „gib acht! du wirst einen Wurf tun, wie ihn noch niemand vor dir getan."

Der schwarze Juan aber saß unbeweglich auf seinem schäumenden Pferde. Seine Faust hielt mit eisernem Griff den lose niederhängenden Lasso, und seine Lippen bebten vor heftiger Aufregung.

„Heran, edle Sennors!" ließ sich El Muertes heisere Stimme wieder vernehmen; „Platz ist noch da für ein Dutzend Schlingen!"

„Munter, munter, Kinderchen!" rief Don Sanchez jubelnd dazwischen; „fesselt den Burschen, daß ihm die Rippen knacken! So recht! So recht!" und der Ranchero lachte, daß ihm die Tränen in die Augen traten, als er bemerkte, daß bei jedem seiner Worte eine Schlinge geworfen und mit Glück um die nur noch zuckenden Glieder befestigt wurde.

Zuletzt war außer dem schwarzen Juan kein Arriero mehr da, der noch freie Hand gehabt hätte. Alle hatten sie ihre Lassos auf die eine oder die andere Art angebracht, und im weiten Kreise hielten die Reiter um ihre Beute, die schwer keuchend am Boden lag.

Es war ein herrlicher Anblick, wie die schäumenden Rosse mit dem vollen Gewicht ihrer Körper gegen die Lassos lehnten, und wie sie die Nüstern spreizten und schnaubend mit den Zähnen auf die schweren eisernen Kandarenringe schlugen. Die Arrieros trugen mit dazu bei, das Gewicht zu vergrößern, denn indem sie mit ihrer ganzen Schwere in dem äußern Steigbügel ruhten und mit dem Knie des nach innen gekehrten Fußes nur noch auf dem Sattel hingen, hielten sie die mehrfach um den Sattelknopf geschlungene Leine mit beiden Händen fest und hefteten zugleich ihre leuchtenden Blicke auf die röchelnde Bestie.

„Juan! Kamerad! hier ist noch ein Platz für Euch!“ rief El Muerte, der bemerkte, daß der Angeredete noch immer keine Lust zeigte, sich an der Arbeit zu beteiligen. „Kommt, Kamerad! Laßt die Eifersucht fahren und löst mich ab, meine Arme erlahmen!“ fuhr er aufmunternd fort.

Der schwarze Juan aber verharrte wie versteinert vor Inez und Marie, während Don Sanchez, triumphierend den Hut schwingend, um die ganze Gruppe herumgaloppierte, und Robert und Sidney, seiner Befehle immer gewärtig, ihm beständig auf dem Fuße nachfolgten. Ramiro dagegen hielt auf der gegenüberliegenden Seite, von wo aus er bald El Muerte, bald den Bären ängstlich beobachtete.

„Carajo! Mille Carajo!“ schnaubte El Muerte vor sich hin, einen Blick des grimmigsten Hasses auf den unbeweglichen Juan werfend, der wieder eine gewisse Genugtuung darin fand, den Wünschen seines Rivalen zuwiderhandeln zu können, und sich nicht scheute, seine Gefühle durch ein leichtes schadenfrohes Lächeln zu verraten.

Endlich, nachdem El Muerte das Nutzlose seiner Aufforderung eingesehen und Don Sanchez ernstlich darauf drang, die Jagd zu beendigen, rief er die Indianer herbei, die so lange dem Kampfe aus sicherer Entfernung zugesehen hatten.

Diese wurden dann angewiesen, vier der ihnen von den Arrieros niedergereichten Lassos zu ergreifen, und mittels dieser den Bären so festzuhalten, daß er von den Bewegungen der Pferde nicht mit herumgerissen wurde.

Die Indianer zeigten sich überaus gelehrig, sie reckten die dicht am Körper der wütenden Bestie befestigten Leinen in ihrer ganzen Länge aus und hielten sie zugleich dicht auf den Boden, so daß die Pferde bequem darüber hinwegschreiten konnten.

Nach diesen Vorbereitungen gab El Muerte das Zeichen, und ohne auch nur einen Zoll breit der angespannten Lassos nachzugeben, begannen die Arrieros langsam im Kreise herumzureiten, wodurch die Glieder und der Kopf des armen Bären so ineinander verschränkt wurden, daß er zuletzt nur noch einem dicken zottigen Knäuel glich.

Sobald die Reiter zum zweiten Male herumgekommen waren, erhielten sie die Weisung zu halten. Die Indianer mit den vier Lassos traten in den Kreis und führten jubelnd und springend, wie eine Herde Teufel, eine ähnliche Bewegung nach entgegengesetzter Richtung aus, wobei sie dafür Sorge trugen, daß ihre Leinen sich mit den schon zusammengedrehten zu einem dicken Tau vereinigten.

„Fort mit den Kahuillas!“ kommandierte jetzt El Muerte.

Die vier von den Indianern abgelösten Reiter nahmen ihre Lassos in Empfang und stellten sich wieder mit in die Reihe, die Kahuillas schlüpften zwischen den Pferden hindurch, und nur einer blieb noch im Kreise zurück. Dieser konnte sich nämlich die Freude nicht versagen, einige Male auf dem wehrlosen Bären herumzuspringen und ein durchdringendes Jubelgeheul auszustoßen.

El Muerte trieb auch ihn durch einen heftigen Fluch beiseite, und als dann eine momentane Stille eingetreten, wandte er sich an den Ranchero und fragte, den Hut höflich ziehend, was jetzt mit der Beute zu beginnen sei.

Don Sanchez' Antwort blieb aber unverständlich, denn die ganze Gesellschaft brach wie auf ein gegebenes Zeichen in den Ruf aus: „Die Wetten, Sennor! die Wetten!“

„Ja die Wetten!“ versetzte der Ranchero schmunzelnd. „Ein echter Kalifornier gibt lieber das Glied eines Fingers, als eine Wette auf! Caramba! Don Roberto, wie steht es, glauben wir die Bestie jagdgerecht töten zu können?“

„Natürlich!“ rief Robert, dessen angeborener Jagdeifer erwacht war. „Nichts leichter als das!“ fuhr er fort, vom Pferde springend und ein kurzes, sehr spitziges Weidmesser aus dem Gürtel ziehend.

„Halt! halt! Sennor!“ schrien einige Arrieros, „nicht so eilig, der Unparteiische muß Euch begleiten!“

„Ich verdoppele meine Wette!“ fiel ein anderer ein.

„Ich nehme es an! Aber Don Roberto, ich bitte um einen sichern Stoß!“ jubelte wieder ein anderer.

Robert lächelte selbstgefällig, als er den Eifer wahrnahm, mit dem die Wetten auf seine Geschicklichkeit verdoppelt wurden, und prüfte, wie im Selbstbewußtsein, mit dem Daumen der linken Hand die Spitze seines Messers.

„Werde schon machen, Sennors!“ rief er aus, „fünf Gallonen Los Angeles-Wein, wenn ich fehle!“

„Fünf Gallonen Los Angeles-Wein, wenn Ihr mit dem ersten Stoß tötet!“ ertönte plötzlich El Muertes Stimme, der aus dem Sattel gesprungen war und es seinem wohldressierten Pferde überließ, den Lasso straffzuhalten. „Auch ich will wetten,“ fuhr er mit einem dämonischen Lächeln fort, wobei er einen triumphierenden Seitenblick auf den vor innerer Aufregung bleichen Ramiro warf.

„Ja wettet, wettet, und verliert keine Zeit, Sennors! Caramba! Ihr seht, die Sonne sinkt, und die Damen haben genug von dem grausamen Schauspiel gehabt! Nicht wahr, Inez und Ihr, schöne Maria?“ So eiferte Don Sanchez, in dem er seinen Renner zu den lustigsten Sprüngen zwang.

Inez neigte zustimmend ihr schönes Haupt. Ihr liebliches Gesicht, das kurz vorher noch so bleich gewesen, hatte eine hohe Röte angenommen. Eine eigentümliche Wildheit funkelte in ihren Augen, und die kleine Hand, die mit dem schweren Revolver an ihrer Seite niederhing, schimmerte in bläulicher

Farbe, so fest preßten sich die zierlichen Finger um den silberbeschlagenen Kolben.

Der schwarze Juan hielt noch immer wie eine Bildsäule vor ihr, er hatte den Kopf indessen halb nach ihr hingewendet, um ihre Befehle sogleich vernehmen und ebenso schnell ausführen zu können.

Wenn übrigens die ganze Gesellschaft nicht so vertieft in die Jagd gewesen wäre, dann würde schwerlich dem einen oder dem andern der rätselhafte Ausdruck entgangen sein, der auf Inez' und Ramiros Zügen ruhte. So aber blieben beide unbeachtet, ja sie selbst wechselten nicht einmal einen Blick miteinander.

„Sind die Wetten gemacht?" fragte der Majordomo, der Don Sanchez' Worte vernommen hatte und, um in seinen Bewegungen weniger behindert zu sein, die kurze Jacke auszog.

„Alle Wetten gemacht!" antworteten die Arrieros. Einige riefen wohl noch: „ich verdoppele den Preis!" doch schnitt El Muerte diesen das Wort ab, indem er laut kommandierte: „Ruhe jetzt, Sennors! und haltet die Lassos fest!"

Aller Aufmerksamkeit wendete sich nunmehr Robert zu, der, zu dem gefesselten Bären hinschreitend, nach derjenigen Seite hinüberstieg, wo er sich dem fast ganz von den Vordertatzen bedeckten Kopf der Bestie am nächsten befand. El Muerte war ihm nachgefolgt und stand ihm gerade gegenüber. Auch er hatte sein langes Messer aus der Ledergamasche gezogen, um, wie er sich mit seinem gewöhnlichen höhnischen Lächeln ausdrückte, für unvorhergesehene Fälle vorbereitet zu sein.

Kein Wort wurde mehr gesprochen, nur Inez flüsterte leise: „Fertig, guter Juan!" und fast gleichzeitig hob sich dessen Faust.

Der Lasso begann zuerst langsam, dann aber mit gesteigerter Geschwindigkeit um sein Haupt zu kreisen, ein Umstand, der von niemandem beachtet wurde, am wenigsten aber von El Muerte, der, vornübergeneigt stehend, ihm den Rücken zukehrte.

Robert hatte unterdessen seine linke Hand auf den Hinterkopf des schwach röchelnden Bären gelegt und suchte die Stelle zu entdecken, wo der letzte Halswirbel mit dem Schädelknochen zusammentrat.

Wie ein lauernder Tiger bewachte El Muerte die Bewegungen des Majordomo, wobei seine linke Hand sich auf die in ein dickes Tau zusammengedrehten straffen Lassos stützte, während seine rechte das Messer merkwürdigerweise so hielt, daß dessen Schneide nach vorn wies.

„Ein mächtiger Schädel!“ sagte Robert wie im Selbstgespräch; „aber halt, hier ist das Gelenk!“ und das Messer in die linke Hand nehmend, stellte er die scharfe Spitze auf den tödlichen Punkt und machte sich fertig, mit der rechten Faust durch einen heftigen Schlag auf den Knopf des Heftes, die schmale Klinge in das Gehirn seines Opfers zu treiben.

El Muerte sah es mit glühenden Augen, und immer weiter neigte sich sein Oberkörper über den Bären hin. Sein rechter Fuß hob sich hoch empor, wie um über den nächsten Lasso fortzuschreiten, verwickelte sich aber scheinbar in denselben, und als Robert dann, die Blicke fest auf seine Waffe gerichtet, die Faust hob, da verlor der Arriero das Gleichgewicht und fiel der Länge nach auf den Bären.

Den Fall selbst hatten wohl alle bemerkt, daß aber während desselben die scharfe Klinge von El Muertes Messer wie ein Blitz durch die zusammengedrehten, bis zum Zerreißen angespannten Lassos fuhr, das war ihnen vollständig entgangen.

Die Folgen dieser Handlung zeigten sich aber fast ebenso schnell, wie sie ausgeführt wurde, und ein jäher Schrecken bemächtigte sich aller Anwesenden, als man die plötzliche Wendung des Kampfes gewahrte.

Die Pferde nämlich, die so lange mit ihrem und der Reiter Gewicht, sich seitwärts neigend in den Lassos gehangen hatten, stürzten, da sie so urplötzlich des Halts beraubt wurden, zum Teil auf den Boden, teils prallten sie stolpernd weit auseinander; es blieben also nur diejenigen Reiter zurück, die nicht bei der eigentlichen Jagd beteiligt waren.

Diese aber, außer Inez und Juan, verloren auf einige Augenblicke die ruhige Überlegung, als sie auf die Szene in der Mitte des nunmehr geöffneten Kreises blickten, die sich mit der Schnelligkeit eines Gedankens so verändert hatte und ringsum die grenzenloseste Verwirrung verbreitete.

Die Arrieros kämpften mit ihren Rossen, die Indianer flohen laut heulend dem Saum des Waldes zu, Don Sanchez fluchte und beschwor seine Tochter, zu fliehen, und Maria stieß einen Schrei des Entsetzens über den andern aus und wußte nicht, da ihr die Leitung der mutigeren Freundin fehlte, wohin sie sich in ihrer Angst wenden solle.

Inez aber behauptete mit ihrem stampfenden Pferde unausgesetzt ihre alte Stelle; Totenblässe hatte ihr schönes Gesicht überzogen, und zwischen den zusammengebissenen perlenähnlichen Zähnen hindurch zischte sie dem schwarzen Juan aufmunternde Worte zu.

Dieser bedurfte jetzt aber nicht mehr der Aufmunterung; denn wenn er auch die ganze Wahrheit nicht erriet, so mochte er sie doch ahnen, indem er El Muertes Bewegungen mit den Blicken eines Beute suchenden Habichts verfolgte und gierig den Moment erspähte, in welchem er seine Gewandtheit würde an den Tag legen können.

„Gib acht, guter Juan!“ hatte Inez kaum hörbar gesagt, als El Muerte seinen Fuß auf der straffen Lederleine haften ließ. Juan nickte, und die Schlinge kreiste so regelmäßig über seinem Haupte, als wenn sie mit einem Zirkel dorthin gezeichnet worden wäre.

„Guter Juan, fehle nicht dein Ziel!“ flüsterte sie angstvoll in der nächsten Sekunde.

Juan sah den Arriero über den Bären hinstraucheln und dann leicht gleich einem Jaguar zur Seite springen; weit zurück lehnte er, sich zum Wurf anschickend, den Oberkörper, der jetzt, da er nicht mehr saß, sondern mit seinem ganzen Gewicht auf den kurzen Steigbügeln ruhte, doppelt so groß erschien. Er sah die Pferde auseinanderprallen und niederstürzen; er sah, wie die riesenhaften Glieder des Bären sich wieder frei bewegten und Roberts Messer den Schädel der Bestie streifte; er sah, wie diese sich hoch aufrichtete und mit ausgebreiteten Pranken und mit weitgeöffnetem Rachen sich dem unglücklichen Jäger zuwendete. — Doch nur einen Augenblick verharrte der Bär in seiner drohenden Stellung. Ein lauter Jubelruf entfloh den Lippen des schwarzen Juan, sein Körper

bog sich nach vorn, der Lasso durchschnitt wie ein Pfeil die Luft, sein Pferd bäumte sich, warf sich im Niedersinken zur Seite, und die Schlinge schloß sich um den Hals der Bestie, die, auf den Rücken stürzend, vergeblich trachtete, die zähe Leine zwischen ihre Zähne zu bekommen.

Ein wilder Kampf begann jetzt, der Kampf zwischen Kaliforniens erstem Arriero und einem bis zur Tollwut gereizten Bären. Ein Kampf, doppelt furchtbar, weil das Tier zu schwer war, um von dem einzelnen Pferde weit geschleift zu werden, und dann, weil die ihrer Hauptwaffen beraubten Arrieros noch unfähig waren, Beistand zu leisten, und es längere Zeit erforderte, die Reserveschlingen von den Sätteln zu lösen und zur Verwendung bereit zu machen.

Der schwarze Juan stieß unterdessen Jubelruf auf Jubelruf aus, und zwar in denselben Pausen, in welchen der Bär sich aufraffte und immer wieder von ihm niedergerissen wurde.

El Muerte dagegen, dessen Gesicht vor Wut eine aschgraue Farbe angenommen hatte, beantwortete diese jedesmal durch einen heftigen Fluch; er hielt sich für besiegt, und grimmig blickte er bald auf Robert, der seiner Rache entschlüpft war, bald auf Juan, dessen Kräfte während des Kampfes zu wachsen schienen.

Auch der Ranchero jubelte jetzt wieder, nachdem er die Gefahr abgewendet sah. Er drückte die Sporen in die Weichen seines Pferdes, sodaß es hoch aufsprang, und an dem übereinanderkugelnden Bären vorbeisprengend, feuerte er seinen Revolver auf ihn ab.

„Caramba!“ rief er aus, „hier heran die Pistolen! die Kugeln müssen die zerrissenen Lassos ersetzen!“

Ramiro folgte ihm, doch wurde er von der leidenschaftlichen Inez ausgedrängt, die dem Bären eine zweite Kugel zusandte und dann, wie ihr Vater eine Volte beschreibend, sich abermals zu nähern trachtete. Ehe aber noch Ramiro, Sanchez oder Inez die Angriffe erneuern konnten, glitten Robert und Sidney, die so lange nicht beachtet worden waren und ihre Pferde der Freiheit überlassen hatten, dicht an den

jetzt schon wieder röchelnden und wild um sich schlagenden Bären heran, weshalb das weitere Schießen natürlich eingestellt werden mußte.

Ersterer hatte die Gefahr wohl erkannt, aus der ihn, nach seiner Meinung, nur des schwarzen Juan Geistesgegenwart gerettet hatte. Er eilte daher, von den Gefühlen der Dankbarkeit beseelt, nachdem er sich mit dem an seinem Sattel hängenden Revolver bewaffnet, dem braven Arriero in der zweifelhaften Lage beizustehen.

Fast gleichzeitig mit ihm war Sidney eingetroffen. Derselbe trug die Pistole im Gurt, schwang dagegen das Brenneisen, welches, vermöge der ungleichen Verteilung der Schwerkraft, in den Fäusten des jungen Giganten zu einer furchtbaren Waffe wurde.

„Zurück, Sennors!“ rief Sanchez, als er die beiden jungen Leute in die gefährliche Nähe des grimmigen Feindes treten sah. „Zurück! sage ich euch! die Kugeln müssen die Lassos ersetzen!“

„Laßt sie, Don Sanchez!“ versetzte Ramiro laut genug, um von Robert sowohl wie von Inez verstanden zu werden, „sie haben Kraft und Mut und wollen sich den Sieg von niemandem streitig machen lassen!“

Inez, die wohl wußte, warum der feindlich gesinnte Ramiro die beiden Freunde zum Kampfe reizte, warf ihrem Vetter einen so drohenden Blick zu, daß dieser, um seine Verlegenheit zu verbergen, zur Seite schaute.

„Zurück!“ rief auch sie, „zurück, Don Roberto! ich wünsche es, ich, die Tochter Eures Herrn! ich befehle es Euch! Zurück!“

Ihr Befehl wurde aber nicht beachtet, und die Vorgänge folgten so rasch aufeinander, daß Sanchez gar nicht Zeit gewann, seinen Wünschen und denen seiner Tochter Nachdruck zu verschaffen.

Dem Bären war es unterdessen wieder gelungen, sich auf seinen Hintertatzen aufzurichten, und zwar für ihn so glücklich, daß die Leine zwischen seine scharfen Backenzähne geriet. Juan sah die Gefahr wohl ein, die jetzt drohte, denn noch immer

hielten die ihre Leinen in Schwung bringenden Arrieros weit abwärts. Er spornte daher sein Pferd mit aller Macht zur Seite, aber eh' noch der Bär, dem Druck nachgebend, hinstürzte, oder die Leine durch das furchtbare Gebiß zerschnitten wurde, sauste das schwere, an dünner eiserner Stange befindliche S mit dem Kreuz mit so unwiderstehlicher Gewalt auf seine Nase nieder, daß er betäubt zu Boden sank. —

Allgemeines Frohlocken, in das sogar die ängstliche Maria mit einstimmte, lohnte diese Tat, und es wurde wiederholt und verdoppelt, als Robert niederkniete und mit sicherm Stoß das spitze Weidmesser in das Gehirn des verendenden und zusammenzuckenden Tieres trieb.

— „Gewonnen, gewonnen!" jubelte jetzt ein Teil der Arrieros, die ihre Hüte schwenkend heranritten und sich in die Reihe der die Beute Umstehenden drängten.

„Unentschieden, unentschieden!" riefen wieder andere dazwischen. „Der Hieb tötete den Bären, aber nicht das Messer!"

„Ruhe!" kommandierte der Ranchero auf dem Gipfel der Freude. „Ruhe, Sennors; man kann ja sein eigenes Wort nicht verstehen! Ich erkläre alle Wetten für unentschieden und rate, daß jeder seine Dollars, wenn er überhaupt welche besitzt, in der Tasche behält. Aber einen Fandango will ich geben, Mille Caramba! und der schwarze Juan soll den ersten Tanz aufführen, und El Muerte — El Muerte! wo ist El Muerte?!"

Alle schauten sich nach dem Arriero um; doch dieser befand sich schon fern und ritt gesenkten Hauptes und seine Brust erfüllt von wilden Rachegedanken der heimischen Rancho zu.

„Laßt ihn, laßt ihn!" begütigte Sanchez, als die Arrieros sich einer nach dem andern darüber beklagten, daß El Muerte ihnen den besten Lasso zerschnitten. „Laßt ihn; es war ein unglücklicher Sturz, der ihm selbst, wie dem Majordomo das Leben hätte kosten können. Er wird künftighin sein Messer vorsichtiger halten, ihr aber werdet nicht bestreiten, daß er trotzdem, nächst Juan der beste Arriero Kaliforniens bleibt."

Die leichtfertigen Arrieros beruhigten sich bei des Rancheros Worten schnell über den Verlust ihrer Lassos, sprachen sich bewundernd über El Muertes Geschicklichkeit aus und priesen gebührendermaßen des schwarzen Juan Geistesgegenwart und Gewandtheit, der durch sein rechtzeitiges Einschreiten ein großes Unglück abgewendet hatte.

„Ja, Juan ist ein Meister, Caramba! ein Paar Calzoneros will ich ihm dafür schenken, wie sie noch nicht schöner in Kalifornien angefertigt wurden!“ rief Sanchez dem braunen Burschen zu, der mit einem unbeschreiblichen Stolz auf seinen Zügen vor dem leblosen Bären hielt.

„Und ich gebe ihm einen echten Panamasombrero!“ versetzte Ramiro mit einem Seitenblick auf Inez.

„Und ich führe den ersten Tanz mit dem guten Juan auf!“ fügte Inez, sich von Ramiro abwendend, hinzu.

„Und ich den zweiten!“ rief Maria, die ihren Mut wiedergefunden zu haben schien.

„Und ich, schwarzer Juan?“ begann Robert, zu dem unter der Last von soviel Ehre fast zusammensinkenden Arriero herantretend, „und ich? ich gebe die fünf Gallonen Los Angeles-Wein an Eure Gefährten, und Euch das Beste, was ich besitze, nämlich meine Hand als Freund!“

Juan heftete seine schwarzen Augen mit einem eigentümlich durchdringenden Ausdruck auf Roberts offenes Gesicht und reichte ihm schweigend die Hand. Was er dachte, sprach er nicht aus; hätte Robert ihm aber ein Pferd zum Geschenk gemacht, so würde ihn das nicht halb so glücklich gestimmt haben, wie die biederen Worte, die, ohne daß er sich selbst Rechenschaft davon abzulegen wußte, so zu seinem Herzen drangen.

Robert selbst aber hatte nie Gelegenheit, zu bereuen, den halbwilden Arriero zum Freunde gewählt zu haben.

Fünftes Kapitel.

Die letzten Tage auf der Rancho.

Die Bärenjagd mit ihren mancherlei Nebenumständen hatte bei den Hauptteilnehmern ganz verschiedenartige Eindrücke zurückgelassen.

Bei Inez waren unbestimmte Besorgnisse um die Zukunft wachgerufen worden, denn sie mußte sich selbst gestehen, daß Roberts Feinde nach diesem ersten mißglückten Versuch ihre hinterlistigen Pläne jedenfalls erneuern würden, und zwar zu einer Zeit, in der sie außerstande war, ihn zu beschützen.

El Muerte, dessen Tätigkeit im Freien mit dem Brennen der Pferde vorläufig ihr Ende erreicht hatte, war menschenscheuer denn je, und das Bewußtsein, nicht mehr allein das Ansehen eines ersten Arrieros zu genießen, diente gewiß nicht dazu, ihn für irgend jemand zugänglich zu machen.

Selbst von Ramiro hielt er sich abgesondert, ob nun infolge einer Übereinkunft, um einen durch das Zerschneiden der Lassos möglichenfalls erweckten Verdacht zu unterdrücken, oder weil er Ramiro für die mittelbare Ursache von Juans Triumph hielt, das war schwer zu erraten.

Es war vier Wochen nach dem Tage, an dem die Bärenjagd stattgefunden, und einer jener erfrischenden Abende, deren eigentliche wohltätige Eigenschaften man nirgends mehr als in den tropischen Breiten kennen lernt.

Auf dem innern Hofe und unter der geräumigen Veranda von Sanchez' Rancho war die Atmosphäre doppelt erfrischend. Die üppigen Gewächse, die Raseneinfassungen der Beete, die mit Kies bestreuten Pfade und Wege, wie auch die glatten Fliesen, die mosaikartig den Fußboden der Veranda bildeten, hatte man mit dem kalten Wasser des Bassins reichlich bespritzt. Die so befeuchteten Gegenstände verbreiteten daher nicht nur einen gewissen Grad von Kühle, sondern es war dadurch auch der süße Duft verstärkt und verdichtet worden, mit dem die blühenden hochstämmigen Rosenbäumchen, die wie mit Schnee bestreuten Jasminsträucher und das an allen Säulen und Wänden emporrankende Geißblatt die Luft erfüllten. —

Um einen langen Tisch vor dem Hauptportal saßen Don Sanchez nebst seiner Tochter und Maria, Don Ramiro, der jetzt die Stellung des Majordomo übernommen hatte, Robert Andree, Sidney Bigelow und der schwarze Juan, welch letzterer auf den ausdrücklichen Wunsch von Inez an diesem Abend, als dem Vorabend der Abreise, mit zur herrschaftlichen Tafel gezogen worden war.

Die Mahlzeit war schon beendet, dagegen standen auf dem weißen Tafeltuche noch Schüsseln mit Früchten und Teller mit feinen Zigarettos, was aber alles von zwei mächtigen Korbflaschen mit schwerem kalifornischen Wein überragt wurde, ein sicheres Zeichen, daß es noch auf ein recht langes geselliges Zusammensein abgesehen war.

Eine überaus glückliche Laune hatte sich eingestellt, und da der fröhliche Ranchero eine wahre Erfindungsgabe bewies, immer neue und den Verhältnissen entsprechende Toaste auszubringen, so war anzunehmen, daß der Frohsinn noch lange nicht den Höhepunkt erreicht habe.

„Auf eine glückliche Heimkehr, Sennoritas und Sennores!“ rief Don Sanchez wenigstens zum sechsten Male, sein Glas über den Tisch haltend.

„Auf eine glückliche Heimkehr!“ lautete die einstimmige Antwort, als die Becher sich trafen, „und auf gute einträgliche Geschäfte!“ fügte Sidney hinzu, der in Gedanken schon wieder den zu erwartenden Gewinn berechnete.

„Was helfen einträgliche Geschäfte, wenn die glückliche Heimkehr fehlt?“ versetzte Inez lachend. „Nein, Don Sidney, Ihr müßt nicht zu habgierig sein. Ich trinke nur auf Eure glückliche Heimkehr, und zwar auf eine Heimkehr, nicht nur hierher, sondern auch zu Euren Eltern an den Missouri, so wie ich Don Roberto den baldigen Anblick seines geliebten Rheinstromes wünsche.“

„In der Tat, edle Sennorita,“ erwiderte Robert mit mehr Wärme als gewöhnlich, „Ihr müßt einen Blick in mein Herz getan haben, um Eure freundlichen Wünsche so weit ausdehnen zu können.“

„Und warum sollte ich das nicht?“ fragte Inez, wobei

ein Blitz aus ihren tiefen Augen schoß. „Gedenkt Ihr doch Eurer fernen Heimat mit einem Enthusiasmus, der kaum bezweifeln läßt, daß Euer Herz in derselben zurückgeblieben. Ich wünsche Euch sogar noch mehr," fuhr sie fort, und eine flammende Röte bedeckte ihren Hals und den untern Teil ihres schönen Gesichts. „Mögt Ihr den ehrwürdigen Vater Rhein an der Seite derjenigen zum erstenmal wiederbegrüßen, nach der Euer Herz sich nicht weniger als nach der Heimat sehnt!"

Weder die Sprecherin noch Robert bemerkten, daß Ramiros Augen bei diesen Worten einen lauernden Ausdruck erhielten und ununterbrochen von einem zum andern wanderten.

Robert dagegen, dem der schwere Wein und die ihm so selten zuteil gewordenen freundlichen, aufmunternden Worte der sonst so stolzen Sennorita das Blut in schnellerem Kreise trieben, sprang zum größten Ergötzen des Rancheros auf und wendete sich, seinen vollen Becher hoch emporhaltend, zu dem lachenden Mädchen.

„Ja, Sennorita!" begann er, seine leuchtenden Blicke fest auf die errötende Inez heftend, „Ihr habt recht! Ich bin stolz, eine so schöne, herrliche Heimat zu besitzen, und sie dereinst wiederzusehen, wird mich beglücken! Diejenige aber, nach der mein Herz sich sehnt, die weilt nicht dort auf den rebenbekränzten Ufern; der triftigste Grund, weshalb die Freude des Wiedersehens bei mir nie eine ungetrübte sein wird. Könnten mit mir zugleich liebe schöne Augen, Augen so dunkel und so glanzvoll, mein Vaterland bewundern, Augen, die ich gewohnt bin mit stolzem Ernst auf mich gerichtet zu sehen, und die ich ewig durch holdes Lächeln verklärt wissen möchte, dann, edle Sennorita, ja dann erst würde ich vollständig glücklich sein und die Stunde segnen, die — die — doch dieser Becher gilt meinem Vaterlande und den lieben, süßen schwarzen Augen!"

„Bravo, bravo! Don Roberto!" rief der Ranchero aus, dem die Rede des Mayordomo überaus wohlgefiel. „Caramba! Ihr sprecht ja Worte, wie sie der große La Mancha nicht schöner gesprochen!"

Inez aber errötete bei dieser Anrede tief, und um keinen

Preis hätte sie vermocht, dem Majordomo eine ihrer gewöhnlichen stolzen Antworten zu erteilen. Sie war im ersten Augenblicke sogar um eine Antwort verlegen, doch sie faßte sich schnell und erwiderte scheinbar unbefangen: „Auch ich möchte den Rhein bereisen, über den ich so wunderbare Schilderungen vernommen, und möchte Euch in meiner Begleitung haben, bloß um mich an Ort und Stelle von der Aufrichtigkeit Eures Enthusiasmus zu überzeugen; das heißt, wenn mein Vater und Maria mich ebenfalls begleiteten."

„Caramba, ist hier etwas zu reisen!" fiel Don Sanchez ein. „Zuerst ziehen die Sennors an den Rio Grande und kehren wieder hierher zurück; und dann prüft Eure Freundschaft, die heute abend auffallend warm geworden, ob sie nachhaltig genug ist, um überhaupt an ein solches Unternehmen denken zu dürfen!"

„Warm genug, um sonst niemand zu Worte kommen zu lassen," rief Maria schalkhaft aus, „was meint Ihr, edler Ritter," fuhr sie zu Sidney gewendet fort, der so lange schweigend und in sich gekehrt dagesessen; „ist es wohl recht, daß man mich gar nicht fragt, ob ich überhaupt nach Europa reisen will?"

„Sehr unrecht, Sennorita," erwiderte Sidney, „ich würde Euch raten, ihnen zum Trotz, mit mir eine Reise nach dem Niagara und an den Hudson zu unternehmen. Ich habe beides zwar selbst noch nicht gesehen, doch ist es wohl ohne Frage das Schönste, was die Erde aufzuweisen hat, und natürlich viel schöner als alle Flüsse des alten Kontinentes zusammengenommen."

Schallendes Gelächter, in das sogar Ramiro und der schwarze Juan mit einstimmten, lohnte die etwas unbeholfene Freimütigkeit des jungen Giganten, der, um seine wachsende Verlegenheit zu verbergen, den Becher ergriff und auf einen Zug leerte.

„Lacht nur, lacht, soviel ihr wollt!" rief Maria, die ein zartes Mitleid für Sidneys Verlegenheit empfand. „Wenn ich überhaupt mit jemandem aus unserm Kreise eine solche Tour unternehme, so ist es gewiß nur mein Freund Don Sidney.



Die Schlinge schloß sich um den Hals der Bestie, die, auf den Rücken stürzend, vergeblich trachtete, die zähe Leine zwischen ihre Zähne zu bekommen. (S. 73.)

Aber Ihr müßt Eurem Versprechen auch treu bleiben und mich nicht in den ersten acht Tagen nach Eurer Abreise vergessen."

„Hier ist meine Hand darauf, daß so etwas nicht geschieht!" versetzte Sidney, der jetzt seinen ganzen Mut wiedergefunden hatte.

„Und hier ist die meine!" erwiderte Maria, indem sie ihre kleinen Finger in Sidneys Faust gleichsam verschwinden ließ.

„Recht so, recht so!" jubelte der Ranchero, seinen Becher in aufmunternder Weise emporhaltend, „verliert nur nie Euern fröhlichen Mut, und ich stehe dafür ein, ehe noch ein Jahr verstrichen ist, befindet Ihr Euch wieder hier. Es sei denn, daß die Apaches Euch die Kopfhaut etwas lose machten!"

„Vater!" rief Inez mit vorwurfsvollem Tone, und als ob sie fürchte, die Regungen ihres Herzens verraten zu haben, wendete sie sich schnell zu Robert.

„Mein Vater droht mit den Apaches," begann sie, „weil sie ihm in jüngeren Jahren manchmal auf der Ferse gewesen sind. Ich will Euch aber ein Amulett geben, sodaß sie Euch nichts anhaben können." Mit diesen Worten löste sie ein goldenes Kettchen, an dem eine kleine, ganz abgescheuerte messingene Medaille hing, von ihrem Halse und reichte es Robert. „Nehmt, Don Roberto," sagte sie mit ungewöhnlicher Schüchternheit, „aber bringt es mir wieder, es ist ein Andenken meiner verstorbenen Mutter, die es wieder von ihren Urahnen erbte. Die Münze trug früher das Bildnis eines mächtigen Schutzheiligen, jetzt ist es freilich nicht mehr zu erkennen, und soll schon vor mehr als dreihundert Jahren von einem Papst gesegnet worden sein."

Robert war freudig überrascht, Inez so sprechen zu hören. Zögernd, als ob er an der Wirklichkeit zweifle, streckte er die Hand nach dem Amulett aus; und als er ihr fragend in die tiefen dunkeln Augen schaute, da senkten sich diese mit einem so lieblichen, mädchenhaften Ausdruck, wie er ihn früher bei der stolzen Kalifornierin gar nicht für möglich gehalten hatte.

„Ich danke, Sennorita!" sagte er mit Wärme, und eh' er eigentlich wußte, was er tat, hatte er ihre Hand ergriffen und drückte einen brennenden Kuß darauf.

Eine peinliche Stille war plötzlich eingetreten, eine Stille, dadurch hervorgerufen, daß die beiden jungen Leute sich gegenseitig verraten hatten. Sie hatten einer in des andern Herz gelesen und einander verstanden. Sie mußten aber schweigen, und am nächsten Abend waren sie ja schon, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, getrennt; getrennt, ohne vorher ein Wort des Trostes und der Hoffnung gewechselt zu haben, getrennt ohne ein beglückendes Versprechen unverbrüchlicher Treue und inniger, bis über das Grab hinausreichender Liebe.

Don Sanchez aber rief endlich aus: „Caramba! Sennors, ihr scheint schläfrig zu werden! schläfrig, ohne vorher den Klang der Saiten gehört zu haben! Wo sind die Gitarren?" und mit aller Eilfertigkeit, deren sein untersetzter Körper nur fähig war, sprang er selbst davon und kehrte gleich darauf mit zwei Gitarren zurück, von denen er eine dem schwarzen Juan, und die andere Robert reichte.

„Jetzt lustig!" ermunterte er, „es wird lange dauern, ehe mein Herz wieder durch eure Musik erfreut wird, laßt sie daher wenigstens nicht am letzten Abend unseres Zusammenseins hier fehlen."

Wenn Robert auch wirklich in diesem Augenblick keine sonderliche Neigung verspürte, das Instrument zur Hand zu nehmen, so tat er es doch, um sich seinem wohlwollenden Herrn, dem Vater der schönen Inez, gefällig zu zeigen.

Bei den Klängen des wohlbekannten Fandango, der sogleich angestimmt wurde, stockte die übrige Unterhaltung vollständig. Doch es währte nicht lange; denn als die Finger in schnellerem Takt die Saiten rührten und die Töne der beiden verschieden gestimmten Gitarren die Veranda rauschender erfüllten und dabei immer phantastischer miteinander harmonierten, da vermochte die musikliebende Gesellschaft nicht länger an sich zu halten, und wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben, legte jeder auf die eine oder die andere Art sein Wohlgefallen an den Tag.

Der Ranchero horchte aufmerksam zu. Kamen aber die Spieler zu seinen Lieblingsstellen, dann pfiff er lustig mit, während Sidney auf den Knien den Takt schlug und Inez

und Maria anmutig die Häupter wiegten oder die Spitzen ihrer Füße auf den Boden fallen ließen.

Die Blumen in dem Gärtchen dufteten immer stärker, als ob auch sie durch die Musik ermuntert worden wären. Große Nachtfalter umschwirrten die honigreichen Kelche und die mit farbigem Papier umgebenen Lampen, oder stießen sich, geblendet von dem Glanz des Lichtes, die dicken Köpfe an den erleuchteten Fensterscheiben.

Als Sanchez endlich die Gesellschaft aufhob, da war die Mitternachtsstunde nicht mehr fern. Bald darauf war alles dunkel und still auf dem gartenähnlichen Hofe; nur das Wasser murmelte verstohlen in dem Bassin, und ebenso verstohlen lispelte die leichte Seebrise zwischen den niederhängenden Wedeln der einsamen Palme.

Eine halbe Stunde verstrich, und leise öffnete sich die Tür des verdunkelten Gemachs, in dem die beiden jungen Mädchen wohnten.

Eine schwarze Gestalt trat durch dieselbe unter die Veranda, blieb aber noch einige Minuten stehen, um die Worte zu vernehmen, die die eine der beiden in der Tür zurückbleibenden vermummten Frauengestalten ihm kaum hörbar zuflüsterten.

„Ich verlasse mich also auf dich, guter Juan," ließ sich Inez' dringende Stimme vernehmen, „du wirst über den Majordomo wachen. Wenn du heimkehrst, wirst du mir viel, sehr viel mitzuteilen haben; du wirst mir erzählen, welchen Eindruck die schönen Frauen Neumexikos auf ihn machten. Aber bei deiner Seligkeit, guter treuer Juan, laß ihn nie ahnen, daß ich seinen Namen vor dir erwähnt. Gib mir deine Hand zum Abschied, guter Juan; du weißt, ich betrachte dich nicht als einen Diener, sondern als einen Freund; die heilige Jungfrau mag dich auf deinen Wegen leiten und dich gesund zurückführen!"

Der schwarze Juan vermochte nicht zu antworten, er weinte wie ein Kind über die Trennung von seiner geliebten Herrin. Als Maria ihm dann aber auch die Hand hinreichte und ihn in schäkernder Weise bat, auch über ihren Ritter zu wachen, da neigte er nur stumm sein Haupt, warf den weiten Serape

um beide Schultern und schlich geräuschlos durch das Portal ins Freie.

Die Tür von Inez' Gemach schloß sich kaum hörbar, und fast gleichzeitig trat Ramiro von seinem Fenster zurück, das denen der jungen Mädchen gegenüberlag. Die Worte, die gesprochen worden, hatte er nicht verstanden, wohl aber den jungen Arriero erkannt.

„Also nicht allein der Deutsche!“ murmelte er vor sich hin. „Nicht allein der Deutsche, sondern auch der vagabundierende Arriero zählt zu ihren Freunden! Carajo! wie blind ich war, und wie blind war El Muerte! Aber warte, stolze Sennorita! Du hast mir heute eine Waffe gegen dich in die Hand gegeben!“ und indem er seine Faust drohend hinter dem schwarzen Juan erhob, drückte er leise den breiten Fensterflügel zu.

Bald nach Tagesanbruch verließ Robert, ausgerüstet mit den nötigen Kreditbriefen und Instruktionen, an der Spitze seiner kleinen Expedition die Rancho.

Seine Begleitung bestand aus Sidney, dem schwarzen Juan und acht kalifornischen Knechten, lauter gewandten Burschen, die mit dem Leben im Felde und in der Wildnis schon vertraut waren. Beritten waren alle auf kräftigen Maultieren, sowie auch Maultiere die wohlverpackten Lebensmittel und sonstiges Gepäck trugen.

Der Ranchero und Ramiro gaben den Scheidenden noch eine Strecke das Geleit und trennten sich erst von ihnen, nachdem sie in der Nähe des Cajonpasses, der durch das Bernardinogebirge führt, gemeinschaftlich Mittagsrast gehalten.

Bei Einbruch der Nacht lagerten die Reisenden schon in der Wildnis, auf der Ostseite des Gebirgszuges, während Don Sanchez nach alter Weise seine Zigarettos unter der Veranda seines Wohnhauses rauchte.

Die beiden Sennoritas hatten sich früher als gewöhnlich zurückgezogen. Sie schliefen indessen nicht, sondern besprachen einen Brief, den Maria, mit vor Lachen fast erstickter Stimme, wenigstens zum sechsten Male vorgelesen hatte, und der ihr von dem heimkehrenden Ranchero eingehändigt worden war.

„Zum letzten Male laß mich dir das süße Briefchen vorlesen, teuerste Inez," flehte sie in ihrer kindlichen, ausgelassenen Weise. „Zum letzten Male, und ich verspreche dir, das heißt, wenn du deine ernste Laune auf einige Minuten abstreifst und mit mir lachst, dich nicht weiter zu belästigen."

Inez gab mit lächelnder Miene ein zustimmendes Zeichen, und Maria begann:

„Teuerste Sennorita Maria!

Wenn Ihr diese Worte leset, dann bin ich schon weit fort, vielleicht fort auf Nimmerwiedersehen."

„Sehr rührend," schaltete Inez ein, wobei ein schwermütiges Lächeln über ihre lieblichen Züge glitt.

„Nicht wahr, sehr rührend?" bekräftigte Maria, und sie lachte, daß ihr die Tränen über die frischen Wangen rollten. „Doch höre weiter!" fuhr sie fort, den Brief wieder emporhebend, „also: auf Nimmerwiedersehen. Sollte mir nun ein dunkles Los beschieden sein, Ihr wißt, teuerste Sennorita, wir kommen durch die Territorien der blutdürstigsten Eingeborenen, dann wird der Gedanke: mein Herz vor Euch ausgeschüttet zu haben, mir den Abschied vom Leben erleichtern."

„Bravo!" unterbrach sich die Leserin hier selbst, „wenn das nicht seine erste Liebe ist, dann will ich nicht den Namen der gebenedeiten Jungfrau führen! Der süße, liebe, unverdorbene Riese!" und wiederum lachte das ausgelassene Mädchen mit Herzlichkeit.

„Unverdorben ist er gewiß," fügte Inez sinnend hinzu, „oder er würde nicht mit so unschuldiger Offenheit an einen solchen Wildfang geschrieben haben."

„Leben erleichtern," begann Maria weiter zu lesen. „Ja, teuerste Sennorita, mag mir nun das Glück beschieden sein, Euch wiederzusehen oder nicht, ich muß es Euch sagen, ich muß es Euch gestehen, daß ich Euch liebe, liebe mit der ganzen Kraft meiner Seele, liebe, wie der Mann das Wesen lieben muß, das er zu seiner Gattin zu wählen gedenkt. Darum also — jetzt kommt die Hauptsache," schaltete Maria mutwillig ein und las dann weiter: „darum also stelle ich die Frage an Euch, ob Ihr, die schöne, hochbegabte Sennorita, Euch wohl

dazu entschließen könntet, mir als Gattin zu folgen und mir die Hand zum Bund fürs ganze Leben zu reichen? Ihr werdet sechs bis acht Monate Zeit haben darüber nachzudenken, und erwarte ich daher am Tage meiner Rückkehr zu Euch Eure Entscheidung über Tod und Leben; denn sterben werde ich, wenn Ihr meine aufrichtige Liebe zurückweist."

„Du wirst ihn doch am Leben lassen?" fragte Inez ihre Freundin mit komisch mitleidigem Ausdruck.

„Wir wollen sehen," lautete die Antwort; „doch weiter: Liebe zurückweist. Ich weiß, Ihr seid arm an irdischen Glücksgütern; auch ich besitze nicht viel, habe aber das Schmiedehandwerk erlernt. Auf dieses brauche ich mich indessen nicht zu stützen, denn ich bin noch sehr jung, bin ein Abkömmling der angloſächsischen Rasse, ein freier Bürger der freien Republik von Nordamerika, und habe als solcher das Recht, mich zum Präsidenten der Vereinigten Staaten wählen zu lassen." Hier vermochte Maria vor Lachen nicht weiter zu lesen. „Ein echter Amerikaner!" rief sie endlich aus, „und zwar einer der wenigen, die mit dem leeren Hochmut ihrer Nation eine unbeschreibliche Gutherzigkeit verbinden."

„Also: zum Präsidenten der Vereinigten Staaten wählen zu lassen," fuhr sie dann fort. „Ich bin aber nicht ehrgeizig, teuerste Sennorita; ich verspreche sogar, daß, wenn es nicht Euer ausdrücklicher Wille ist, ich mich nie um die Präsidentschaft, oder auch nur um die Stelle eines Gouverneurs bewerben werde; und zwingen kann mich niemand, denn wir leben in einem freien Lande mit freien Institutionen. Aber Schätze will ich für Euch anhäufen, Schätze, so viel, daß Ihr halb Kalifornien dafür kaufen könnt, und der brave Don Sanchez gegen Euch nur ein armer Bürger sein soll.

Doch wozu wiederholen, angebetete Sennorita, was Ihr längst wißt; Ihr wißt, daß ich ein Mitglied der energischen, unternehmenden angloſächsischen Rasse bin, und darin liegt schon alles.

Weist meine aufrichtige Liebe daher nicht schonungslos zurück; macht mich zum Glücklichsten aller Sterblichen, oder — laßt mich zu Euren Füßen sterben.

Auch wenn Ihr mich verstoßt, edle, unvergeßliche Sennorita, nenne ich mich doch ewig, ewig der Eurige Sidney Bigelow."

„Was sagst du nun zu solcher Erklärung?" fragte Maria mit einem Gesicht, auf dem Spottlust mit einer gewissen Zufriedenheit um den Vorrang kämpfte.

„Ich wiederhole nur, was Don Roberto so oft sagte: Sidney ist durch und durch Amerikaner, ein Amerikaner vom reinsten Wasser, und zugleich einer der bessern Sorte. Für ihn ist übrigens die enge Verbrüderung mit Roberto ein Glück, und ich bin überzeugt, daß das gemütvolle deutsche Element nicht ohne segensreichen Einfluß auf den, gewiß nicht lobenswerten angloſächsiſchen Egoismus bleibt, wie Roberto wieder etwas von seiner deutschen Unentschlossenheit verlieren wird, die mein Vater so sehr an ihm tadelt."

„Du nennst den Majordomo gemütvoll," entgegnete Maria, „ich denke aber, wenn er gemütvoll wäre, dann hätte er dir für das Amulett einen ähnlichen Brief zukommen lassen, wie Sidney mir geschrieben."

„Und weißt du denn, ob er das nicht getan hat?" fragte Inez, und ein tiefes Rot bedeckte ihre lieblich lächelnden Züge. „Schau her, ein kleiner Indianerbursche überreichte mir dies, sobald ich heute morgen ins Freie trat." Mit diesen Worten holte sie ein Glas von dem obersten Gesimse des Fensters herunter und zeigte der erstaunten Freundin ein kleines reizend geordnetes Blumensträußchen. Es war eine einzige halbgeöffnete rote Rose, umgeben von aufgeblühtem wilden Vergißmeinnicht. Neben der Rose steckte ein Papierstreifen, und auf diesem stand: „Für Inez." —

Sechstes Kapitel.

Der Flüchtling.

Der Hauptnebenfluß des Rio Grande del Norte ist der Pekos, der nur auf ganz kurze, kaum nennenswerte Strecken Landstriche bewässert, die sich, vermöge ihrer Lage und Beschaffenheit, zur Kultur eignen, und in der Tat

auch eine geringe Anzahl mexikanischer Ansiedler herbeigelockt haben. Diese beschäftigen sich vorzugsweise mit Viehzucht und betreiben den Ackerbau nicht viel weiter, als gerade zu ihrem Unterhalt erforderlich ist. Die sich oft wiederholenden Räubereien der Komanches und Apaches lassen indessen keine rechte Wohlhabenheit in diesen abgesonderten Winkeln aufkommen, und die in denselben lebenden Bewohner haben dadurch eben kein beneidenswertes Los.

Von Zeit zu Zeit erscheinen allerdings Militärkommandos der Vereinigten Staaten in der Nähe des Pecos, um die auf den Forts am Rio Grande oder in den Indianerterritorien stationierenden Besatzungen abzulösen, oder auch, um den sie verlachenden Räubern, die sie doch nicht einzuholen vermögen, durch ihren bloßen Anblick zu imponieren.

Ein solches Militärkommando lagerte im Herbst des Jahres 1857 eine kurze Strecke unterhalb der mexikanischen Stadt Anton Chico, auf dem linken Ufer des ebengenannten Stromes.

Es bestand aus einer Kompagnie reitender Jäger, die, von Arkansas kommend, den Weg durch die Prärien zurückgelegt hatte und im Begriff stand, nach einigen Rasttagen die Reise nach dem Rio Grande, oder vielmehr nach Santa Fé fortzusetzen.

Es war ein lustiges Leben in dem kleinen Lager, so lustig, wie es nach einem Tage der Rast nur immer sein kann, wenn sich eine Ansiedelung in der Nähe befindet, von der der dem amerikanischen Soldaten so unentbehrliche Whisky, ob nun offen oder heimlich, verschafft werden kann.

Fröhliches Lachen und Singen erschallte, oft auch ein Lachen und Singen, in dessen Klang eine künstlich erzeugte fröhliche Laune nicht zu verkennen war. Man hatte ja nichts zu versäumen, und noch weniger etwas zu befürchten. Wachsame Schildwachen umkreisten die abwärts weidende Herde, ein Posten wanderte hinter den Wagen mit trägem Schritt auf und ab, und ein anderer stand auf seine Büchse gelehnt am Rande des Ufers, oder näherte sich abwechselnd bald den Zelten seiner Vorgesetzten, bald denen seiner Kameraden.

Letzterer nun, der in der abgetragenen hellblauen, mit

grünen Litzen besetzten Uniform eines reitenden Jägers steckte, zeigte eine schlanke, schmächtige Figur, scheinbar zu schmächtig für den schweren Dienst im Felde. Die aufrechte Haltung und die Elastizität, mit der er die schwere Büchse handhabte und von der einen Schulter auf die andere warf, bewiesen aber, daß er sich schon an Strapazen und Entbehrungen gewöhnt habe.

Ganz das Gegenteil stand indessen auf seinem Gesicht geschrieben. Obgleich noch keine sechsundzwanzig Sommer über dasselbe hingezogen sein konnten, so sah es doch leidend und abgehärmt aus und trug den unverkennbaren Ausdruck tiefen Kummers, der durch zwei Falten, die sich von den etwas vorstehenden Backenknochen bis um die Mundwinkel herumzogen, noch hervortretender wurde.

Derselbe Ausdruck lag auch in den etwas geschlitzten braunen Augen, die mit einer gewissen Teilnahmlosigkeit unter den dunkeln Brauen und der weißen Stirn hervorschauten und nur dann einen höhern, aber düstern Glanz erhielten, wenn der junge Mann sich den verschiedenen Zelten oder Gruppen von Leuten näherte, und dann einzelne der dort gewechselten Bemerkungen und Redensarten sein Ohr trafen.

Dunkelbraunes Haar lugte unter der einfachen Feldmütze hervor; ein sehr starker, braunroter Schnurrbart und ein ebenso starker Imperiale, die beide durch den Einfluß der Luft in demselben Grade gebleicht waren, wie das unbeschattete Gesicht sich unter den Strahlen einer fast senkrechten Sonne gebräunt hatte, versteckten Mund und Kinn, und verliehen der nicht unschönen Physiognomie einen gewissen wohlkleidenden militärischen Charakter.

So stand der junge Mann da, stützte sich auf seine Büchse und blickte träumerisch auf die dunkelrote Scheibe der Sonne, die scheinbar einige Momente auf der westlichen Ebene ruhte, ihre Strahlen, wie von der Arbeit des Tages ermüdet, abgelegt hatte, und gleichsam Abschied nehmend, den Menschen gestattete, ohne geblendet zu werden, ihr recht voll in das runde Antlitz zu schauen.

Ein junger achtzehnjähriger Offizier mit gerötetem Gesicht und geschwollenen Augen trat in diesem Augenblick aus einem

der Zelte. Kaum gewahrte derselbe den Wachtposten in der nachlässigen Stellung, so rollte auch ein heftiger Fluch über seine Lippen.

„Halloh! Schmidt! Du Sohn einer Hexe! ist das eine Art zu schildern?"

Doch der so brutal angeredete Posten regte sich nicht; er hatte den Ruf nicht vernommen, denn seine Gedanken weilten weit, weit abwärts, sie begleiteten die Sonne auf ihrer Wanderung nach seiner fernen Heimat.

Der über die Unaufmerksamkeit des Soldaten erbitterte Leutnant, ein echter Sprößling eines südlichen Sklavenstaates, sprang jetzt zu dem Posten hin, versetzte ihm einen Stoß gegen die Schulter, daß er fast zu Boden stürzte, und nachdem er dann solange gewartet, bis derselbe das Gleichgewicht wiedergewonnen und das Gewehr vor ihm geschultert hatte, begann er seine brutalen Schimpfreden wieder aufzunehmen.

„Verdammter Deutscher!" rief er wütend aus, „bist du von deinem verfluchten Vaterlande herübergekommen, um hier deinen Vorgesetzten den schuldigen Respekt zu versagen? Hüte dich, du Sohn einer Hexe! beim nächsten geringsten Versehen laß ich dich an ein Wagenrad fesseln und peitschen, daß dir die Rückenhaut in Fetzen über die Kniekehlen hängt*)."

Der junge Mann, als er den Leutnant so sprechen hörte, erbleichte; seine Finger zuckten krampfhaft, und die heftigste Wut blitzte in seinen Augen. Gleich darauf aber hatte er seine Ruhe wiedergewonnen; er blickte seinen Peiniger fest an, und unbewußt rollten zwei Tränen über seine eingefallenen Wangen.

Dieser Ausdruck des beleidigten Gefühls rührte den jungen Menschen, der eben erst die Offizierschule verlassen, keineswegs. Im Gegenteil, sein Gesicht nahm einen höhnischen Ausdruck an, und in ein lautes Lachen ausbrechend, rief er: „Verdammt sollst du sein, wenn du in der Uniform der Vereinigten Staaten wie ein altes Weib heulst, und dreifach verdammt, wenn du dich unterstehst, Manieren anzunehmen, die nur einem Gentleman zukommen!"

*) Wörtlich dem Leben entnommen.

Bei den letzten Worten des jungen Leutnants öffnete sich der Vorhang eines andern Zeltes, und heraus trat der Kommandeur der Abteilung, ein hochgewachsener schöner Mann, dessen schwarzes Haar einen eigentümlichen Gegensatz zu seiner geisterbleichen schwindsüchtigen Gesichtsfarbe bildete. Er war ein Pole von Geburt, hatte erst wenige Jahre in der Vereinigte-Staaten-Armee gedient und beabsichtigte die wenigen Jahre, die ihm eine unerbittliche Krankheit noch zu leben gestatten würde, auf eine seinen Neigungen entsprechende Weise, nämlich als Reitersmann zu verbringen.

Zwei rote Punkte leuchteten auf den hohlen Wangen des Rittmeisters auf, als er das brutale Benehmen des Offiziers und die tiefe Gemütsbewegung des Deutschen gewahrte. Er wäre so gern eingeschritten, doch er durfte es seiner Umgebung wegen nicht tun und schlug daher einen Mittelweg ein, indem er den Leutnant einlud, mit ihm in seinem Zelt ein Glas Grog zu trinken.

„Gleich, Herr!“ antwortete dieser, sich von dem Posten abwendend und auf den Kommandeur zuschreitend.

Ein dankender Blick des Deutschen lohnte dem Rittmeister seine Menschlichkeit, und gleich darauf verschwand dieser wieder in seinem Zelte, wo sich seine Offiziere, einer nach dem andern, einstellten, um den Abend plaudernd, rauchend und trinkend zu verleben.

Der Wachtposten begab sich nach der andern Seite hinüber. Die Zeit der Ablösung war nicht mehr fern, und sinnend, nicht ohne Interesse blickte er auf seine Kameraden, die in den buntesten Gruppen durcheinander lagen und fast alle Nationalitäten Europas samt ihren Eigentümlichkeiten, aber auch samt ihren Fehlern repräsentierten.

So sehr Schmidt, oder vielmehr Hohendorf, denn ersterer war nur ein angenommener Name, sich auch durch das Benehmen derjenigen, in deren Reihen einzutreten ein unglückliches Geschick ihn zwang, angewidert fühlte, so fand er doch eine Art von trüber Unterhaltung darin, hier im kleinen zu beobachten, was, leider nur zu oft, auch im großen aufgeführt wird. Ja, er war den Leuten sogar dankbar dafür, daß sie

seine Aufmerksamkeit fesselten und seine Gedanken von den eben empfangenen tiefen Demütigungen ablenkten.

Da die Dämmerung rasch in Dunkelheit überging und nur spärliche Feuer den Raum vor den Zelten beleuchteten, so hatte er hinlänglich Gelegenheit, unbemerkt die Szenen vor sich zu beobachten. Doch seine Gedanken kehrten immer wieder zu der ihm widerfahrenen schmachvollen Behandlung zurück, so daß er nach seiner Ablösung schlaflos auf seiner Decke lag, im äußersten Winkel des kleinen Zeltes, das er noch mit drei anderen Soldaten teilte.

Sein Gemüt war allzu schmerzlich bewegt, und er kämpfte einen langen, herben Kampf. Auf der einen Seite stand die Pflicht, auf der andern seine verletzten und empörten Gefühle.

Vier volle Stunden verstrichen; die Schildwachen meldeten die Mitternachtsstunde und der wachthabende Korporal ließ die Ablösungsmannschaften ins Gewehr treten.

Hohendorf folgte mechanisch dem Ruf, und bald darauf stand er wieder auf dem Ufer des Pecos und schaute sinnend in das tiefgelegene Bett des Stromes hinab, der im schwarzen Schatten seiner hohen Ufer unruhig dahinschäumte. „Es kann nicht so gehen," murmelte er seufzend vor sich hin; „es ist unerträglich, lieber den Tod, als noch länger in solchen Verhältnissen zubringen."

Er stellte die Büchse vor sich auf den Boden und spähte aufmerksam nach allen Richtungen. Die letzten Lichter in den Zelten waren längst erloschen, und tiefe Ruhe herrschte überall. Nur von der andern Seite der Wagen her ließ sich der gemessene Schritt des andern Wachtpostens vernehmen, und aus der Ferne schallte der Gesang eines der die Herde umkreisenden Hüter herüber.

„Jetzt oder niemals!" sprach er mit fester Stimme, indem er die Blicke zum letzten Male über die schwarzen Schatten seiner Umgebung gleiten ließ. „Jetzt oder niemals! und wenn sie mich verfolgen, dann wird eine mitleidige Kugel mich doch wohl vor der Schmach bewahren."

Plötzlich blieben seine Blicke auf den Zelten der Offiziere haften. Er glaubte daselbst eine Bewegung zu bemerken, und

wie Eis legte es sich um sein Herz, als er wirklich eine Gestalt gewahrte, die sich langsam auf ihn zu bewegte. Ihm war zumute, als habe er das beabsichtigte Verbrechen gegen die militärischen Gesetze schon begangen; das Wort erstarb ihm auf der Zunge, und ohne durch das pflichtgemäße: Halt, Wer da! aufgehalten zu sein, trat die Gestalt bis dicht an ihn heran.

„St!" flüsterte ihm dieselbe geheimnisvoll zu, „kein Wort, oder Ihr seid verloren!" und Hohendorf erkannte den menschenfreundlichen Kommandeur, der sich, von allen unbemerkt, herbeigeschlichen hatte.

„Schmidt, ich komme, um Euch mitzuteilen," redete ihn derselbe an, „als Mann und Freund, und nicht als Soldat, mitzuteilen, daß ich die Gefühle, die Euer Gemüt sichtbar bestürmen, wohl zu würdigen weiß. Ich durchschaue Euch, denn ich habe Euch aufmerksam beobachtet. Der Rio Grande ist nicht mehr weit. — Doch wißt Ihr, was Eure Uniform und Waffen wert sind?"

„Nein, ich habe nie darüber nachgedacht," erwiderte Hohendorf zagend.

„Vierzig bis fünfundvierzig Dollars," fuhr der Kommandeur in wohlwollendem Tone fort. — Nach einer kurzen Pause sprach er, wie in Betrachtungen versunken, weiter: „Es soll von hier aus in südlicher Richtung ein Weg an den Rio Grande führen. Ich möchte wohl wissen, ob derselbe Quellen berührt; wir wollen indessen, der Sicherheit wegen, die nördlichere Route wählen. — Eine halbe Stunde Eurer Wache ist schon verstrichen. Gute Nacht! — Doch halt, fast hätte ich vergessen, warum ich eigentlich kam. Hier sind fünfzig Dollars; ich will Euch das Geld vorstrecken, bis Ihr in der Lage seid, es mir wieder zurückerstatten zu können. Es wird Euch in den Stand setzen, Euch mit einigen Bequemlichkeiten des Lebens, für die Ihr geboren und erzogen zu sein scheint, zu umgeben. Sprecht indessen nicht zu den anderen Soldaten davon. — Dankt mir nicht," fuhr er fort, als er Hohendorfs Bewegung bemerkte. „Ein unvorsichtiges Wort von Eurer Seite kann mich, der ich als Freund zu Euch spreche, in Euern Kommandeur und einen Diener der Vereinigte-Staaten-Regierung

verwandeln. Gute Nacht also! die feuchte Luft fällt mir drückend auf die Brust." So sprechend, wendete er sich um und schritt langsam seinem Zelte zu.

Gefühle der eigentümlichsten Art bestürmten die Brust des jungen Soldaten, als er dem wohlwollenden Gönner nachblickte. Er glaubte geträumt zu haben, so fremd waren ihm dergleichen freundliche Worte geworden; doch das Geld in seiner Hand erinnerte ihn an die Wirklichkeit; und wohl hatte er die Absicht des Kommandeurs verstanden, als dieser ihn nach dem Wert seiner Uniform und Waffen fragte.

„Edler Mann! mag Gott dir deine Menschenfreundlichkeit lohnen!" so sprach er, als der Vorhang hinter dem Verschwindenden niedersank. „Aber jetzt oder nie!" fuhr er sodann fort, sich nach allen Richtungen umschauend und auf die etwaigen Bewegungen im Lager lauschend.

Nach einigen Minuten des Sinnens zog er ein Notizbuch aus der Brusttasche, riß das Titelblatt aus demselben, auf dem, wie er wußte, sein Name geschrieben stand, wickelte das Geld sorgfältig ein und trug das kleine Paketchen sodann, zusammen mit seiner Patronentasche, nachdem er deren Inhalt zu sich gesteckt, bis dicht vor die Offizierzelte. Dort nun legte er die Tasche nebst Säbel auf den Boden, und das eingewickelte Geld so auf den Deckel der ersteren, daß es bei Anbruch des Tages sogleich wahrgenommen und dem Kommandeur gemeldet werden mußte.

Nach diesen Vorkehrungen säumte er nicht länger, zog den Gurt, der seinen Revolver trug, straffer, hing die Büchse auf den Rücken, spähte die Stelle aus, an der die Mannschaften während des Tages zum Wasser niedergestiegen waren, und begann vorsichtig abwärts zu klettern.

Es war in der Dunkelheit eine gefährliche Wanderung auf dem schroffen Abhange, und nur Zoll für Zoll schob er sich auf der achtzig Fuß tiefen Strecke niederwärts, auf der ihn der geringste Fehltritt hinabstürzen und dann die Verfolger auf seine Fährte bringen mußte.

Der Schweiß der Angst und der Erschöpfung perlte ihm von der Stirn; doch das Bewußtsein, jetzt schon den Namen

eines Flüchtlings zu verdienen, der Gedanke an die schmachvolle Behandlung, die ihm als einem gefangenen Deserteur bevorstand, sowie auch an die Gemeinschaft, der er sich eben erst entzogen, gaben ihm Kraft und Ausdauer, und die Zeit der Ablösung der Wachtposten war noch nicht da, als er den Fuß in das kalte Wasser des Pecos setzte und unter den überhängenden Uferwänden hin, halb kletternd, halb kriechend, seinen nassen Weg stromabwärts verfolgte.

Wohl umgab ihn dort unten schwarze Nacht, und wohl umtobte ihn unheimlich der schäumende Strom, in den er oft bis über die Hüften einsank, doch wenn er dann die Blicke aufwärts lenkte, wo hin und wieder zwischen dem sich zerteilenden Gewölk hindurch vereinzelte Sterne, wie ermutigend hervorbrachen, dann fühlte er die Hoffnung auf die Zukunft wachsen, und vertrauensvoll tastete er sich auf dem unsichern Boden weiter, wo ihn bei jedem nächsten Schritt ein versteckter Abgrund verschlingen konnte.

„Zwei Uhr! Alles in Ordnung!“ erschallte es jetzt gedämpft aus der Ferne zu ihm nieder.

Ein Beben durchzuckte ihn, doch nur auf Sekunden, und wie angeschmiedet stand er dann und lauschte.

Es war der Ruf des Postens bei den Wagen, der dadurch die Ablösungszeit bezeichnete, ein Ruf, den er selbst hätte beantworten sollen.

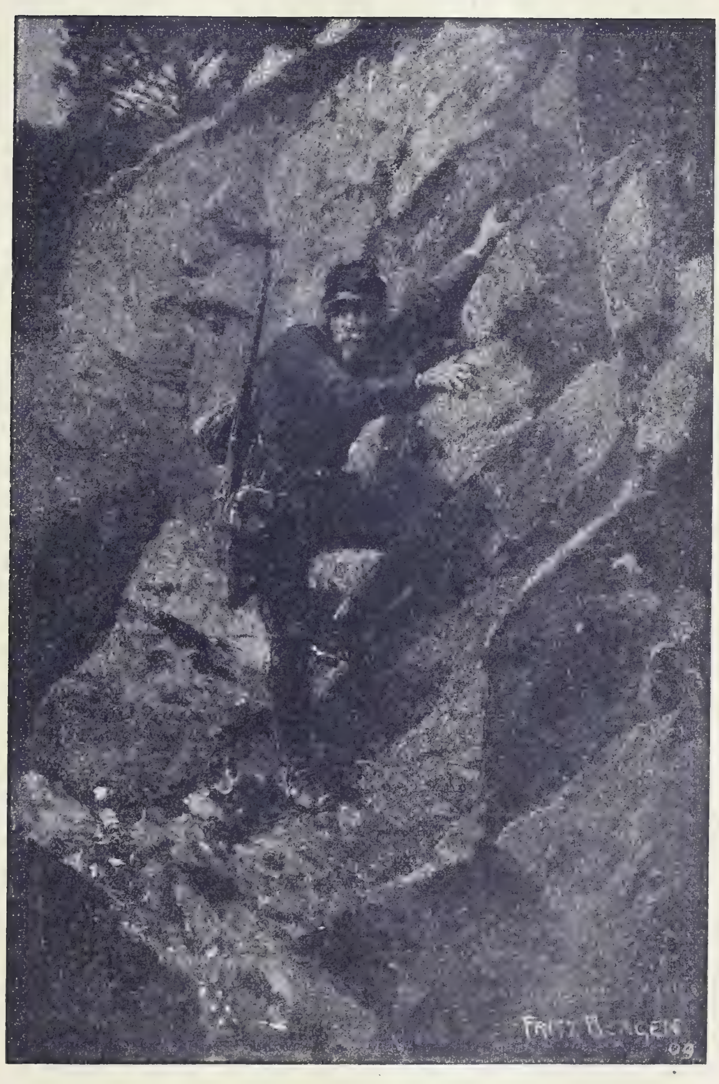
Seine Flucht mußte also in der nächsten Minute entdeckt werden, und mechanisch, als ob er sich in der undurchdringlichen Finsternis noch tiefer hätte verbergen wollen, drückte er sich fest an die Felswand.

„Wachthabender Korporal! die Schildwache Nr. 2 fehlt auf ihrem Posten!“ klang es jetzt laut und deutlich.

„Schmidt! Schmidt! wo steckt Ihr!“ ließen sich gleich darauf einige Stimmen vernehmen.

Doch Schmidt, oder vielmehr Hohendorf, verharrte in seiner Stellung, und mit trotzigem Ausdruck glitt es halblaut über seine Lippen: „Ja, ruft nur den Schmidt, lebendig sollt ihr ihn nicht fangen!“

Eine plötzliche Stille schien im Lager eingetreten zu sein,



Zoll für Zoll schob er sich auf der achtzig Fuß tiefen Strecke niederwärts, auf der ihn der geringste Fehltritt hinabstürzen und dann die Verfolger auf seine Fährte bringen mußte. (S. 95.)

und der Flüchtling erriet, daß man Vorbereitungen treffe, Patrouillen zu seiner Verfolgung auszusenden.

Er hatte sich nicht getäuscht, denn als er sich eben anschickte, seinen gefahrvollen Weg fortzusetzen, da schmetterte eine Trompete ihr lustiges Signal in die Nacht hinaus und forderte die Hüter und Wächter auf, die Pferde herbeizubringen.

Hohendorf lächelte bitter, indem er bedachte, daß es einem Pferde unmöglich sei, ihm zu folgen. Er wußte, daß der Pecos noch auf Meilen seinen Charakter nicht verändere und zwischen schroffen unersteiglichen Felsenufern durch die hochgelegene Ebene in kurzen Windungen dahinfließe. Ob und wie es ihm gelingen würde, das Flußbett zu verlassen, das kümmerte ihn nicht. Er war zufrieden, vorläufig gesichert zu sein, und richtete seine Geisteskräfte ausschließlich darauf hin, Vorkehrungen zu treffen, daß er auch von dem gegenüberliegenden Ufer aus, wohin sich seine Verfolger weiter oberhalb mit Leichtigkeit begeben konnten, nicht entdeckt werden könne. Leise und mit vergrößerter Vorsicht schlich er daher immer weiter abwärts.

Um mehrere Windungen war er indessen schon herumgelangt. Die Stimmen, die anfangs aus dem Lager noch zeitweise sein Ohr trafen, drangen schon lange nicht mehr zu ihm, und mit Befriedigung zählte er die durch die Biegungen des Stromes entstandenen Vorsprünge, die er zwischen sich und den Punkt legte, an dem er niedergestiegen war.

Da fühlte er plötzlich den Boden unter seinen Füßen weichen, und gleichzeitig kam er bis unter die Arme in wirbelndes und schäumendes Wasser zu stehen.

Er war in einen tiefen Kanal geraten, den der teilweise gestaute Strom, dicht unter der senkrechten Felswand hin, ausgewühlt hatte.

Dies war mit einer solchen Schnelligkeit vor sich gegangen, daß Hohendorf förmlich die Besinnung verlor, und eh' er sich wieder zu fassen vermochte, fühlte er, daß sein Oberkörper auf einem dicken Treibholzstamme ruhte, den er mit beiden Armen umklammert hielt, und von dem er mit Windeseile fortgetragen wurde.

Welche Richtung der Block mit ihm nahm, ahnte er nicht,

er fühlte nur, daß er eine kurze Strecke mit der Strömung dahinschoß, dann mehrere Male auf derselben Stelle im Kreise herumgewirbelt wurde und endlich, nach einigen heftigen Stößen, die seinen Körper zu zermalmen drohten, in seichtem Wasser zwischen scharfem Gerölle liegen blieb.

Mühsam raffte er sich empor; er hatte noch nichts eingebüßt, denn seine Waffen waren durch die starken Riemen auf seinem Körper zurückgehalten worden, sogar der Schießbedarf auf seinem Kopfe hatte noch nicht gelitten, doch war er fast unfähig, einen weitern Schritt zu seiner Rettung zu tun, und erschöpft und geschüttelt von Fieberfrost kletterte er auf einen nahen Felsblock, der fast in der Höhe eines Mannes aus den Fluten emporragte.

Es blieb ihm jetzt weiter nichts übrig, als auf derselben Stelle auszuharren und auf eine für ihn glückliche Wendung der Dinge zu hoffen.

Aus der Unterhaltung, die gedämpft zu ihm niederschallte, entnahm er, daß mehrere Patrouillen zu Fuß aufgebrochen waren, um die nähere Umgebung des Lagers nach ihm zu durchforschen, während andere berittene sich auf den Weg nach Anton Chico und dem Übergangspunkt über den Pecos begeben hatten und dort seiner Ankunft entgegensahen.

Das allmählich schwindende Gemurmel belehrte den Flüchtling des weiteren, daß die Patrouille an dem Fluß hinunterschritt, und voraussichtlich nach einiger Zeit, wenn die Sonne ihnen leuchtete, auf demselben Wege zurückkehren würde.

Er verharrte unterdessen regungslos in seiner alten Lage. Die Kühle des Morgens zusammen mit der Nässe schüttelten seinen Körper fieberhaft.

Tiefes, tiefes Weh erfüllte seine Brust, Tränen der Wehmut stahlen sich in seine Augen, und zagend blickte er zu dem schmalen, ihm sichtbaren Streifen des Himmels empor, der sich immer mehr erhellte, und von dem er also keine Rettung mehr erwarten durfte.

„Wenn es nur erst vorüber wäre!" seufzte er, und unstät wanderten seine Blicke zwischen dem hohen Ufer und der Oberfläche des Pecos hin und her.

Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch einen schwarzen Gegenstand gefesselt, der auf demselben Wege heruntergetrieben kam, den er selbst zurückgelegt hatte. Mit größter Spannung beobachtete er den rätselhaften Gegenstand, der in mancherlei Windungen und Zickzacklinien langsam näher rückte und endlich in gleicher Höhe mit ihm anhielt.

Ein runder Kopf, der einen weißen Gegenstand zwischen den Zähnen trug, hob sich empor, und gleichzeitig tauchte der lange schwarze Rücken und Schweif eines Tieres aus den Fluten, das sich endlich als eine ungewöhnlich große Fischotter auswies, die beutebeladen heimkehrte, um auf trockenem Boden ihr Frühmahl zu halten.

Vorsichtig watete sie zu einem Stein, der in geringer Höhe über dem Wasserspiegel emporragte, und legte ihren Fisch, eine buntgefleckte Forelle, auf denselben nieder. Etwa eine halbe Minute lang ließ sie dann das Wasser von ihrem fettig glänzenden Pelz ablaufen, beschnupperte einige Male wohlgefällig ihre Beute, ergriff sie mit scharfem Zahn und stieg so beladen selbst auf den Stein hinauf.

Mehrere Sekunden stand sie so da, wobei sie ihre schönen, klugen Augen fest auf die Hälfte der Höhe des Felsens richtete, auf dem der Flüchtling lauernd lag. Plötzlich neigte sie den Vorderkörper noch tiefer, und im nächsten Augenblick durchschnitt sie springend die Luft und verschwand, als ob sie sich in das Gestein eingebohrt hätte.

Es war nunmehr schon so hell geworden, daß die zurückkehrende Patrouille den Flüchtling jedenfalls hätte entdecken müssen; Zeit war daher nicht mehr zu verlieren, und da es das Leben galt, so zögerte Hohendorf keinen Augenblick. Er ergriff seine Waffen, kletterte in den Fluß hinab und begann sogleich die Seite des Felsens zu untersuchen, an welcher die einsame Wasserbewohnerin verschwunden war. Hier nun entdeckte er, daß es nicht ein einzelner Felsblock war, der ihm so lange als Aufenthaltsort gedient, sondern drei, von denen der eine den beiden anderen als Rast diente, indem von diesen der kleinere sich schräg an den erstern lehnte, und der größte, fast aufrechtstehend, sich wieder auf den schrägliegenden stützte.

Auf diese Weise war durch die Gewalt des Wassers und von den niedergebrochenen Gesteinslagen ein Dach gebildet worden, das freilich nur einen geringen Raum auf dem untern Felsblock offen ließ, doch war derselbe hinlänglich groß genug, um einen Menschen in liegender Stellung aufzunehmen.

Nicht ohne Mühe vergrößerte Hohendorf die Öffnung, die der Otter als Eingang gedient hatte. Der Schall von Stimmen aber, der an sein Ohr schlug, gab ihm Riesenkräfte, und einige Minuten später glitt er in das Versteck hinein, dessen Auffindung er einem Tiere verdankte.

Dieses nun wieder, sobald es gewahr wurde, daß jemand seine heimatliche Höhle in Besitz zu nehmen trachte, schnob den Eindringling einige Male wütend an und zwängte, rückwärts gehend, seinen Körper auf der gegenüberliegenden Seite durch einen ganz kleinen Ausgang, ohne indessen seine Beutefahren zu lassen.

Als Hohendorf sich dann endlich in dem engen Raume ausstreckte und seine Glieder nach bester Möglichkeit unterbrachte, da wurde der Ausgang wieder frei und gleich darauf fiel ein schwerer Gegenstand in das wirbelnde Wasser.

„Eine Otter, eine Otter! Seht die Otter!“ riefen mehrere Stimmen vom hohen Ufer nieder, und gleichzeitig weckte der scharfe Knall von zwei Büchsen das Echo in dem gewundenen Felsenbette.

Hohendorf hörte die Kugeln klatschend auf das Gestein aufschlagen und lauschte mit bebendem Herzen.

„Dort taucht ihre Nase auf!“ ließ sich jetzt eine Stimme vom andern Ufer vernehmen, und ein Schuß krachte aus derselben Richtung hinter dem geängstigten Tiere her.

Es befanden sich also auf beiden Ufern Späher, die zur Habhaftwerdung des Flüchtlings ausgesendet waren. Hohendorf lauschte mit einem Gefühl der Freude auf die Schüsse, die von Zeit zu Zeit abwechselnd von beiden Ufern auf die fliehende Otter abgefeuert wurden, sobald sie, um Luft zu schöpfen, ihre Nase über dem Wasserspiegel zeigte, und geduldig ertrug er die qualvolle Lage in dem Felsengefängnis, sowie die fieberhafte Kälte, erzeugt durch die nassen Kleidungsstücke und den kühlen Luftzug, der sich beständig seinen Weg durch die Öffnungen zwischen dem Gestein hindurch suchte. —

Die Schüsse der von der Jagdlust hingerissenen Soldaten verhallten in der Ferne, und still wurde es in der nächsten Umgebung. Das stürzende Wasser rauschte dagegen unablässig in seiner alten Weise fort, und geheimnisvoll belebten der schön gefiederte Königsfischer und der weiße Reiher durch ihren schrillen Ruf die wilde Einsamkeit. Für Hohendorf war dies eine liebliche Musik, doppelt lieblich, weil er ihm als der beste Beweis seiner Sicherheit galt. —

Die ununterbrochene geistige Aufregung und die furchtbare körperliche Anstrengung hatten seine Kräfte bis aufs äußerste erschöpft. Er vermochte kaum noch etwas von dem aufgeweichten Brot zu sich zu nehmen, so schnell und so unwiderstehlich wurde er von seiner Art Schlafsucht ergriffen. Als er dann wieder erwachte, da umgab ihn pechschwarze Finsternis. Seine Glieder schmerzten ihn wohl, infolge der gezwungenen Lage, in der er über vierzehn Stunden zugebracht, doch waren seine Kleidungsstücke im Verlauf dieser Zeit getrocknet, und mit einem an Wonne streifenden Gefühl verließ er den Felsenkerker, um ihn für die kommende Nacht mit der Abflachung oben auf demselben zu vertauschen.

Seine früheren Kameraden, die er jetzt als seine Feinde betrachten mußte, lagerten an diesem Abend schon westlich von Anton Chico. Der Deserteur war noch nicht vergessen, im Gegenteil, man hoffte, da man im Bett des Pecos keine Spur von ihm entdeckt hatte, überhaupt eine Flucht auf so gefährlichem Wege für unmöglich hielt, seiner in den Ansiedelungen im Tal des Rio Grande habhaft zu werden.

Siebentes Kapitel.

Die Ruinen von Gran Quivira.

Ungefähr zwei Tagereisen südlich von der südlichsten der Ruinen, die unter dem Namen Abo bekannt sind, nahe dem östlichen Abhange der nördlichsten Spitze der Sierra de los Jumanes, liegt ganz abgesondert und einsam

die alte zerfallene Stadt Gran Quivira, über die lange die märchenhaftesten Sagen in Umlauf waren und auch noch sind.

Von der Stadt selbst sind kaum noch die Straßen zu unterscheiden, so sehr hat die Zeit und der Einfluß der Atmosphäre an den morschen Mauern gerüttelt. Die Kirche dagegen und das daranstoßende Kloster ragen noch hoch empor. Wenn auch die ursprüngliche Höhe des Hauptgebäudes, die einst an fünfzig Fuß betragen mochte, jetzt schon bis auf dreißig Fuß abgenommen hat, und der blaue Himmel überall durch die niedergebrochene Bedachung und die düsteren Tür- und Fensteröffnungen schimmert, so hat sich das Ganze doch noch immer einen gewissen ehrwürdigen Charakter des Unerschütterlichen bewahrt, als ob die Gebete, die einst in den geräumigen Hallen gesprochen wurden, dazu beigetragen hätten, den dicken Mauern noch mehr Festigkeit zu verleihen. —

An demselben Tage, an dem das Kavalleriekommando den Rio Grande überschritt, näherte sich Hohendorf den Ruinen der Stadt Quivira. Es war ihm gelungen, das Bett des Pecos weiter unterhalb an einer Stelle zu verlassen, wo sich das Wasser der westlichen Ebene allmählich einen Weg zu demselben hinuntergebahnt hatte, und war er dann mehrere Tage auf dem Ufer dem Lauf des Flusses gegen Süden gefolgt. Als er sich dann weit genug glaubte, um nicht Gefahr zu laufen, mit seinen Verfolgern am Rio Grande unvermutet zusammenzutreffen, hatte er sich westlich gewendet, und diese Richtung so lange beibehalten, bis er sich endlich angesichts der eben erwähnten Ruinen befand.

Dort nun vermutete er, daß er von Menschen nichts zu befürchten haben würde, und da er seit seiner Flucht noch keinen einzigen Tag gerastet hatte, so beschloß er, zwischen dem alten Gemäuer einen geschützten Raum aufzusuchen und sich einige Zeit der seinem ermatteten Körper so nötigen Ruhe hinzugeben.

Mit Lebensmitteln war er verhältnismäßig reichlich versehen; denn nachdem er seine Waffen wieder in brauchbaren Zustand versetzt hatte, war es ihm nicht schwer geworden, hin und wieder eine Antilope zu töten, und er führte so viel Fleisch

von der zuletzt erlegten bei sich, daß er hoffen durfte, ohne Not zu leiden, die nächsten Ansiedelungen zu erreichen.

Weniger glücklich war er im Auffinden von Wasser gewesen; da er aber vor seiner Flucht eine der bei den Soldaten gebräuchlichen blechernen Feldflaschen an sich genommen und diese bei jeder vorkommenden Gelegenheit immer frisch füllte, so genügte es ihm, einen Tag um den andern, oder auch den dritten Tag auf eine Quelle oder einen Bach zu stoßen.

Es war zur späten Nachmittagsstunde, als Hohendorf auf der Ostseite der alten Kathedrale sein Bündel mit Lebensmitteln auf den Boden warf und sinnend auf die Mauern schaute, die sich in einer Stärke von sechs Fuß aus dem niedergerollten Schutt erhoben und, die Form eines mächtigen Kreuzes bildend, zu einem großen Ganzen vereinigten.

Tiefe Stille herrschte in den leeren Hallen wie im weiten Umkreise; eine Stille, die gewöhnlich den Ruhestätten der Verstorbenen eigentümlich, und die hier ganz besonders im Einklang mit der Umgebung stand. Ernst und geheimnisvoll nahmen sich die alten Bauwerke aus, so ernst, als ob sie über den eigenen Verfall getrauert, und über den Untergang der sie einst belebenden Bevölkerung geweint hätten. Und doch vergoldete die sinkende Sonne sie jetzt ebenso wie damals, als sie noch der Abhaltung prunkhafter Gottesverehrung geweiht waren, und fromme Mönche innerhalb ihrer Mauern den widerspenstigen Heiden das Christentum predigten.

Wie damals, so suchten sich auch jetzt die warmen Strahlen ihren Weg durch die Fenster in das Innere der Gemächer; doch die Gemächer waren öde und vereinsamt, und die Öffnungen hatten im Laufe der Jahrhunderte an Umfang gewonnen.

Überreste von Balken, die einst die künstlich geschnitzte Decke und Galerien trugen, ragten wie abgestorbene Gebeine aus dem Mauerwerk hervor, hier in ihrer alten Lage, dort verschoben und lose haftend. Das morsche, wurmstichige Holzwerk war jetzt nur noch ein Ruhepunkt für Dohlen und Eulen, und verstärkte den gespenstigen Ausdruck der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen.

Langsam, nicht ohne ein Gefühl der Andacht, bewegte der Flüchtling sich dem westlichen Ende des verödeten Raumes zu, wo noch die Spuren des Altars sichtbar waren. Wo in früheren Zeiten das Allerheiligste wohnte, da befanden sich jetzt mehrere Feuerstellen; vorbeiziehende Indianer und Jäger hatten daselbst gelagert und ihre Speisen bereitet. Hohendorf gewahrte es und ein schwermütiges Lächeln erhellte auf einige Augenblicke seine hageren Züge.

„Warum sollte ich nicht dem Beispiel anderer folgen?" sagte er halblaut, und gleich darauf kniete er nieder, suchte einige halbverkohlte Holzstückchen zusammen, wühlte mit der Hand eine kleine Höhle in den Boden und zündete ein Feuer in derselben an, um sich einige Fleischschnitten zur Abendmahlzeit zu rösten.

Nach Verlauf einer Viertelstunde hatte er diese Arbeit beendigt, und nachdem er die glimmenden und rauchenden Kohlen mit Sand bedeckt, überhaupt seine Spuren durch das Hinwerfen von Schutt und Steinen nach besten Kräften verwischt hatten, belud er sich wieder mit seinen geringen Habseligkeiten, um zwischen den Trümmern nach einer Zufluchtsstätte für die Nacht zu forschen.

Vorsichtig von Stein zu Stein springend, gelangte er an eine kleinere Öffnung in der nördlichen Seitenwand, und durch diese wieder ins Freie.

Ein Hof, den noch die Überreste einer alten Mauer umgaben, lag dort vor ihm. Es war der Friedhof; nichts auf demselben bezeichnete die längst vergessenen Gräber. Die Menschen, die einst dort eingesenkt wurden, schliefen deshalb nicht minder ruhig und ungestört. Sie kümmerte es nicht, ob eine marmorne Gedenktafel oder verwitterte Mauerüberreste sie deckten; sie schliefen so ruhig, und hatten so ruhig geschlafen schon seit Hunderten von Jahren.

Hohendorf warf einen prüfenden Blick um sich und setzte seinen Weg dann auf einer Anhäufung von Steinen und Trümmern fort, die sich in gerader Linie bis an das Kloster hinzog und einst zweifelsohne den Verbindungsgang zwischen den beiden Gebäuden bildete.

Eine runde Türöffnung führte in die Klosterhallen. Ohne Zögern trat er ein und entdeckte sogleich, daß sie, trotz der schwächeren Mauern, sich noch in einem besseren Zustande erhalten hatten, er also mit Leichtigkeit eine seinen Zwecken entsprechende Stelle finden würde.

Schon auf dem Hofe war seine Aufmerksamkeit auf den letzten Rest einer verdeckten Galerie hingelenkt worden, die ursprünglich über die ganze der Kirche zugewendete Giebelbreite des Missionsgebäudes reichte, von der jetzt aber nur noch das östliche Ende, in einer Länge von zwölf Fuß, ziemlich gut erhalten vorhanden war. In dem ersten Gemache bemerkte er nun, daß an der Stelle, wo vielleicht früher eine Treppe hinaufführte, eine Anzahl Steine aus der Mauer gefallen waren, und daß es ihm gelingen würde, die Aushöhlungen in der Mauer als Stufen benutzend, die Fensteröffnung in der Wand zu erreichen, wo ihn dann nur noch ein Schritt von der Galerie trennte.

Der Eintritt der ersten Dämmerung mahnte ihn zur Eile; er befestigte daher seine Waffen, sowie Mundvorrat auf seinem Körper, und begann an der morschen Wand hinaufzuklettern. Mehrfach trennten sich die Steine unter seiner Last aus ihren Fugen und rollten, ein unheimliches Echo in den öden Räumen erzeugend, niederwärts, er selbst aber hielt sich beständig aufrecht und faßte, nach angestrengter aber kurzer Arbeit, endlich festen Fuß in der Fensteröffnung.

Nachdem er sich sodann von der ausreichenden Stärke und Festigkeit der Galerie überzeugt, sprang er hinauf und fand, wie er erwartet hatte, daß er dort nicht nur von unten aus nicht wahrgenommen werden könne, sondern daß er sich auch, im Fall einer feindlichen Entdeckung, gegen eine bedeutende Übermacht mit Nachdruck zu verteidigen vermöge.

Nachdem er eine Weile in die zunehmende Dämmerung hinausgeschaut, schmiegte er sich, um die Last seines Körpers nicht zu sehr auf den äußern Rand der vielleicht morschen und zerbrechlichen Galerie zu bringen, dicht an die Mauer, und schlief bald so fest, wie ein übermüdeter Wanderer nur immer schlafen kann, wenn er sich des Gefahrlosen seiner Lage bewußt ist.

Stunden verrannen; die der Erde entsteigenden Nebel hatten als dichte Wolkendecke den Himmel überzogen, und schwarze Finsternis ruhte auf der öden Landschaft.

Hohendorfs erster Schlaf war allmählich in wirre Träume übergegangen, in Träume, die dem Wachen so nahe kamen, daß sie von den Vorgängen in seiner näheren Umgebung beeinflußt wurden.

Er glaubte sich wieder vor dem flackernden Lagerfeuer im Kreise seiner früheren Kameraden zu befinden, die sich, zu seiner größten Verwunderung, in der spanischen Sprache unterhielten und dabei auf das eigentümlichste im Takt mit ihren Sporen rasselten.

Das Murmeln der Stimmen wurde lauter, und heller der Schein, der den brennenden Holzscheiten entströmte. Hohendorf machte eine Anstrengung, sich zu ermuntern, doch wie Blei ruhte es auf seinen Augenlidern; dagegen verstand er einzelne der Worte so deutlich, als wenn sie dicht vor seinen Ohren gesprochen würden.

„Nombrado por Carlos quinto de la Gran Quivira!“ erzählte mit tiefer Stimme der Wachtmeister, und alle Soldaten, die um das Feuer saßen, hoben ihre Füße empor und rasselten im Takt mit den Sporen, die urplötzlich in lauter Kastagnetten verwandelt worden waren.

„Nombrado por Carlos quinto de la Gran Quivira!“ ertönte es abermals. Hohendorf schlug die Augen auf; er glaubte aber noch zu träumen, denn vernehmlich klang es in seinen Ohren: „de la Gran Quivira,“ dem das taktmäßige Rasseln folgte, während seine Blicke auf die gegenüberliegende Wand der grauen Kirche fielen, die von einem hellen Feuer rot beleuchtet wurde.

Seine Überraschung über das, was er sah und hörte, war so groß, daß es mehrere Sekunden erforderte, ehe er sich zu vergegenwärtigen vermochte, wo und in welcher Lage er sich eigentlich befand. Er hatte indessen Geistesgegenwart genug, kein Glied zu rühren, um sich nicht durch eine unvorsichtige Bewegung zu verraten, dagegen strengte er seine Organe bis aufs äußerste an, die Gefahr, die ihn offenbar bedrohte, kennen zu lernen.

Längere Zeit hindurch vernahm er jetzt nur noch das fortgesetzte Rasseln, während die rote Beleuchtung auf den grauen Wänden zitternd hin und her tanzte.

Endlich vermochte er der Neugierde, oder dem Drange, sich über seine Lage zu vergewissern, nicht mehr zu widerstehen. Er hob den Kopf empor und schaute, seine Augen in gleiche Höhe mit den Öffnungen in der durchbrochenen Einfassung der Galerie bringend, auf den kleinen Kirchhof hinab, dessen ihm gegenüberliegende größere Hälfte durch diese Bewegung in seinen Gesichtskreis getreten war.

Von dem Feuer selbst und von der Person, die das Rasseln erzeugte, sah er nichts. Dagegen bemerkte er eine Gestalt, so eigentümlich, so unheimlich, und so ganz verschieden von dem, was er zu sehen erwartet hatte, daß er sich von ihrem Anblick wie durch den Zauber einer ihr Opfer bedrohenden Schlange gebannt fühlte, und förmlich seine Gedanken sammeln mußte, um sich zu überzeugen, daß es kein wirres Traumgebilde, sondern Wirklichkeit sei.

In der Erscheinung selbst lag durchaus nichts Schreckliches; im Gegenteil, dieselbe erinnerte an die Ruhe der Gräber, auf denen sie stand; denn den schmächtigen Körper, auf den der volle Glanz des Feuers fiel, umhüllte eine weiße, baumwollene Decke, die sich eng an die, augenscheinlich sehr zarten Glieder anschmiegte, und zwar mit dem eigentümlichen Faltenwurf, den man gewöhnlich bei den in Särgen ruhenden Leichen bemerkt.

Die eine Hand, die auffallend zarte Formen zeigte, streckte sie wie abwehrend den Flammen entgegen, während sie mit der andern ihre Augen und einen Teil des Gesichtes bedeckte, als ob das grelle Licht sie blende, wodurch nur der kleine Mund mit den schmalen Lippen und das merkwürdig weit zurückstehende Kinn sichtbar blieben.

Was aber der ganzen Erscheinung einen so eigentümlichen, man möchte sagen, überirdischen Charakter verlieh, das waren die langen schneeweißen Haare, die auf der Mitte des Kopfes gescheitelt, zu beiden Seiten wellenförmig über ihre Schultern fielen. Dieselben waren so fein und seidenähnlich, daß der

Druck der von dem Feuer ausströmenden Wärme mit ihnen spielte, und Hohendorf sie anfänglich für einen Schleier von unvergleichlichem Gewebe hielt.

Obgleich die rote Beleuchtung jeden vorragenden Punkt in gleicher Weise erglühen machte, so schwächte sie doch nicht im geringsten den Kontrast, den die weißen Haare zu der hellen Gewandung, sowie zu den bräunlichen Gliedern und sichtbaren Gesichtsteilen bildeten. Derselbe wurde aber noch eindringender durch die schwarze Finsternis, die das ganze Bild gleichsam einrahmte.

Fast unbeweglich stand die geheimnisvolle Gestalt da. Man hätte sie für eine Bildsäule halten können, wenn nicht ein Schauder sie von Zeit zu Zeit erschüttert, und ebenso oft leise wimmernde Töne von ihr ausgegangen wären.

Hohendorf hatte sich auf seine Ellenbogen gestützt und starrte mit verhaltenem Atem in den Hof hinab, und erst nach längerer Zeit ruhigen Überlegens begann er die merkwürdige Szene, die ihn anfangs erschreckte, zu enträtseln.

„Nombrado por Carlos quinto de la Gran Quivira!“ schallte es jetzt abermals zu ihm herauf, und behutsam schob er seinen Körper näher an die Brüstung, um einen Blick auf den Sprecher zu gewinnen.

In demselben Augenblick nun, in dem das von trockenen Balkensplittern genährte Feuer ihm sichtbar wurde, bemerkte er auch die beiden einzigen Personen, die außer der geheimnisvollen Mädchengestalt den Kirchhof belebten.

Es waren zwei Männer; sie saßen einander gegenüber, so daß das Feuer zwischen ihnen lag, und sie ihre Profile dem lauschenden Hohendorf zukehrten.

Der eine, ein kurzer gedrungener Mexikaner, hatte sich vornübergeneigt und prüfte aufmerksam eine Pergamentrolle, die er in den Schein des Feuers hielt. Von seinen Zügen sah Hohendorf nur wenig, indem ein schwarzer krauser Bart dieselben größtenteils verbarg, doch glaubte er, von der hohen Stirn und dem sehr dünnen Haar auf der Mitte seines entblößten Kopfes, auf einen Mann in den Fünfzigern schließen zu dürfen.

Er war bekleidet in der Weise der niedern Volksklasse, ein weites baumwollenes Hemd umgab seinen Oberkörper, und an dieses schlossen sich ebensolche Calzoneros, die von einem breiten Ledergurt festgehalten wurden, während seine Füße in vielfach ausgebesserten und zerrissenen Mokassins steckten.

Die einzige Waffe, die Hohendorf bei ihm entdeckte, war ein langes, sehr breites Messer, welches er im Gurt auf seinem Rücken trug. Dagegen lagen neben ihm auf der Erde noch eine schwere eiserne Hacke und eine Schaufel, die in der Hand eines so kräftigen Mannes gewiß sehr gefährliche Waffen werden konnten.

Das ganze Äußere dieses Menschen hatte überhaupt etwas Wildes, Räuberartiges, weshalb Hohendorf mit einer gewissen Beruhigung den Mann betrachtete, der dem Mexikaner gegenübersaß, und in dessen tiefgerunzelten Zügen sich eine außerordentliche Gutmütigkeit und Friedfertigkeit spiegelte.

Letzterer zählte zu den Eingeborenen des Landes, und wie der mit einem roten Band umwickelte Zopf an seinem Hinterkopf bekundete, zu den Pueblo- oder städtebauenden Indianern. Er hatte eine ähnliche kauernde Stellung wie sein mexikanischer Gefährte angenommen, seinen Körper aber in eine scharlachfarbige Decke verhüllt, aus deren Falten nur seine rechte Hand hervorragte. In dieser nun hielt er einen kurzen, kunstvoll geschnitzten Stab, an welchem eine doppelte Reihe trockener Hirschklauen befestigt war, mittelst deren er durch taktmäßiges Auf- und Niederbewegen den rasselnden Ton erzeugte.

Seine tiefliegenden schwarzen Augen, die zuweilen einen fanatisch leuchtenden Ausdruck erhielten, ruhten abwechselnd auf dem Mexikaner und auf der Mädchengestalt, doch selbst auch in solchen Augenblicken verlor das Gesicht, auf dem das Alter die untrüglichsten Spuren zurückgelassen, nichts von seinem klugen und zugleich gutmütigen Charakter.

Nach einer längern Pause, die der Indianer mit ununterbrochenem Gerassel, der Mexikaner aber mit dem Entziffern der schwer zu lesenden Schrift ausgefüllt hatte, gebot letzterer

endlich durch eine Handbewegung dem Indianer, mit dem Geräusch innezuhalten. Nachdem er sodann das Feuer noch einmal geschürt, begann er mit vernehmlicher Stimme folgende Worte vorzulesen, von denen Hohendorf, der mit der spanischen Sprache allmählich sehr vertraut geworden war, kein einziges entging.

„Auf dem Friedhofe der großen Kirche, in der Mitte der rechten Seite, gemäß der Figur Nr. 1, befindet sich eine Höhle, in der beim Nachgraben zwei Glocken gefunden werden. Blickt man über die beiden Öffnungen, in denen die Glocken stehen, hinweg gegen Osten, der Straße entlang, die sich zwischen der alten Kirche und der Stadt hinzieht, so gewahrt man in der Entfernung von etwa dreihundert Ellen einen Hügel, der mit den beiden Glocken genau in einer geraden Linie liegt. Am Fuße dieses Hügels befindet sich ein Keller von ungefähr zehn Ellen Umfang, der ungeheure Schätze enthält.

Mitgeteilt von Karl dem Fünften von Gran Quivira!" *)

„Das sind die Worte, die auf diesem Pergamentstreifen geschrieben stehen," fuhr der Mexikaner, ohne den Ton seiner Stimme zu verändern, zu dem Indianer gewendet fort. „Jedes einzelne Wort, sage ich Euch, Pasqual; vergleicht sie nur mit Eurer Zeichnung und seht, wie eins zu dem andern paßt."

Der mit dem Namen Pasqual angeredete Indianer hatte das Rasseln, dem er eine übernatürliche Kraft zuzuschreiben schien, eingestellt und richtete, statt einer Antwort, seine Blicke auf das Albino-Mädchen.

Hohendorf bezweifelte nämlich nicht, daß er in dem geheimnisvollen Wesen eines jener Naturspiele vor sich sehe, die,

*) Das von dem Vereinigten-Staaten-Major J. H. Carleton aufgefundene und mit dem Original buchstäblich übereinstimmend abgeschriebene Dokument lautet: En el Cementeria de la Parroquia grande en el centro del costado derecho segun la figura numero uno esta una entranna escarbando estan dos campannas tomando la linea de la abertura que dejan las dos campannas se bera al oriente para el callejon que deja la eglesia vieja y el pueblo una lomita a distancia de tres cientas varas mas o menos que no hay otra que forme linea con las campannas debajo de dicha loma hai un sotano de diez o mas varas retacado de piedras el cual tiene el gran tesoro. Nombrado por Carlos quinto etc.

wie ihm einst mitgeteilt worden, ausnahmsweise und sehr vereinzelt unter der Bevölkerung der Stadt Zunni vorkommen sollten*). Ebenso wußte er, daß man dort dergleichen Erscheinungen eine gewisse Zaubergewalt zuschrieb, dieselben als „Medizinmenschen“ betrachtete und sich in vielen Beziehungen durch deren Benehmen leiten ließ.

Nach einigen Augenblicken des Sinnens redete der Zunni das geisterhafte Wesen in seiner eigenen Sprache an.

Der Mexikaner verstand den Inhalt von des Indianers Worten ebensowenig, wie Hohendorf; das Mädchen dagegen nahm die Hand von den Augen und streckte sie ebenfalls dem Feuer zu, doch nicht mehr wie abwehrend, wie die andere, sondern als wenn es sich gegen die nächtliche Kühle hätte schützen wollen. Die Augen, die ein rötlicher Ring, ähnlich einer krankhaften Entzündung, umgab, hielt es indessen beständig geschlossen, was dem unregelmäßigen, aber keineswegs häßlichen Gesicht einen unbeschreiblich leidenden Ausdruck gab.

Als Pasqual geendigt, ließ die Albino wieder das klagende Wimmern vernehmen, worauf sie sich langsam niederkauerte, den Kopf zwischen ihre Knie verbarg und die Hände darüber faltete. Kaum aber gewahrte der Zunni das seltsame Benehmen, so sprang er auf, riß die wollene Decke von seinen Schultern und schlug sie mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit um die nunmehr wieder ruhig gewordene Gestalt.

Der Mexikaner hatte die Albino solange mit größter Spannung beobachtet. Man sah ihm an, wie tief ihn jede einzelne ihrer Bewegungen interessierte, und doch war es auch wieder unverkennbar, daß er sie nicht zu deuten vermochte. Er richtete daher, nachdem das Mädchen gleichsam in sich zusammengesunken war, seine fragenden Blicke auf den Zunni, der nunmehr, ein langer hagerer Krieger, im phantastisch verzierten Lederanzug im vollen Glanz des flackernden Feuers dastand.

„Sennor Manuel!“ redete dieser den Mexikaner in etwas verdorbenem neumexikanisch-spanischem Dialekt an; „Sennor

---

*) Siehe Möllhausens Tagebuch einer Reise S. 285.



Die eine Hand, die auffallend zarte Formen zeigte, streckte sie wie abwehrend den Flammen entgegen . . . (S. 108).

Manuel, das Schicksal hat uns zusammengeführt. Jeder von uns besitzt einen Teil des Ganzen; Ihr die Schrift, und ich die mir verständliche Zeichnung. Wir können vereinigt viel wirken, Ihr aber ohne mich nichts. Euere Schrift ohne meine Zeichnung ist wie der Adler ohne Augen, wie der Pfeil ohne Federn! Ich bedarf Eurer nicht mehr, denn ich weiß jetzt genug, um den Schatz allein finden zu können. Ich habe Euch aber meine Hilfe zugesagt, und ein Zunni lügt nicht. Das weiße Zaubermädchen, die Tochter meiner Tochter, hat mir geraten, das Geld nicht länger in der Erde modern zu lassen, und darum begleitete ich Euch. Ich brauche kein Geld, denn ich habe ein Haus und Maisfelder. Es hat mir jetzt geraten, die Arbeit zu beendigen, und eh' noch die aufgehende Sonne die alten Estufas beleuchtet, werdet Ihr im Besitz von mehr Schätzen sein, als Eure beiden Maultiere zu tragen vermögen. Die Schrift in Euern Händen gibt Euch ein Anrecht darauf."

Atemlos vor Spannung lauschte Manuel den Worten des Indianers. Als dieser aber, seine Rede schließend, ihm den größten Teil der vergrabenen Schätze zusagte, da leuchtete sein grimmiges Gesicht in wildem Entzücken. Er sprang empor, und seinen Gefährten heftig bei der Hand ergreifend, forderte er ihn mit ängstlicher, erwartungsvoller Geberde auf, sogleich mit der Arbeit des Suchens zu beginnen.

Pasqual beachtete kaum diese Ausbrüche der Freude, denn was er im Begriff stand zu tun, das sollte ja nur deshalb geschehen, weil die Albino ihn, vielleicht durch ganz zufällige, unwillkürliche Zeichen, dazu aufgemuntert hatte. Außerdem fröhnte er aber auch noch seinem Aberglauben, indem er in dem gegenwärtigen Besitzer der Schrift den rechtmäßigen Erben der vor Hunderten von Jahren vergrabenen Reichtümer vermutete.

Jedem andern, der mit dem Dokument zu ihm getreten wäre, und dasselbe durch einen Vergleich mit der in seinem Besitz befindlichen Zeichnung als das echte ausgewiesen hätte, würde er ebenso willig den Weg nach der verfallenen Stadt gezeigt, und ebenso willig die größere Hälfte des Schatzes zugestanden haben. War es ihm selbst doch ebenfalls unmöglich,

bloß nach der Zeichnung, die schon seit undenklichen Zeiten in seiner Familie aufbewahrt worden war, die Lage des Schatzes genau zu bestimmen, wenn er nicht zugleich Kenntnis von dem Inhalt des Dokumentes hatte.

Ohne also Manuel weiter zu beachten, zog er eine Rolle roh gegerbtes, vergilbtes Büffelleder aus seinem Gürtel, breitete dasselbe vor dem Feuer aus und begann, sich auf ein Knie niederlassend, die auf der pergamentähnlichen Fläche befindlichen Punkte und Striche aufmerksam zu prüfen.

Der Mexikaner war hinter ihn getreten und schaute ihm mit lüsternem Ausdruck über die Schulter. Er mußte aber die Unmöglichkeit einsehen, sich ohne mündliche Anweisungen aus den verworrenen Linien und hieroglyphischen Bildern zu vernehmen, denn er richtete sich sehr bald wieder auf und begab sich nach seiner alten Stelle, von wo aus er seine vor Gier mit Blut unterlaufenen Augen unverwandt auf der ernsten, sinnenden Gestalt des Indianers ruhen ließ.

„In der Mitte der rechten Seite,“ murmelte der Zunni vor sich hin, indem er aufstand und eine lange Leine, die vielfach um seine Hüften geschlungen war, auseinanderrollte.

„Ja, ‚in der Mitte der rechten Seite‘ steht hier geschrieben!“ versetzte Manuel mit bebender Stimme, wobei er die Pergamentrolle nochmals in den Schein der Flammen hielt und mit unsteten Augen überflog.

„Dann folgt mir,“ sagte der Zunni, nachdem er das Feuer so geschürt, daß die hoch aufschlagenden Flammen fast den ganzen Hof matt erhellten.

Manuel wartete nicht auf eine erneute Aufforderung, sondern stellte sich hinter Pasqual und folgte ihm nach der östlichen Ecke der Kirche hinüber, wo Hohendorf ihre Umrisse bei der wechselnden Beleuchtung kaum noch zu unterscheiden vermochte. Bei genauerem Hinblick entdeckte er aber, daß der Mexikaner mit dem einen Ende der Leine an der Ecke stehen blieb, während Pasqual mit dem andern an der Kirchenmauer entlang schritt, bis die Leine ganz ausgereckt war.

Die Worte, die jetzt zwischen den beiden gewechselt wurden, verstand Hohendorf nicht. Als aber Manuel an dem Indianer

vorbeischritt und dann von neuem die Leine ausreckte, erriet er leicht, daß sie im Begriff waren, die Länge der Kirche auszumessen.

Sobald sie mit dieser Arbeit, die sie schweigend ausführten, zustande gekommen waren, wechselten sie einige Worte und maßen dann die Mauer abermals zurück, bis sie genau in die Mitte derselben gelangten.

Dort nun blieb der Zunni stehen, rollte die Leine wieder zusammen, während der Mexikaner, augenscheinlich auf des ersteren Anordnung, ans Feuer sprang und gleich darauf mit einem hellflackernden Holzscheit zurückkehrte.

Behutsam hielt er diese Fackel dann dem Zunni entgegen, der die bemalte Haut wieder entfaltet hatte und, dieselbe dem Licht nähernd, abermals die verschlungenen Linien mit forschenden Augen verfolgte.

Nach einer kurzen Pause hieß er den Mexikaner sich gerade vor ihn hinstellen, und wies ihn an, ohne seine Richtung zu verändern, auf die östliche Ecke des Missionsgebäudes zuzuschreiten und, wie Hohendorf jetzt deutlich verstand, seine Schritte zu zählen, dann aber die Hälfte der Zahl der Schritte wieder zurückzukommen und dort den Feuerbrand niederzulegen.

Manuel führte den Auftrag mit ängstlicher Eile aus, und als er dann die Mitte dieser Linie durch den glimmenden Feuerbrand bezeichnet, suchte Pasqual in gleicher Weise die Mitte der östlich von ihm liegenden Kirchenmauer auf, und schritt von dort aus in gerader Linie über den Feuerbrand hinweg bis dicht an das Missionsgebäude.

Dort nun befand er sich gerade unter dem balkonähnlichen Überrest der Galerie, auf welcher Hohendorf verborgen lag, dem also infolgedessen kein einziges der unten gesprochenen Worte mehr entgehen konnte.

„Hier liegt die erste Glocke,“ sagte der Zunni, sobald er die Mauer erreicht, und dann wieder drei Schritte zurückgetan hatte.

Der Mexikaner sprang, statt aller Antwort, an das nur wenige Ellen entfernte Feuer, ergriff seinen Spaten und stieß ihn dicht vor den Füßen Pasquals in die Erde.

Dieser hatte unterdessen wieder einige Worte zu der noch immer in ihrer alten Stellung verharrenden Albino gesprochen, die mit dem gewöhnlichen leisen Gewimmer beantwortet wurden.

„Es ist gut, Ihr mögt anfangen," sagte er dann zu Manuel, und gleichzeitig ertönte der Schlag der Hacke, mit der dieser den Boden aufzuwühlen begann.

Der arbeitende Mexikaner befand sich jetzt in einer solchen Stellung zu Hohendorf, daß dieser, um einen Blick auf ihn zu gewinnen, sich über die Brüstung hätte lehnen müssen. Da ihm aber darum zu tun war, unentdeckt zu bleiben, so vermied er jede Bewegung, und harrte mit ungeduldiger Spannung des weiteren Verlaufs eines Abenteuers, welches seine ganze Phantasie so sehr beschäftigte, daß er die eigene gefährliche Lage darüber vergaß.

Gesprochen wurde längere Zeit gar nicht, dagegen vernahm er das heftige Keuchen des schwer arbeitenden Mexikaners, der mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft, abwechselnd die Schaufel und die Hacke handhabte, und den monotonen Gesang, mit dem der Zunni zuweilen sein eigentümliches Gerassel begleitete.

Plötzlich traf die Schaufel knirschend auf einen festen Gegenstand; der Mexikaner stieß einen kurzen Freudenruf aus, das Rasseln erklang lauter, und lauter wimmerte die blödsinnige Albino.

Dem Ausruf der Freude folgte indessen schnell ein heftiger Fluch, und Hohendorf sah einen morschen zerbröckelnden Menschenschädel in den Schein des Feuers rollen. Gleichzeitig erhob sich aber auch wieder das Geräusch des Grabens, Hackens und Keuchens, mit dem Manuel seine Arbeit fortsetzte.

Hohendorf hatte die Unterbrechung dazu benutzt, näher an die Galerieeinfassung heranzugleiten, denn die Erwartung und die Neugierde begannen jetzt allmählich den Sieg über seine sonst so große Vorsicht davonzutragen. Doch auch von dort aus vermochte er weiter nichts als die frisch aufgeworfene Erde zu erkennen, die der Mexikaner offenbar aus einer tiefen Grube entfernte.

Ungefähr zehn Minuten waren wieder vergangen, als die Hacke abermals, jetzt aber scharf tönend, mit einem festen Gegenstand in Berührung kam, und abermals ein Freudenruf, das verstärkte Gerassel und Gewimmer zu Hohendorf heraufdrang.

„Es ist die Glocke!“ rief Manuel mit einer Stimme, die das Entzücken gepreßt erklingen ließ.

„Es ist die Glocke!“ wiederholte der Zunni wie ein Echo, und heftiger begann der Mexikaner zu stöhnen, zu keuchen und zu arbeiten, um den ersten Fund ganz bloßzulegen.

Hohendorf war wieder etwas von der Stelle gerückt und schmiegte sich jetzt so dicht an das unförmliche Gitter, wie früher an die Mauer. Seine Kühnheit wuchs mit seiner Spannung; nur einen einzigen Blick wollte er unter sich werfen, und um dies zu bewerkstelligen, stützte er die Hände vor sich auf den Boden und hob den Oberkörper vorsichtig und geräuschlos empor.

Ehe er aber noch den Kopf in gleiche Höhe mit der niedrigen Brüstung gebracht hatte, vernahm er zu seiner linken Seite, also da, wo die ihn tragenden Balken in dem Mauerwerk hafteten, ein leises Knistern, das ihn veranlaßte, augenblicklich wieder zurückzusinken.

Aber es war zu spät; dem Knistern folgte ein lautes Krachen, und Hohendorf stürzte mit dem ganzen Rest der Galerie, deren wurmstichiges Holzwerk teils abgebrochen war, teils die morschen Fugen verlassen hatte, auf den zwölf Fuß tiefer gelegenen Hof hinab.

Achtes Kapitel.

Der Zunni.

Der Bruch der Galerie war glücklicherweise so langsam vonstatten gegangen, daß Hohendorf sich vor dem Sturz noch an dem Holzwerk hatte festklammern können. Er selbst war dadurch der Gefahr entronnen, unter die Balken zu geraten, die ihn jedenfalls arg zugerichtet hätten,

und ebenso hatten der Zunni und der Mexikaner vermocht, noch rechtzeitig zur Seite zu springen.

Diese glaubten ohne Zweifel, die Erschütterung des Hackens habe den Einsturz veranlaßt, denn sobald sie sich außer Gefahr sahen, richteten sie ihre Blicke nach oben, als ob sie erwartet hätten, daß diesem ersten Haufen von Trümmern noch Mauergerölle nachfolgen würde.

Hohendorfs erstes Gefühl war das einer hellen Freude darüber, den freien Gebrauch keines seiner Glieder eingebüßt zu haben, und im nächsten Augenblick schon suchte er nach seinen Waffen, die er an seiner Seite vermutete.

So behutsam er seine Bewegungen auch ausführte, so waren sie doch den beiden Schatzgräbern nicht entgangen; denn als er nach einigem vergeblichen Suchen sich eben aufrichten wollte, stand plötzlich der Zunni mit einem flackernden Feuerbrand vor ihm, während der Mexikaner sein langes Messer aus der Scheide riß und schäumend vor Wut mit einem gräßlichen Fluch sich auf ihn warf.

Hohendorfs Leben schien hier sein Ende erreichen zu sollen; aber unvermutet sollte ihm Hilfe werden.

Als nämlich die Galerie mit lautem Getöse niederbrach, war die Albino aufgesprungen und hatte einen flüchtigen Blick auf die in Dunkelheit und Staub gehüllte Szene geworfen, dann jedoch, geblendet von den Flammen, ihre Augen schnell wieder bedeckt. Sobald aber der Mexikaner, gegen den sie eine besondere Abneigung zu hegen schien, sich fluchend auf den unberufenen Lauscher stürzte, sprang sie mit der Gewandtheit einer Gazelle an die Seite ihres Großvaters. Einen lauten, durchdringenden Schrei ausstoßend, ergriff sie den Zunni am Arm, während sie die andere Hand in ihrer gewöhnlichen abwehrenden Weise nach der Stelle ausstreckte, wo eben der Mord begangen werden sollte.

Das Zeichen des blödsinnigen Mädchens war für den von Aberglauben befangenen Indianer das strengste Gebot.

Seine lange sehnige Gestalt, die das Licht der in seiner Hand befindlichen Fackel und des nahen Feuers voll beleuchtete, schien zu wachsen; seine schwarzen Augen erhielten einen

fanatischen Ausdruck, und ehe Manuel die Absicht seines Gefährten ahnte, hatte dieser ihn am Hinterkopf bei den flatternden Haaren gefaßt und mit aller Gewalt gegen den oberen Rand der Grube geschleudert.

„Carajo! er hat uns belauscht! er muß sterben, dieses Mitglied einer verfluchten Nation!“ rief der Mexikaner vor Wut schnaubend aus, als er an dem sich aufrichtenden Hohendorf die Vereinigte-Staaten-Uniform bemerkte. „Er muß sterben! Pasqual, ich sage, er muß sterben; er ist ein Spion! er hat uns belauscht, er weiß, wo die Schätze liegen!“

„Weder er noch Ihr wißt, wo die Schätze liegen,“ erwiederte der Zunni, der mit einer unverkennbaren Zufriedenheit gewahrte, daß sich das Mädchen beruhigt hatte und seinen alten Platz vor dem Feuer wieder einnahm. „Der Mann muß leben, oder Eure Hand legt sich nie auf das verborgene Gold, denn noch bleibt uns die andere Glocke aufzusuchen.“

Bei den letzten Worten des Indianers stieß die Blödsinnige wieder laute klagende Töne aus. Pasqual wendete sich augenblicklich zu ihr und stellte gleichzeitig in seiner milden Weise eine Frage an sie.

Das Mädchen schien aber jetzt vollständig gestört zu sein, denn es wiederholte nur mehrfach die abwehrenden Zeichen, worauf es den Kopf zwischen seine Knie verbarg und mit einem unbeschreiblich wehmütigen Ausdruck zu singen begann.

„Es soll nicht sein,“ fuhr Pasqual, wie zu sich selbst sprechend fort. „Es soll nicht sein,“ wiederholte er, sich zu Manuel wendend, der ihn jetzt zitternd vor Wut und Erwartung anstarrte, als ob er sein Todesurteil aus dem Munde des Zunnis hätte vernehmen sollen.

„Manuel, das Schicksal ist wider uns; verscharrt die Glocke und laßt uns heimwärts reisen. Die Zeit aber, in der das Gold für uns zugänglich ist, wird kommen.“

„Pasqual, scherzt nicht mit mir,“ brüllte der Mexikaner, der in seiner Angst um die Schätze den fremden Zeugen plötzlich vergessen hatte. „Laßt uns nicht vergebens gekommen sein; laßt uns die andere Glocke suchen! ich rate es Euch, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“

„Wenn mir mein Leben lieb ist?“ fragte der Indianer mit Geringschätzung im Tone seiner Stimme. „Wenn mir mein Leben lieb ist? Da nehmt die Zeichnung und sucht Euch das Gold selbst,“ fuhr er fort, dem Mexikaner das Stück Büffelhaut vor die Füße werfend. „Sucht Euch das Gold selbst, aber glaubt nicht, daß Ihr mich dazu bewegen könnt, ein Glied zu rühren, wenn ich sehe, daß das Geschick gegen mich ist.“

Manuel schlug die Augen nieder, wie um mit sich darüber zu Rate zu gehen, welchen Weg er einzuschlagen habe, um an das lang ersehnte Ziel zu gelangen. Seine Zähne rieben sich knirschend aufeinander, und krampfhaft zuckte die Faust, die noch immer das Messer hielt.

„Pasqual!“ hob er endlich an, sich dem Indianer mit freundschaftlicher Gebärde nähernd; „Pasqual, ich weiß, ich kann Euch nicht zwingen, und wenn ich es vermöchte, so würde ich es nicht tun. Steckt Eure Zeichnung nur wieder zu Euch, denn ohne Eure Deutung würde sie mir doch nicht helfen. Aber bedenkt, wir beide sind nicht mehr jung, und der Tod kann jeden Augenblick einen von uns abrufen. Wie lange soll ich also warten, bis ich nach vielen Jahren eines mühevollen Lebens endlich die langersehnte Ruhe und Behaglichkeit finde? Und was sollen uns die Schätze nützen, wenn wir beide am Rande des Grabes stehen? Kommt, seid kein Tor, streift den Aberglauben auf kurze Zeit ab. Laßt Eure Enkelin hier ruhig vor dem Feuer schlummern, während wir hingehen und die Öffnung zu dem Keller suchen.“

Bei diesen Worten fielen die Blicke des Sprechenden auf Hohendorf, der sich unterdessen wieder in den Besitz seiner Waffen gebracht und so lange voller Verwunderung das Zwiegespräch mit angehört hatte.

„Tretet aus meinem Bereich,“ rief er mit wachsender Wut, indem er eine drohende Stellung annahm, „tretet aus meinem Bereich, oder ich stehe nicht für die Folgen! Der Satan führte Euch hierher, um meine Pläne und Hoffungen zuschanden zu machen, denn ohne Euch, ja, ohne Euer Dazwischentreten“ — hier erstickte der Grimm seine Stimme, und ohne Zweifel würde ihn weder die Pistole in Hohendorfs Hand, noch des

Zunnis überwiegende Kraft zurückgehalten haben, seine Rache zu befriedigen, wenn ihn nicht eben die Furcht vor dem gänzlichen Verlust des erhofften Reichtums gebannt hätte.

Ehe Hohendorf auf diese Anrede etwas zu erwidern vermochte, ließ sich das Wimmern der Albino wieder vernehmen, was, wie immer, einen entscheidenden Einfluß auf den Indianer übte.

„Manuel, wir stehen jetzt auf dem Boden, auf dem meine Vorfahren einst das heilige Feuer schürten, während andere zu dem Kreuz der eingewanderten weißen Menschen beteten,“ begann Pasqual mit ernster, feierlicher Stimme. „Sie liegen zum Teil hier begraben. Ich will auf ihren Gebeinen nicht mit Euch hadern. Es würde ihre Ruhe stören.“ Hier bekreuzigte sich der Indianer in einer Weise, die dartat, daß seine Religion eine merkwürdige Vermischung des Christentums und der alten angeerbten Gebräuche und Glaubenslehren war. „Die Schätze sollt Ihr haben; die Schrift in Euren Händen macht Euch zum Besitzer derselben. Ich verspreche Euch: nur ein einziger Winter soll seinen Schnee auf den ungeöffneten Keller streuen. Ebenso verspreche ich aber auch, daß vor dem Zeitpunkt, den das Schicksal feststellt, kein Wort meinen Lippen entschlüpft, das die Richtung bezeichnete, in der die zweite Glocke und der Keller liegen.“

„Wir werden die Schätze suchen, wenn andere Menschen uns zuvorgekommen sind,“ versetzte Manuel, für den die Versicherung des Indianers der härteste Schlag war. „Dort steht ein unberufener Zeuge,“ fuhr er fort, auf Hohendorf zeigend. „Er wird alles verraten; er wird sich aneignen, was mir, was uns gehört.“

Ein trauriges Lächeln spielte auf den gerunzelten Zügen des Indianers, als er Manuels Worte vernahm; seine Gestalt reckte sich empor, und eine Würde umgab den alten, grell beleuchteten Krieger, wie man sie kaum unter den halbzivilisierten Stämmen der Pueblo-Indianer zu finden erwartet hätte.

„Wenn die Sonne ihre nächtliche Wanderung beendet hat,“ rief er aus, seinen Arm gegen Osten erhebend, und die

indianischen phantastischen Bilder in wohlklingende, wenn auch oft unrichtige spanische Worte kleidend: „wenn die Sonne ihre nächtliche Wanderung beendet hat und mit ihren Strahlen zwischen diesen Mauern vergeblich nach den Mitgliedern des einst so mächtigen Volkes sucht, dann blickt dort auf die Hügel, mit deren Sand der aufspringende Wind so gern spielt. Zahllose Aushöhlungen werdet Ihr dort in dem losen Erdreich finden. Fragt die letzten Überreste der vermoderten Gebeine, die jetzt auf dem Rande dieser Aushöhlungen in Staub zerfallen, wer sie in ihrer Ruhe störte. ‚Es waren Menschen, die, wie ihr, nach dem Anblick des Goldes schmachteten.' Der Wind hat den Menschen zugeflüstert: leichtfüßiger Sand deckt hier Schätze. Vielfach ist schon nach denselben geforscht und gegraben worden*), vielfach wird nach denselben geforscht und gegraben werden; aber niemand wird sie finden. Hier liegt die Glocke; sagt dem Fremdling, er soll den Keller suchen; sagt ihm, er soll um Mitternacht die Sonne suchen; er wird beides bald aufgeben. Einen Verräter gibt es daher nicht, und morgen abend sind wir weit fort von hier."

Der Mexikaner mochte wohl einsehen, daß alle Bemühungen, den Indianer zur Fortsetzung der begonnenen Arbeit zu bewegen, an dessen tiefgewurzeltem Aberglauben scheitern würden. Er ließ daher mit dem Ausdruck der allerbittersten Enttäuschung das Haupt auf die Brust sinken und stierte mürrisch in die Flammen. —

Hohendorf schien es noch immer, als ob er träume und träumend ein handelndes Mitglied in einem Zaubermärchen sei, so wunderbar erschienen ihm die Personen und die Worte, die sie miteinander wechselten. Seine Neigung, alles in einem poetischen Lichte zu betrachten, eine Neigung, die ihm angeboren und in der poetischen Umgebung seines Heimatlandes, wie auch durch eine sorgfältige Erziehung immer mehr Nahrung gefunden hatte, erwachte wieder mit der ganzen Kraft eines jugendlichen, unverdorbenen Gemütes.

Unwillkürlich fühlte er sich zu dem Indianer hingezogen, der in seinem Wesen, mit dem kindischen Aberglauben, doch

*) Tatsache.

so viel Würde verband, und dessen ganze Erscheinung so sehr an seine wahrscheinlichen Vorfahren, die edlen Kaziken, erinnerte, die einst kämpfend unter dem Stahl ihrer grausamen Unterdrücker verbluteten.

Er benutzte daher die kurze Pause, die in der Unterhaltung eingetreten war, sich furchtlos dem Zunni-Häuptling zu nähern und ihn anzureden.

„Ich bin ein Deserteur!" begann er, seine Hand dem alten Krieger entgegenreichend; „ich bin ein Deserteur, und wenn ihr euch dafür rächen wollt, daß ich unfreiwilliger Zeuge eurer Handlung war, so braucht ihr nur die Verfolger auf meine Spur zu leiten. Ich werde dann sterben, und eure Hände werden nicht mit meinem Blut gerötet werden."

Ehe er aber fortfahren konnte, ergriff Pasqual seine Hand und sprach:

„Die Zunnis sind die Freunde der Weißen. Die Weißen haben uns viel Unglück gebracht; sie pflanzten die schreckliche Blatternkrankheit in unsere Mauern. Der Zunni haßt aber deshalb nicht den Weißen; er betrachtet die Krankheit, die seine Stadt entvölkerte, als eine Schickung Gottes und bricht deshalb nicht den Frieden, in dem er mit allen Menschen zu leben wünscht*). Setzt Euch zu uns; unsere Arbeit ist für diese Nacht beendigt; die nächste untergehende Sonne muß uns auf der andern Seite der Sierra de los Jumanes finden. Ihr werdet von meinem Brot und Salz essen und, wenn Ihr wollt, mit uns an den Rio Grande ziehen."

Nachdem Pasqual so gesprochen, trat er zu der Albino, schlug die rote Decke, die auf den Boden geglitten war, wieder um ihre Schultern, und ließ sich dann vor dem Feuer nieder, das er emsig zu schüren begann.

Hohendorf setzte sich an seine Seite, das freundliche, wohlwollende Wesen des Zunnis, das die städtebauenden Indianer Neu-Mexikos im allgemeinen charakterisiert, blieb nicht ohne Einfluß auf den Flüchtling. Vertrauensvoll teilte er ihm die Geschichte seines Lebens in den Reihen der Liniensoldaten und

*) Wörtlich dem Leben entnommen. Siehe Möllhausens Tagebuch S. 279.

seiner Flucht mit, und ebenso vertrauensvoll bat er um genauere Aufklärung der von ihm beobachteten abenteuerlichen Szene.

Pasqual schien eine solche Frage erwartet zu haben; er war wenigstens darauf vorbereitet, eine umfassende Antwort zu erteilen.

Regungslos, wie eine trauernde Statue, kauerte die Albino unter der verhüllenden Decke; regungslos lag auch die wilde, malerische Gestalt des Mexikaners. Der Zunni und Hohendorf aber hielten ihre Blicke aufeinander geheftet, und während das wurmstichige Holz knisterte und zeitweise, wenn die Glut eine mit Feuchtigkeit gesättigte faulende Stelle erreichte, leise zischte und sang, flossen die Worte von den Lippen des Indianers. Bald erklangen sie gedämpft und klagend, bald laut und enthusiastisch, je nachdem seine Schilderungen trübe oder glänzende Bilder betrafen. Hoch oben in der nächtlichen Atmosphäre aber, und zwischen den verschobenen und niederhängenden Balken, da meldete der aufspringende Morgenwind flüsternd den neuen Tag an. Er entführte weit fort gegen Nordwesten den Rauch, sobald er, als senkrechte Säule über dem Feuer emporwirbelnd, in gleiche Höhe mit den höchsten Mauern gelangt war.

„Vor mehr als sechs Menschenaltern stand hier eine große Stadt. Eine mächtige Nation hatte dieselbe gegründet und eine mächtige Nation nannte sie ihre Heimat. Die Querechos und Teyas waren weit von Sonnenuntergang hergekommen, nachdem sie viele Winter auf mühevoller Wanderung zugebracht. Sie betrachteten die Sonne als den alles belebenden Geist," hier bekreuzigte sich der Erzähler andächtig, „und verehrten dieselbe, indem sie ihr ewige Feuer anzündeten. Auch die Sonne brennt ewig. — Mein Vater stammt von jener Nation, denn sein Urvater nannte eine Tochter von Gran Quivira seine Mutter. Was ich Euch mitteile, sind ihre Worte, die vom Sohn auf den Sohn vererbt wurden.

Lange, lange hatten sie in Frieden und Eintracht unter sich und mit ihren Nachbarn gelebt. Sie hatten nur geringe Lebensbedürfnisse, und das Gold, das sie in den Gebirgen fanden, benutzten sie nur, um sich zu schmücken.

Da kam eines Tages eine große Anzahl von Fremdlingen zu ihnen*). Sie fürchteten sich vor denselben, denn sie hatten eine hellere Hautfarbe und waren in glänzendes Eisen und Stahl gekleidet, ein Metall, welches man in Gran Quivira nicht kannte. Sie ritten auf Pferden, dergleichen man ebenfalls noch nicht gesehen, und alles bebte bei ihrem Anblick.

In Gesellschaft der eisenbekleideten Männer waren aber auch andere, die barfuß gingen und ihre Glieder in lange braune Gewänder verhüllten. Sie trugen Kreuze und sprachen freundlich zu den rechtmäßigen Herren des Landes. Man traute den freundlichen Worten, und es wurde den Fremdlingen gestattet, sich in den Städten niederzulassen.

Sie bauten alsdann Kirchen und Bethäuser, dieselben, die uns hier umgeben, und lehrten die Bevölkerung einen andern, den rechten Gott anbeten und tauften sie. Sie lehrten ihr noch viele gute Dinge und lebten mit ihr als Brüder.

Viele Jahre hindurch hatten die Bewohner von Gran Quivira nicht über ihre neuen Freunde zu klagen. Da wurden sie endlich inne, daß sie zu Sklaven derselben geworden. Sie mußten Dienstleistungen verrichten und unter ihrer Leitung weite dunkle Straßen in die Gebirge bahnen, um das verborgene Gold aus denselben zutage zu fördern.

Die Fremdlinge liebten das Gold über alles; sie schickten viel fort nach ihrem Heimatlande, und häuften sehr viel in diesen Mauern an.

Die Bewohner von Quivira aber hatten nur geringen Vorteil davon. Sie mußten immer schwerer arbeiten, und nur im geheimen durften sie die ewigen Feuer schüren und vor denselben ihren Gott verehren.

Tiefer Haß erwachte infolgedessen gegen die fremden Unterdrücker. Doch nicht allein in Quivira, sondern auch in allen neu-mexikanischen Pueblos, in welchen sich dieselben niedergelassen und die Oberherrschaft angeeignet hatten.

Die Stämme schickten ihre Abgeordneten von Stadt zu Stadt, und es wurde ein Tag verabredet und bestimmt, an dem allen Christen und Spaniern der Untergang bereitet werden sollte. —

*) Im Jahre 1542.

Überall und zu allen Zeiten gibt es Verräter," fuhr der Zunni fort, nachdem er einen Augenblick sinnend in die Glut geschaut und dieselbe zu hellern Flammen angefacht hatte; „überall und zu allen Zeiten gibt es Verräter; so auch damals. Ein junger Mann vom Stamme der Texas hinterbrachte das Geheimnis den Missionaren, die hierin diesem Hause lebten. Aber es war zu spät, um den Untergang von ihnen abzuwenden. Die Indianer der ganzen Provinz Neu-Mexiko bis hinunter nach El Paso erhoben sich an einem Tage und erschlugen und vertrieben ihre Unterdrücker und Peiniger *).

Dort in dem Gebäude, in dem Ihr Eure Zuflucht suchtet, starben an jenem Tage siebzig Missionare. Nur zweien, die durch einen jungen Kazikensohn gewarnt worden, gelang es, dem Verderben zu entrinnen, nachdem sie zur nächtlichen Stunde die beiden Kirchenglocken und alle auf der Mission befindlichen Schätze vergraben und verborgen hatten.

Die Beschreibung der Stelle, wo sie die Glocken und die Schätze versenkten, befindet sich in den Händen Manuels. Die Zeichnung aber, die ich hier halte, kommt von dem jungen Kaziken. Sie ist mit den mündlichen Erklärungen ein Erbstück in meiner Familie geworden.

Nachdem zu jener Zeit das Joch der fremden Eindringlinge abgeworfen worden, gingen die Nationen gemeinschaftlich ans Werk, verschütteten die finstern Gänge, die tief in die Berge hineingewühlt waren und die zu dem Golde führten. Sie glaubten damit alles aus dem Wege geräumt zu haben, was die Unterdrücker abermals hätte herbeilocken können.

Das Gold blieb fortan ungestört, denn niemand vermochte es wieder aufzufinden, die Unterdrücker kehrten aber wieder.

Die Bevölkerung von Quivira starb nach und nach aus; der Wind bedeckte allmählich mit leichtem Sande ihre Felder und Gräber, und verstopfte ihre Wasserleitungen. Die letzten verließen infolgedessen ihre zerfallende Stadt und suchten bei andern Stämmen eine neue Heimat. Auch zu den Zunnis siedelten einige Familien über; sie lernten deren Sprache und vergaßen die eigene. Von dem einst so mächtigen Stamme

*) Geschichtlich.

aber blieb weiter nichts, als diese Trümmerhaufen und die vergrabenen Schätze.

Schon vor einem Jahre kam Manuel zu mir. Er forschte nach einem Führer, der ihm den Weg hierher zeigen könne. Das beschriebene Papier in seinen Händen ließ mich in ihm denjenigen erkennen, dem vom Geschick die Schätze zugedacht waren. —

Die Tochter meiner Tochter, die, wie Ihr seht, von der Gottheit so bevorzugt und so deutlich gekennzeichnet wurde, gab ihre Zustimmung zu dem Unternehmen. In gleicher Weise unterbrach sie in dieser Nacht unsere Arbeit und drang auf Verschiebung derselben. — Ich weiß, Manuel zürnt ihr, mir und Euch, doch das Geschick beharrt unerbittlich auf seinem Willen.

Die Zunnis sind eine bevorzugte Nation. Der Gott der Christen will ihnen wohl, weil sie sich bekreuzigen und zu ihm beten, und Montezuma zürnt ihnen nicht, denn er sendet ihnen von Zeit zu Zeit weißhaarige Menschen mit roten Augen, durch deren Mund er zu der Nation redet."

Hier neigte der Indianer sein Haupt auf die Brust, zum Zeichen, daß er geendigt hatte. Die Erzählung, die er reich mit Schilderungen von Nebenumständen und weniger wichtigen Begebenheiten durchflocht, hatte ihn ermüdet, oder er weilte im Geiste bei denen, die die Trümmer schon Hunderte von Jahren deckten.

Hohendorf wagte die Stille, aus Achtung vor dem ehrwürdigen Krieger, der wie ein trauernder Prophet dasaß, nicht zu unterbrechen. Die Albino schlief in der eigentümlichen kauernden Stellung; auch der Mexikaner war eingeschlafen. Sein bärtiges Gesicht hatte er dem Feuer zugekehrt; seine Brust hob und senkte sich, bald in langsamen regelmäßigen Pausen, bald kurz und schnell mit röchelndem Ton. Böse Traumbilder mußten ihn peinigen, Traumbilder, die ihn veranlaßten, die Zähne mit krachendem Ton aufeinander zu reiben.

Als der Zunni sich endlich seiner trüben Stimmung entwand und Manuel aufforderte, die Grube über der Glocke zu ebnen, da schmückte die aufgehende Sonne die ehrwürdigen Ruinen mit purpurfarbigen Streiflichtern.

Neuntes Kapitel.

Die Dragonerpatrouille.

Nicht am frühen Morgen, wie zuerst verabredet war, sondern erst gegen Abend verließ die Gesellschaft der Schatzgräber die Ruinen von Gran Quivira.

Es hatte von seiten Pasquals kaum der Aufforderung bedurft, Hohendorf zu bewegen, sich ihnen anzuschließen, um vereint mit ihnen an den Rio Grande oder, wenn er es seiner Sicherheit wegen für geraten halten sollte, noch weiter westlich zu ziehen.

Auch der Zorn des Mexikaners schien sich vollständig gelegt zu haben, seit er wußte, daß der vermeintliche Verräter kein Amerikaner sei, die er als die Erbfeinde seines Vaterlandes haßte. Er fand sogar eine gewisse Befriedigung darin, einen den Reihen der Armee entflohenen Soldaten seinen Verfolgern nicht nur nicht zu überantworten, sondern ihm auch die Flucht nach besten Kräften zu erleichtern.

Von der Albino sah Hohendorf nur selten mehr, als die verhüllte Gestalt, die auf dem Rücken ihres Maultieres ebenso schweigsam und zusammengekauert dasaß, wie auf der Erde vor dem Lagerfeuer; und hätte sie nicht zuweilen ihre klagenden monotonen Melodien vor sich hin gesungen, so würde man sie für gänzlich stumm, ja für leblos haben halten können.

So verstrichen die Tage der Reise, deren Richtung nordwestlich, fast parallel mit dem Rio Grande lag, von dessen Tal die Wanderer durch das Manzanagebirge getrennt blieben. Ohne irgendeine Störung gelangten die Reisenden nach sechs kurzen Tagemärschen bis in die Nähe des Sandiagebirges, von wo aus ihnen der weite Westen offen stand und sie durften sich der bestimmten Hoffnung hingeben, auf wenig bekannten Bergpfaden die Stadt Zunni unbemerkt zu erreichen.

Einen weiteren Plan für die Zukunft hatte Hohendorf noch nicht entworfen; er war zufrieden mit der Aussicht, den Winter bei den gastfreundlichen Indianern zuzubringen, und erwartete von der Zeit, daß sie ihm auch Rat bringen würde.

Unter solchen Verhältnissen begann sein Gemüt sich fast von selbst wieder aufzurichten und zu erfrischen; und da bei ihm, wie bei den meisten jungen Deutschen, die, ausgerüstet mit einem gewissen Grad von Bildung, die Ferne suchen, eine überwiegende Neigung zum Romantischen und Abenteuerlichen vorherrschte, so konnten dergleichen Aussichtenseine Phantasie nur reizen und eine glückliche Stimmung hervorrufen.

Leichten Herzens ritt er an der Seite des ernsten Zunni-Häuptlings dahin. Die nach Albuquerque führende Landstraße hatten sie längst überschritten. Nachdem sie jetzt dem fast trockenen Bett eines Gießbachs gefolgt waren, der in nördlicher Richtung zwischen dem Sandiagebirge und einer wenig befahrenen Straße dahinfloß, hatten sie den Punkt erreicht, wo der Bach in einen andern, größeren, westlich dem Rio Grande zuführenden, den Rio Tuerto, mündete.

So lange hatten sie sorgfältig vermieden, auf längere Strecken befahrenen Straßen zu folgen, und es lag auch nicht in ihrem Plan, ihre alte Reiseordnung zu ändern, sondern das Bett des Tuerto zu ihrem Wege zu wählen und diesen so lange festzuhalten, bis sie in die Nähe des Pueblo de Santo Domingo gelangt sein würden.

Sie befanden sich auf der Strecke, auf der die Abhänge der beiden Gebirgszüge, eine wilde Schlucht bildend, zusammenstießen, als Hohendorf einen kleinen Trupp Reiter bemerkte, der, von Tuerto kommend, sich dem Übergangspunkt über das Flüßchen zu bewegte und den er für ein Kommando von Dragonern hielt.

Der Zunni pflichtete der laut geäußerten Ansicht bei, und beide priesen sich glücklich, noch rechtzeitig eingetroffen zu sein, um der unwillkommenen Gesellschaft aus dem Wege gehen zu können.

Ehe ihnen die aufstrebenden Felsen indessen die Aussicht nach rückwärts vollständig entzogen, stieg Hohendorf noch einmal nach dem Ufer hinauf, und erkannte dann zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß das Kommando, anstatt seinen Weg nach Albuquerque zu verfolgen, etwas unterhalb der Furt absattelte und Anstalten zum Rasten oder Lagern traf.

Manuel war ihnen durch diese Zögerung etwas vorausgekommen und ritt in seiner schweigsamen Weise zwischen dem scharfen Gerölle dahin, das den Boden des sehr schwach fließenden Tuerto bedeckte und die Tiere zu manchen kleinen Umwegen zwang. Ein leises Schnauben seines Tieres veranlaßte ihn aber, aufzuschauen und gleichzeitig anzuhalten.

Hohendorf und der Zunni bemerkten die Bewegung, und da Manuel noch immer keine Miene machte, seinen Weg fortzusetzen, so beeilten sie sich, ihn einzuholen, um die Ursache seines auffallenden Benehmens kennen zu lernen.

Als sie mit dem Zunni an des Mexikaners Seite hielten, deutete dieser schweigend nach der linken Uferwand hinauf, wo sie sogleich eine menschliche Gestalt entdeckten.

Die Gestalt hatte in ihrem Äußern nichts Besorgniserregendes die Zeichen aber, die sie gab, ließen keinen Zweifel darüber, daß sie von weiterem Vordringen abriet und die Reisenden zugleich aufforderte, so lange zu harren, bis sie sich ihnen zugesellt haben würde. Nachdem sie sich überzeugt, daß ihre Zeichen verstanden worden, sprang sie aus ihrer sitzenden Stellung empor, eilte, wie schwebend, einige Schritte an dem Abgrunde hin und verschwand dann hinter einem vorspringenden Felsblock.

Mehrere Minuten vergingen. Die Männer schauten erwartungsvoll in die Schlucht hinein, und begannen fast zu glauben, man habe einen mutwilligen Scherz mit ihnen getrieben, als sie plötzlich hinter sich das von einer wohlklingenden jugendlichen Stimme gesprochene „Buenos dies, Sennores!“ vernahmen, und gleich darauf ein junger Mexikanerbursche vor sie hinschlüpfte.

Derselbe war ärmlich gekleidet, ähnlich den neu-mexikanischen Hirten, das heißt, sein ganzer Anzug bestand nur aus sehr weiten weißbaumwollenen Beinkleidern und einem ebensolchen Hemde, welche beide Teile die untrüglichsten Spuren eines langen Gebrauches trugen und allmählich eine braungraue Farbe angenommen hatten. Seine Füße steckten in vielfach ausgebesserten Mokassins, die aus ungegerbtem, noch mit weißen und schwarzen Haaren bedecktem Rindsleder angefertigt

waren, während ein ebenfalls sehr schadhafter breitrandiger Strohhut, den ein schwarzes Band unter seinem Kinn festhielt, auf seinem Haupte ruhte, und eine blau und weiß gestreifte wollene Decke nachlässig auf seinen Schultern hing.

Ärmlich und wenig sauber wie der junge Mensch, der nicht über fünfzehn Jahre zählen konnte, auch gekleidet war, lag doch etwas überaus Ansprechendes und Gewinnendes in seinem Äußern. Lag es nun in dem Wohlklang seiner Stimme, oder in der eines vollblütigen Kastilianers würdigen Grandezza, mit der er den zerrissenen Serape um seinen Oberkörper zusammenzog; in dem runden, leicht gebräunten Gesicht, das schwarze, unglaublich starke Locken einfaßten, oder in den großen dunkeln Augen, die so offen und unschuldig, und doch mit einem gewissen Trotz in die Welt schauten, genug, wer den schlanken Burschen zum ersten Male sah, der blickte ihn gewiß etwas länger an, und bedauerte aufrichtig, daß er dazu bestimmt sei, inmitten des gesunkensten Teiles einer wenig zu rühmenden Bevölkerung moralisch vollständig zugrunde zu gehen.

So dachte auch Hohendorf, als der junge Mexikaner sein „Buenos dies“ wiederholte und dabei mit der Hand höflich an seinen Strohhut griff.

„Verzeiht, Sennor,“ fuhr er fort, indem er sich an Hohendorf wandte, ohne den Gegengruß abzuwarten, „ich bringe Nachrichten, wichtig für den, den sie betreffen. Seid Ihr, der Ihr amerikanische Uniformstücke auf Eurem Körper trägt, vielleicht der Deserteur Schmidt?“

„Ich kenne niemanden dieses Namens,“ antwortete Hohendorf, der keine Lust bezeigte, sich durch den ersten besten Jungen, der ihm in den Weg trat, verraten zu lassen.

„Dann vergebt und reitet Eures Wegs“, versetzte der Bursche freundlich; „meine Nachrichten sind nur für den Deserteur Schmidt bestimmt, der möglicherweise hier vorbeikommen kann. Die heilige Jungfrau sei mit Euch!“ rief er aus, seinen Hut abermals berührend, und trat dann zurück, um die Reiter vorbeiziehen zu lassen.

Die Reiter waren augenscheinlich in Verlegenheit und

sannen darüber nach, auf welche Weise es ihnen wohl gelingen könne, dem Knaben die Nachrichten zu entlocken, ohne sich selbst dadurch bloßzustellen. Der fragende Blick, den der Zunni auf Hohendorf richtete, und in dem dieser eine große Besorgnis zu lesen glaubte, führte indessen eine schnelle Entscheidung herbei.

„Wenn ich nun der Deserteur Schmidt wäre," fragte letzterer, sein Maultier dicht an den Knaben herandrängend, „wenn ich nun wirklich der Deserteur wäre, was würdest du mir dann zu sagen haben?"

„Weiter nichts, als: Kehrt um; aber Ihr kennt Ihn ja nicht, und deshalb wiederhole ich, reitet Eures Wegs!" lautete die nunmehr trotzige Antwort.

In diesem Augenblick erinnerte sich Hohendorf, daß ihm der Weg zurück durch die an der Mündung der Schlucht lagernden Dragoner abgeschnitten sei, und änderte infolgedessen plötzlich sein ganzes Benehmen.

„Du siehst nicht aus wie jemand, der einen Unglücklichen verraten könnte," redete er den Knaben mit freundlicherer Stimme an, „so vernimm denn, ich bin der, den du suchst, der vor kurzem noch in den Reihen der Vereinigte-Staaten-Armee stand."

„Hätte ich Euch verraten wollen, dann würde ich nicht von dort oben heruntergekommen sein", erwiderte der so Angeredete, den über seinen linken Arm niederhängenden Zipfel der Decke durch eine leichte Bewegung über die rechte Schulter werfend. „Ich brauchte Euch nicht anzureden, und Ihr befändet Euch jetzt in den Händen der Dragoner, die eine Viertel-Legua von hier, gerade da, wo die Santa Fé-Straße den Tuerto berührt, lagern. Ich belauschte sie zufällig und vernahm, daß sie den Befehl haben, auf den Deserteur Schmidt zu fahnden. Seid Ihr also dieser Deserteur, dann geht zurück, so schnell Euch Eure Füße zu tragen vermögen."

„Nimm meinen Dank", sagte Hohendorf, dem jungen Mexikaner die Hand reichend; „nimm meinen Dank, aber zurück darf ich nicht, denn der Ausweg aus dieser Schlucht ist ebenfalls von Dragonern besetzt. Wohin also soll ich mich

wenden?" fuhr er fort, einen verzweiflungsvollen Blick nach den schroffen nackten Höhen hinaufwerfend, „wohin soll ich mich wenden vor meinen Verfolgern?"

„Rettet Euch in die Schluchten!" rief Manuel jetzt aus, wobei ein höhnisches Lächeln über sein wildes Gesicht glitt, ein Lächeln, das hinlänglich bekundete, wie wenig ihm im Grunde das Los des vom Zufall aufgedrängten Gefährten kümmerte.

„Ja, in die Schluchten!" bekräftigte der Indianer, „denn trennen müßt Ihr Euch von uns, wenigstens auf einige Tage, sollen wir nicht darunter leiden. Ich kenne die Amerikaner; sie würden es einem Zunni nie vergeben, wenn sie entdeckten, daß er einem Flüchtling hilfreiche Hand geleistet. Verbergt Euch daher in den Schluchten; den Weg nach Santo Domingo könnt Ihr nicht verfehlen, und dort bei meinen Freunden und Brüdern will ich Euch erwarten."

„Ihr sagt, in die Schluchten", entgegnete Hohendorf, dem der Gedanke an das Los, das ihm drohte, wenn man seiner lebendig habhaft würde, das Herz zusammenschnürte. „Wo aber sind Schluchten auf diesen nackten Felsenabhängen? Ich brauchte mich nur eine kurze Strecke über jenes Ufer hinaus zu begeben, um die Blicke der Schildwachen, die sich, nach dieses jungen Menschen Aussage, ganz in der Nähe befinden müssen, auf mich zu lenken. Aber trennen will ich mich von Euch; denn es soll niemand durch meine Schuld leiden. Hier ist Euer Maultier," rief er aus, indem er auf den Boden sprang und Pasqual den Zügel desselben reichte, „und hier ist meine Hand zum Abschied. Lebendig werde ich, so Gott will, nicht in ihre Hände geraten."

„Halt", versetzte der Zunni jetzt mit Wärme, als er gewahrte, daß Hohendorf den Weg zurück einschlagen wollte; „Ihr habt nicht Brot und Salz mit mir gegessen, um von mir verlassen zu werden. Trennen müssen wir uns, es ist wahr, doch nur auf kurze Zeit, und ich glaube wohl, daß der Knabe hier so lange Euer Führer sein wird. Er ist leichtfüßig, er kennt Verstecke, und wird nicht verweigern, was jeder andere an seiner Stelle mit Freuden tun würde."

„Ich kenne keine Verstecke, Sennor!“ erwiderte der Knabe mit einer Ängstlichkeit, die Hohendorf im höchsten Grade befremdete und Zweifel an der Wahrheit seiner Aussagen bei ihm aufsteigen ließen. „Ich bin ein armer Ziegenhirt und kenne keine Verstecke!“

„Und du willst mich also zugrunde gehen lassen?“ fragte Hohendorf jetzt mit einer unbeschreiblichen Verachtung im Ton seiner Stimme. „Du, dem es doch so leicht wäre, mir einen verborgenen Weg nach jener Höhe hinauf zu zeigen, auf der du selbst dich noch vor wenigen Minuten befandest. Geh, wenn ich im Besitz von Geld gewesen wäre, dann würde ich es dir für deine Dienste geboten und in dir gewiß einen gefälligen Freund gefunden haben. Möge deine Gier nach Geld dir nie zum Fluch werden!“ Mit diesen Worten warf er die Büchse auf die Schulter und wendete sich, um zu gehen.

Als der junge Mexikaner Hohendorf so sprechen hörte und wahrnahm, daß jener sich mit stummer, verzweiflungsvoller Resignation entfernte, da vermochte er den natürlichen Regungen seines Herzens nicht länger zu widerstehen. Er drängte sich schnell an den Maultieren vorbei, erreichte den Davonschreitenden in zwei Sätzen, und die Hand auf seine Schulter legend, veranlaßte er ihn stehen zu bleiben und sich ihm zuzuwenden.

„Ihr glaubt, daß Ihr meine Freundschaft mit Geld erkaufen könnt?“ rief der Bursche mit zornigem Ausdruck, der in merkwürdigem Widerspruch zu seiner schmächtigen, knabenhaften Gestalt stand, dagegen dem südlichen Feuer entsprach, das aus seinen Augen sprühte. „Meine Freundschaft für Geld, Sennor?“ wiederholte er. „Ich kann Euch retten und ich will Euch retten, aber nicht, weil Ihr mich mit harten Worten angelassen habt, sondern weil Ihr nicht mit dem Gedanken scheiden sollt, daß Ihr Eure Rettung durch Geld hättet erkaufen können!“

Ein lautes, durch die Entfernung aber gedämpftes Lachen klang jetzt von dem andern Ende der Schlucht zu ihnen herüber. Der junge Mexikaner stutzte und horchte auf.

„— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Verrückter ich wurde bei jeglichem Hiebe,
„„Verdamm' ihn und gebt's ihm,"" brüllt Korporal Liebe!
Lauturia turia turiala!"

erscholl es von drei oder vier unharmonischen Stimmen im Chor.

„Sie nähern sich!" flüsterte der Knabe dem Indianer zu, einen flüchtigen neugierigen Blick auf die verhüllte Gestalt der Albino werfend. „Schnell, Sennores, wir haben keine Zeit zu verlieren!" und Hohendorfs Hand ergreifend, zog er denselben um die nächste Felsenecke herum.

„Lauturia, turia, turiala"

wiederholten die Sänger, schon bedeutend näher. Der Zunni sprang vom Sattel, nahm alle Decken, deren er in der Geschwindigkeit habhaft werden konnte, warf sie quer über das Maultier, das Hohendorf kurz vorher noch geritten, und dasselbe dann zwischen sich und Manuel treibend, forderte er diesen auf, sich wieder in Bewegung zu setzen.

Manuel leistete stumm Folge, und in demselben Augenblick, in dem der Zunni seinen Sitz wieder eingenommen und die scharfen Ecken der breiten hölzernen Steigbügel seinem Tier in die Weichen drückte, wurde auf dem andern Ende der Schlucht ein Trupp von sechs Dragonern sichtbar, die durch brutale Scherzworte und rohe Gesänge ihre gute Laune an den Tag legten.

„Woher kommt ihr?" fragte der Führer der kleinen Abteilung, als er in der Mitte der Schlucht mit dem voraufreitenden Manuel zusammentraf.

„Von Manzanas!" lautete die kurze Antwort.

„Habt Ihr Tuerto berührt?"

„Vor Tuerto bogen wir ab, um dem Bett dieses Flusses zu folgen!"

„Von einer Dragonerabteilung habt Ihr wohl nichts bemerkt?"

„O ja, als wir zu dem Fluß hinabstiegen, gewahrte ich ein stärkeres Militärkommando, das sich von Tuerto her dem Fluß näherte, augenscheinlich in der Absicht, daselbst zu lagern."

„Verdammt!" rief der Gefreite aus, sich zu seinen Soldaten wendend, „dann müssen sie scharf geritten sein!"

„Verdammt scharf!“ antworteten diese im Chor.

„Und werden ebensowenig eine Spur von dem Flüchtling entdeckt haben, als wir. Bei Gott! die zwanzig Dollars Belohnung hätten wir gebrauchen können!“

„Ganz gewiß!“ rief ein Dragoner lachend zurück, „doch müßte er ein großer Esel sein, wollte er sich uns in den Weg stellen.“

Der Zunni, das Packtier vor sich her treibend und gefolgt von dem Albino-Mädchen, war unterdessen herangekommen und hielt schweigend hinter Manuel. Der Gefreite wurde aber kaum der verhüllten Gestalt ansichtig, als er zu Pasqual heranritt und ihn in der, den Eingeborenen gegenüber allgemein gebräuchlichen wegwerfenden Art anredete.

„Halloh, alter indianischer Gentleman, Ihr habt wohl Konterbande im Schlepptau? Goddam! ich nenne Euch den größten Häuptling, der jemals den Skalp von dem Schädel eines braunen Schurken trennte, und gebe Euch noch einen Schluck Whisky in den Kauf, wenn dort unter der roten Decke ein Deserteur namens Schmidt kauert!“

„Eine Kranke ist es,“ erwiderte Pasqual mit einer Würde, die nicht ohne einigen Eindruck auf den brutalen Kriegsknecht blieb, „eine Kranke, deren Berührung Euch verderblich werden kann.“

„Hoho!“ rief der Soldat jetzt mit wilder Lustigkeit aus, „wollt mich wohl erschrecken, um den Deserteur zwischen unsern Fingern durchzuhelfen? Nein, alter schlauer Häuptling, Ihr habt es hier nicht mit Kindern zu tun, sondern mit Dragonern der Vereinigten Staaten. Herunter mit der Decke von dem Burschen, und Gott sei Euch gnädig, wenn es der Deserteur ist, der in dem roten Ei steckt. Nicht ein verdammter Tropfen Whisky soll über Eure dürre Zunge gleiten, wenn Ihr mich hintergangen habt.“

Der Zunni veränderte keine Miene bei dieser brutalen Anrede. Er mochte aber einsehen, daß sein Wunsch, die Albino nicht den Blicken der Soldaten auszusetzen, diese nur in dem Glauben bestärke, daß es wirklich der Flüchtling sei, und daß man zuletzt die Decke mit Gewalt von ihr herunterreißen würde. Er warnte daher noch einmal vor der Unglück

bringenden Berührung. Als der Gefreite dann aber wirklich Miene machte, Gewalt anzuwenden, richtete er einige Worte in der Zunni-Sprache an die Blödsinnige, die sogleich mit leisem Wimmern die Decke bis auf die Schultern heruntergleiten ließ, sich aber ebenso schnell wieder verhüllte.

Wenn ein Donnerschlag unter die Dragoner gefahren wäre, so hätten sie nicht betroffener sein können, als beim Anblick der Albino, die nur eine Sekunde lang ihre rötlichen Pupillen auf sie richtete, und nur auf eine Sekunde ihre langen weißen seidenähnlichen Haare zeigte.

Sie prallten zurück wie vor einer Pestkranken, und für eine solche mochten sie die wunderbare Erscheinung auch halten, denn sie drängten sich, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, scheu an ihr vorbei, um sich ihren bei Tuerto eingetroffenen Kameraden zuzugesellen.

Pasqual, das blödsinnige Mädchen und Manuel dagegen setzten ungestört ihren Weg nach Santo Domingo fort.

Zehntes Kapitel.

Das Bergwerk.

Hohendorf folgte dem Mexikaner. Dieser ließ auch nicht eher seine Hand fahren, als bis er um den Vorsprung, der bei der nächsten Biegung weit in das Flußbett hineinreichte, herumgeglitten war, wo er also weder von Hohendorfs früheren Gefährten, noch von den Soldaten beobachtet werden konnte. Sie befanden sich dort in einem spitzen Winkel, in dem die hohen senkrechten Felsen etwa zwanzig Fuß weit zurücktraten, und dessen mit kleinem Gerölle bedeckter Boden der Tuerto nur zur Zeit seines höchsten Standes wie die Wasserzeichen an dem Gestein deutlich bekundeten, überflutete.

Bis in die äußerste Spitze des Winkels hinein drängte der gewandte Bursche seinen Schützling, ehe er mit seinen heftigen Bewegungen innehielt und in flüsterndem Tone zu sprechen begann.

„Ihr seid in Sicherheit.“

„In Sicherheit? Hier? wo ich ebensogut bemerkt werde, als wenn ich mich dort mitten in das Flußbett legte?“ unterbrach Hohendorf mit dem Ausdruck der bittersten Täuschung den Knaben.

„Ihr werdet in Sicherheit sein,“ begann der Bursche von neuem, mit allen Zeichen der Ungeduld; „Ihr werdet in Sicherheit sein, nachdem ich Euch das Versprechen ewigen Schweigens abgenommen. Merkt Euch wohl, ich wage alles, was ich besitze, ich wage mein Leben. Aber sagt, seid Ihr ein katholischer Christ?“

„Ein Christ, aber kein katholischer. Wozu aber bedarf es noch eines Schwures, wenn ich als ein Mann, der noch nie jemanden hinterging, dir mein Wort zum Pfande gebe. Das Wort eines wahren Ehrenmannes ist so heilig wie ein Eid und wird gewiß seltener als ein Eid gebrochen!“

„Ich verstehe Euch nicht vollständig,“ versetzte der Knabe, Hohendorf mit einer Mischung von Teilnahme und Neugierde betrachtend. „Ich verstehe Euch nicht vollständig, aber ich traue Euerm Wort; um so mehr, da ich nicht genau weiß, was ein Eid ist —“

„Sie kommen!“ flüsterte Hohendorf mit unverkennbarem Schrecken, denn er vernahm in diesem Augenblick die Worte, mit denen der Gefreite, kaum fünfzig Schritte von ihnen entfernt, den Zunni anredete.

„Laßt sie nur kommen“, entgegnete der Knabe mit leisem, aber triumphierendem Lachen. „Laßt sie nur kommen. Ich gehe nicht eher von dieser Stelle, als bis Ihr mir nicht nur unverbrüchliches Schweigen über das, was Ihr sehen werdet, angelobt, sondern auch versprochen habt, diesen Punkt nie wieder aufzusuchen und meinen Weisungen aufs genaueste Folge zu leisten. Bedenkt, ich wage mein Leben!“

„Ja, ich verspreche, ich verspreche alles“, erwiderte Hohendorf schnell, der, zurückblickend, in jedem Augenblick erwartete, einen Dragoner hinter der Felsspitze hervorreiten zu sehen.

„Wohlan denn, tretet dicht an mich heran, und ich will Euch den Weg zeigen.“

Hohendorf tat, wie ihm geheißen war, obschon er seinen jungen Führer für wahnwitzig zu halten begann, weil er auf den nackten Felswänden weder einen Riß noch eine Spalte entdeckte, die, beim Hinaufsteigen nach dem hohen Ufer, den Händen und Füßen zum Halt hätte dienen können.

Der Knabe kümmerte sich indessen nicht um Hohendorfs Zweifel, sondern steckte seinen Arm unter einen der losen Felsblöcke, die, einen natürlichen Wall bildend, am Fuß der Mauer lagen, und zog eine kurze eiserne Stange unter demselben hervor.

Mein Schlüssel!" flüsterte er, Hohendorf abermals einen triumphierenden Blick zuwerfend, und im nächsten Augenblick schob er das spitze Ende des Eisens hinter einen runden glitzernden Granitblock, der zur Hälfte, scheinbar fest, in dem groben Konglomerat haftete, aus dem der untere Teil der Felsmauer bestand.

Hohendorf war überrascht, zu gewahren, daß der Stein sich bewegte; seine Überraschung wuchs aber zu sprachlosem Erstaunen, als der Knabe, nachdem er den Stein etwa eine Hand breit aus seiner Lage geschoben, die eiserne Stange in eine genau passende Vertiefung steckte, die so lange unsichtbar gewesen, und das Eisen dann als Hebel benutzend, den mächtigen Granitblock mit Leichtigkeit um seine Achse drehte. Er führte indessen nur eine Vierteldrehung aus, und dadurch, daß der bewegliche Stein auf der in der Felswand haftenden Seite abgeflacht war, entstand auf der rechten Seite eine halbmondförmige Öffnung, während gegenüber der abgerundete Teil des Schlußsteins nur eine ganz schmale Fuge offen ließ.

„Könnt Ihr das lesen?" fragte der Knabe, auf eine Reihe von römischen Buchstaben und Ziffern weisend, mit denen die geebnete Seite des Granits bedeckt war.

Hohendorf, der beim Anblick der geöffneten Felsenmauer seine ganze Hoffnung auf ein glückliches Entkommen wiedergewonnen hatte, las mit halblauter Stimme: „Unter der Regierung des Vizekönigs Mendoza von Neu-Spanien, im Jahre 1544."

„Schnell hinein!“ flüsterte der Mexikaner jetzt, der den erneuten Hufschlag der Pferde vernahm; „schnell, Sennor, sie kommen.“

Doch bei Hohendorf bedurfte es keiner Aufmunterung zur Eile; er ließ sich auf die Knie nieder, schob seine Büchse vor sich her und kroch eiligst in den dunkeln Gang hinein. Der junge Mexikaner folgte ihm auf dem Fuße, — und als der Stein, der sich in eisernen Angeln drehte, geräuschlos in die alte Lage zurücksank, da ritten nur wenige Schritte davon die Dragoner vorüber. —

Es dauerte lange, ehe Hohendorfs Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten und er imstande war, die nächste Umgebung einigermaßen zu unterscheiden. Dieselbe erhielt eine überaus spärliche Beleuchtung durch die feinen Ritzen neben dem Schlußstein, vòn denen schmale Streifen ausgingen und sich im Hintergrunde des Ganges verloren.

In diesem Halbdunkel bemerkte er, daß der Mexikaner das Eisen auf der Seite, wo der Stein nach innen gedrückt werden konnte, in ein zu diesem Zweck ausgearbeitetes Loch steckte und mittelst einiger Schläge so fest in den Felsen klemmte, daß es nur mit großer Gewalt wieder herausgezogen werden konnte. Damit war der unförmlichen Tür die letzte Probe von Spielraum genommen. Sie unterschied sich daher, von außen gesehen, durch nichts von den übrigen größeren und kleineren Steinen, die das grobkörnige Konglomerat einschloß, und die auf der Oberfläche der Felswand, in unregelmäßigen Zwischenräumen, mehr oder weniger zutage traten.

Selbst auch dann, wenn Hohendorf bei seinem Eintritt nicht auf die alten spanischen Inschriften aufmerksam gemacht worden wäre, würde er in dem Gange, der sich vor ihm eröffnete, doch eines jener Bergwerke vermutet haben, die einst von den Konquistadoren, oder vielmehr unter deren Leitung geöffnet und bearbeitet wurden, später aber, nach dem allgemeinen Aufstand, teils in Vergessenheit gerieten, teils von den erbitterten Eingeborenen verschüttet wurden.

Seine Gedanken mochten sich jetzt, nachdem er die Gefahr vorläufig von sich abgewendet wußte, mit dergleichen Dingen

beschäftigen, als der Knabe an seine Seite kroch und sich dort zutraulich ausstreckte.

„Ein kühler Aufenthaltsort, Sennor!“ hob er an, doch jetzt nicht mehr im flüsternden Tone, sondern so laut, daß seine klangreiche Stimme ein schwaches Echo in dem abgeschlossenen Raum erzeugte.

„Jedenfalls besser als draußen“, entgegnete Hohendorf, seines jungen Gefährten Hand ergreifend und sie dankbar drückend.

„Und Ihr glaubt nicht mehr, daß ich Euch mit Aussicht auf Gewinn in ein Versteck führte, das nur zwei menschlichen Wesen bekannt ist?“

„Nein, mein Freund, ich glaube es nicht, aber ich glaube, daß du ein gutes Herz hast und nur dessen Regungen folgtest, als du einem Unglücklichen beisprangst.“

Hohendorf mußte durch diese Worte die Gefühle des Knaben auf ungewöhnliche Weise berührt haben, denn derselbe preßte ihm die Hand heftig zwischen seinen beiden.

„Ihr werdet vielleicht noch besser von mir denken“, begann er, „wenn Ihr erst eingesehen, unter welcher Gefahr ich Euch an diesen geheimnisvollen Ort brachte. Ich wohne nämlich nicht allein hier, sondern mit jemandem zusammen, den ich nicht verlassen darf, und der Euch und mich töten würde, erhielte er eine Ahnung davon, daß Ihr Euch in unserem Bergwerk befindet.“

„So laß mich hier harren, bis meine Verfolger vorbeigezogen sind“, versetzte Hohendorf, der die Wahrheit der mit so vielem Vertrauen gesprochenen Worte nicht mehr bezweifelte. „Es wird mir nicht schwer werden, die Spuren meiner alten Gefährten zu verfolgen, und ein Marsch von zwei Tagen bringt mich ja nach Santo Domingo.“

„Wer sagt Euch aber, daß nicht ein Teil Eurer Verfolger zurückgeblieben ist? Nein, nein, ich habe das Werk begonnen und will es auch zu Ende führen. Mein schrecklicher Onkel, der weiter unterhalb goldhaltigen Quarz zertrümmert, würde Euch vorüberziehen sehen und alles erraten. Nein, es geht nicht, ich muß Euch unbemerkt auf die Westseite des Sandia

schaffen, oder wir sind beide verloren. Laßt Euch aber willenlos von mir leiten, vermeidet jedes Geräusch, und wenn Ihr fern seid, dann vergeßt, was Ihr hier gesehen und erfahren."

„Beruhige dich darüber, mein Kind; ich werde nie vergessen, was ich dir schulde."

„Ihr schuldet mir nichts!" rief der Knabe trotzig aus, indem er mit der Elastizität einer Pantherkatze emporschnellte; „Ihr schuldet mir nichts, aber jetzt folgt mir!"

Hohendorf richtete sich auf und war verwundert, gerade stehen zu können, ohne die Decke mit dem Kopfe zu berühren. Er überzeugte sich indessen, daß der Gang in der Entfernung von sechs Fuß vom Eingange sich so sehr erweiterte, daß zwei Männer, ohne sich sonderlich zu hindern, in demselben nebeneinander hinschreiten konnten. Schweigend folgte er seinem Führer, und schon nach den ersten zwanzig Schritten umgab sie pechschwarze Finsternis.

Nach einer Wanderung von mehreren Minuten bog der Gang plötzlich gegen Westen ab, und Hohendorf wurde fast geblendet durch einen Lichtstrahl, der von oben herab seine Augen traf und offenbar durch eine zufällige Spalte im Gestein eindrang.

Er stutzte; und sein Führer hinderte ihn nicht, als er stehen blieb und forschend nach allen Richtungen schaute.

Wiederum erblickte er die alten eingemeißelten Namenverzeichnisse und Jahreszahlen, denen hin und wieder fromme Sprüche, oder auch das einfache Zeichen eines Kreuzes beigefügt waren, doch bemerkte er kein einziges Datum, das älter als 1580 und neuer als 1685 gewesen wäre.

„Es muß schön sein, lesen zu können", sagte der Knabe sinnend, während er Hohendorf beobachtete, dessen Augen von Inschrift zu Inschrift wanderten und auf der einen oder der andern länger haften blieben.

„Du kannst nicht lesen?" fragte Hohendorf, ohne sich indessen in seiner Beschäftigung stören zu lassen.

„Wo sollte ich es gelernt haben?" fragte der Knabe mit trübem Ausdruck zurück. „Seit meiner Kindheit, solange ich nur zu denken vermag, verließ ich diesen unheimlichen

Aufenthaltsort nicht anders, als um Lebensmittel herbeizuschaffen. Doch gebt acht auf Eure Füße, es folgen jetzt achtundzwanzig Stufen!"

Die Warnung kam zur rechten Zeit, denn Hohendorf hatte seine ungeteilte Aufmerksamkeit seinem jugendlichen Begleiter zugewendet und darüber verabsäumt, vor sich niederzublicken, wo sein Fuß an eine Erhöhung des felsigen Bodens stieß.

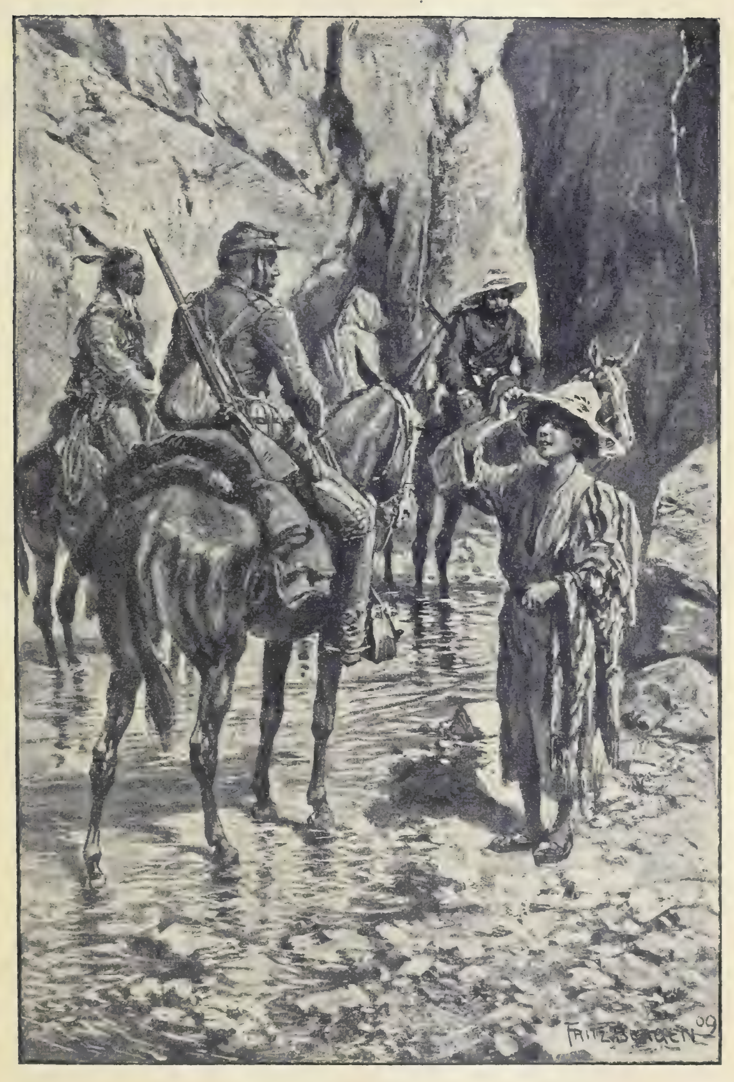
Nachdem er sich durch einiges Umhertasten von der Beschaffenheit der Treppe überzeugt und ausfindig gemacht hatte, daß sie wirklich aus einer Reihenfolge von roh ausgemeißelten, aber sehr schadhaften Stufen bestand, drang er in den Knaben, ihm mehr zu sagen.

„Mein Onkel, der mit großer Mühe die spärlichen Goldkörner aus dem zertrümmerten Quarz sammelt," begann der Andere nach kurzem Besinnen, „ist wohl seit zehn Jahren nicht aus dem Bereich dieses Bergwerks gekommen. — O, Sennor!" fuhr er nach einer kurzen Pause mit einem tiefen Seufzer fort, „mein Onkel ist ein schrecklicher Mann, er gerät in Wut beim Anblick von Menschen, außer mir haßt er alle. Scheint es doch oftmals, als wenn er auch mich haßte, so hart und lieblos behandelt er mich. Aber fragt mich nicht, Sennor; ich habe schon zu viel gesagt", schloß plötzlich mit einer trotzigen Bewegung seines Hauptes der junge Erzähler.

Hohendorf drang für den Augenblick nicht weiter in ihn, um so mehr, als sie die letzten zehn Stufen bei zunehmender Helligkeit hinaufgestiegen waren und nun hinter einem mächtigen Felsblock hervor ins Freie traten, und zwar auf jene Abflachung, von der aus der Knabe Manuel zuerst angeredet hatte.

Hohendorf wunderte sich anfangs, die Mündung des Minenganges hier nicht ebenfalls verschlossen zu finden. Ein zweiter Blick belehrte ihn aber, daß die Plattform, die sich in einem scharfen Winkel in den massiven Felsen hineinsenkte und von der Natur selbst gebildet worden war, von allen Seiten vollständig unzugänglich sei.

„Nähert Euch nicht zu sehr dem Rande," ermahnte der Knabe, wobei er sich augenscheinlich an Hohendorfs Erstaunen



„Seid Ihr, der Ihr amerikanische Uniformstücke auf Eurem Körper tragt, vielleicht der Deserteur Schmidt?“ (S. 132.)

weidete. „Es könnten noch Soldaten dort unten zurückgeblieben sein; ist diese Stelle auch unzugänglich für Menschen, so ist sie es doch nicht für Kugeln, zumal Eure hellblaue Jacke Eure Verwandtschaft mit der Vereinigte-Staaten-Armee verrät und ganz dazu geeignet ist, die Blicke eines zufällig Vorüberziehenden hier heraufzulenken."

„Du hast recht, mein junger Freund", erwiderte Hohendorf, einen Schritt zurücktretend, ohne indessen die Augen von der malerischen Gebirgslandschaft zu wenden, die sich so öde und doch so großartig vor ihm ausdehnte.

Doch der Knabe mahnte: „Kommt jetzt, unser Weg ist noch weit, es ist der schwierigste und der gefährlichste Teil, den wir noch vor uns haben."

Hohendorf wandte sich um, und mechanisch forschten seine Augen nach einer Stelle, an der sie die Plattform würden verlassen können.

„Hier, Sennor, hier geht's hinein", rief der Mexikaner, indem er hinter einen andern Felsblock trat, der der Öffnung, die sie eben verlassen, genau gegenüberlag.

Nach einer Wanderung von ungefähr einer Viertelstunde, während der kein einziges Wort gewechselt worden war, wandte der Knabe sich plötzlich um und flüsterte Hohendorf ängstlich zu, seine Vorsicht zu verdoppeln und so viel wie möglich jedes Geräusch zu vermeiden.

Gleichzeitig lenkte er seine Blicke auf einige schmale Lichtstreifen, die in geringer Entfernung vor ihnen durch das Gestein drangen, aber nicht mächtig genug waren, etwas Helligkeit zu verbreiten.

„Hier bleibt!" sagte der Knabe so leise, daß man es mit dem Lispeln des Windes hätte vergleichen können; „hier bleibt, und wenn Euch an meinem Leben gelegen ist, dann rührt kein Glied, wenigstens so lange nicht, wie die Türe offen steht. Nur wenn der Alte schläft, und er hat einen sehr leisen Schlaf, vermag ich Euch an ihm vorbei und ins Freie zu führen. Zurück könnt und dürft Ihr nicht; er ist zu wachsam, zu mißtrauisch; er würde alles erraten und mich im Zorne vernichten."

Hohendorf drückte statt aller Antwort die Hand seines

Gefährten, der mit seiner hellen und reinen Knabenstimme ein fröhliches Liedchen singend davonschritt.

Dann vernahm Hohendorf, daß der Knabe geräuschvoll niederkniete und auf dem Boden etwas suchte. Der scharfe Ton eines Eisens, das mit dem Felsen in Berührung kam, wurde hörbar, der Gesang verstummte, und gleich darauf strömte Hohendorf ein so starkes Licht entgegen, daß er sich, trotzdem die durch die Schatten des Placers erzeugte Dämmerung schon eingetreten war, davon geblendet fühlte.

Eine ähnliche Tür, wie die, durch die er in das Bergwerk gelangte, war geöffnet worden, und durch diese drang, zugleich mit dem Schimmer des Tages, der dumpfe Schall, mit dem ein schwerer Hammer auf zermalmtes Gestein fiel.

Der Mexikaner kroch ins Freie, ohne indessen die Pforte wieder hinter sich zu schließen, wodurch Hohendorf eine Aussicht auf die vor der Tür befindliche Abflachung erhielt, auf der der Knabe jetzt wieder aufgerichtet dastand.

Das Geräusch des Hammers verstummte und eine heisere Stimme rief nach der Plattform hinauf: „Fernando, mein teures Kind, bist du da?"

„Ja, Sennor, ich bin es!" rief der Knabe zurück.

„Carajo! wo bleibst du so lange?! Fürchte für dein Leben, wenn die Fremdlinge dich bemerkt haben!" rief dieselbe Stimme aber jetzt mit dem Ausdruck grimmiger Wut.

„Fürchtet nichts, Sennor! Ich schaute ihnen nur von der Plattform aus nach, wie Ihr gewünscht. Sie begegneten dort anderen Fremden und sprachen mit denselben, und darum meine Zögerung!"

„Ich weiß es, sie zogen hier vorbei. Dort drüben aber lagern noch Soldaten; sie scheinen auf die Rückkehr der abgesendeten Kameraden zu harren. Es sind Amerikaner; mögen ihre Seelen brennen und mein Fluch ihnen ewig folgen!"

„Nicht alle, die hier vorbeizogen, waren Amerikaner, Sennor!"

„Es waren aber Menschen! Carajo! Menschen, die mich verraten und bestehlen wollen. Was sollten sie sonst hier suchen?!"

„Was besäßen wir wohl, das die Raublust eines Menschen reizen könnte?“ fragte der Knabe mit milder, beruhigender Stimme zurück. „Wir sind ja so arm, daß wir oft kaum unseren Hunger zu stillen vermögen!“

„Ja, mein gutes Kind, wir sind arm, sehr arm; aber ich arbeite für dich, ich arbeite gern für dich, mein liebes Kind. Du aber wirst mir treu bleiben und mich nicht verlassen. Auch heute habe ich gearbeitet, um unseren Hunger stillen zu können; ich habe schwer gearbeitet; ich bedarf der Erfrischung. Komm herunter, Fernando, nimm die Goldkörner, es ist alles, was ich heute fand, geh nach Tuerto und kaufe Brod und etwas Fleisch.“

„Es ist noch beides vorhanden, Sennor, wenn Ihr aber außer Fleisch und Brod noch irgend etwas zu haben wünscht, so will ich es ja gern herbeiholen.“

„Fernando, du bist ein gutes, liebes Kind, du bist mein Kleinod. Komm herunter; hier ist etwas Gold. Nimm es und hol' mir dafür etwas Wein; ich bin erschöpft, ich bin krank. Der Wein aber wird mich wiederherstellen. Auch du sollst Wein trinken. Komm, Fernando, verlasse nicht den, der Vater- und Mutterstelle bei dir vertrat!“

Fernando stand eine Weile sinnend am Rande der Abstufung und warf hin und wieder verzweiflungsvolle Blicke in den Minengang zurück. Aber er mochte wohl einsehen, daß alles fernere Sträuben vergeblich sein würde, denn er ergriff mit schneller Bewegung eine Strickleiter, die mit dem einen Ende an dem Felsen haftete, warf sie von der Plattform hinunter und begann dann auf derselben vorsichtig hinabzusteigen. Ehe indessen seine Schultern und sein Kopf verschwanden, fand er Gelegenheit, Hohendorf ein Zeichen zu geben, sich tiefer in das Bergwerk zurückzuziehen.

Stille war es dann ringsum, nur das dumpfe Dröhnen der Hammerschläge schallte jetzt wieder zu ihm herauf, sowie das Stöhnen, mit dem der Alte seine Arbeit begleitete.

Nach einigen Minuten erreichte aber auch dies Geräusch sein Ende, und Hohendorf gewahrte durch die sich verdichtende Dämmerung hindurch, daß eine gebückte Gestalt sich der Stelle

näherte, an der Fernando hinuntergestiegen war, dort einige Male den Namen des Knaben laut ausrief, und dann, als sie keine Antwort erhielt, die Strickleiter behutsam heraufzog.

Abermals vergingen einige Minuten. Da bemerkte Hohendorf plötzlich, daß die Stricke der vor ihm niederhängenden Leiter sich leise bewegten und straff gezogen wurden. Er erschrak und prallte zurück; kaum aber war er, rückwärts kriechend, durch die Türöffnung in den Minengang gelangt, so zeigten sich auch schon der Kopf und die Schultern des Unbekannten über der Plattform.

Derselbe schwang sich mit Leichtigkeit empor, zog die Leiter herauf und schritt so hastig auf die Tür zu, daß Hohendorf kaum Zeit gewann, sich bis in sichere Entfernung in den Gang zurückzuziehen.

Nachdem der geheimnisvolle Fremde dann einige Minuten gelauscht, ließ er sich auf die Knie nieder und kroch durch die Türöffnung, worauf er den Schlußstein mit dumpfem Geräusch hinter sich zufallen ließ.

Tiefe, undurchdringliche Finsternis herrschte jetzt in dem abgeschlossenen Raume.

Das Zusammenschlagen von Stahl und Stein, sowie ein leichtes Blitzen belehrte Hohendorf jedoch bald, daß der Alte Vorbereitungen treffe, sich mit Licht zu versehen, und es dauerte in der Tat nicht lange, bis er sich mit einer brennenden Zinnlampe in der Hand aufrichtete und sogleich mit eilfertigen Bewegungen in den Gang hineinschritt.

Hohendorf lag kaum zehn Schritte weit von der Tür, und hatte sich dicht an die Wand geschmiegt. Er mußte also darauf gefaßt sein, im nächsten Augenblick entdeckt zu werden, und legte, um sich wenigstens nicht wehrlos finden zu lassen, die rechte Hand auf den Kolben seiner Pistole.

Der Zufall wollte es aber anders. Der Alte trug nämlich die Lampe in der linken Hand, also auf der Seite, auf der Hohendorf sich verborgen hatte; der Schatten des ganzen Armes bedeckte daher auf eine weite Strecke die untere Hälfte der linken Felswand, während der flackernde Schein der Lampe den übrigen Teil des Gewölbes matt erhellte.

Außerdem waren auch seine Blicke mit einer unverkennbaren Gier nach vorn gerichtet, so daß er über die am Boden liegende Gestalt hinweggesehen haben würde, selbst auch dann, wenn sie vollständig beleuchtet gewesen wäre.

Hohendorf blieb also unentdeckt; dagegen erhielt er einen vollen, deutlichen Anblick des alten Minenarbeiters, der in der Entfernung von kaum einer Elle bei ihm vorüberschritt.

Die ganze Erscheinung hatte etwas Widerwärtiges, oder, bezeichnender ausgedrückt, etwas Tierisches, was um so krasser hervortrat, als nur Lumpen seine hageren Glieder sehr spärlich verhüllten.

Das Gesicht war klein und schien fast nur aus einer langen spitzen Adlernase und einem Paar tiefliegender glühender Augen zu bestehen, indem ein verwirrter weißer Bart den unteren, fast lippenlosen Teil versteckte, während der obere Teil, bis über die Augenbrauen hinweg, durch eine große abgegriffene Pelzmütze jedem Anblick entzogen wurde. Ein breiter Riemen, in dem Löcher für die Ohren geschnitten waren, hielt die Mütze unter dem Kinn fest, und Riemen wie Mütze sahen nicht so aus, als ob sie in den letzten Jahren jemals vom Kopf entfernt gewesen wären.

Hohendorf vermochte sich kaum eines Grauens zu erwehren, als der unheimliche Alte, der durch das flackernde Licht in seiner Hand so eigentümlich beleuchtet wurde, bei ihm vorüberschlüpfte. Er wartete so lange, bis der Schein des Lichtes ihn nicht mehr traf, erhob sich dann leise und folgte behutsam in bestimmter Entfernung dem Alten, der seine Neugierde in höchstem Grade weckte.

Der Alte hatte nun in seiner Eile nachgelassen und leuchtete bald an der linken, bald an der rechten Wand hinauf, als ob er auf deren rauh gemeißelten, stellenweise glitzernden Oberflächen irgend etwas suche. Mehrfach zog er auch einen spitzen Hammer aus dem Gürtel und schlug einen vorragenden Quarzsplitter los, prüfte ihn aufmerksam, warf ihn mit einem Ausdruck der Verachtung zur Seite, und setzte dann, als wenn er sich irgend eines wichtigen Umstandes erinnere, seinen Weg auf einige Schritte mit vergrößerter Eile fort.

Endlich schien er sein Ziel erreicht zu haben. Er stand still, stellte die Lampe in eine nischenartige Vertiefung in der rechten Mauer, wendete sich der gegenüberliegenden Wand zu, und begann seine dürren Hände mit einem unverkennbaren Ausdruck von Behaglichkeit in einander zu reiben. Dann setzte er die Spitze seines Hammers vorsichtig auf eine vorher sorgfältig geprüfte Vertiefung im Gestein, drehte ihn dann einige Male herum und benutzte ihn endlich als Hebel.

Die Wirkung dieses Verfahrens war fast augenblicklich, denn durch einen ähnlichen Mechanismus, wie bei den Türen, drehte sich auch hier ein eingefügter Stein auf senkrecht stehenden eisernen Angeln,wodurch eine Öffnung in der Mauer bloßgelegt wurde, die aber offenbar nicht dazu bestimmt war, Menschen als Durchgang zu dienen.

Der Alte nahm die Lampe, leuchtete in die Höhle, und nachdem er dann eine Weile mit verzückten Augen hineingestarrt, stieß er ein so lautes scheußliches Gelächter aus, daß es hundertfach in den gewundenen Gängen widerhallte, und Hohendorf ein Schauer durchrieselte.

Ein Stein knirschte jetzt unter dem Fuß des vor Entsetzen zurücktretenden Lauschers. Der Ton mußte das scharfe Ohr des Alten undeutlich erreicht haben, denn er verstummte plötzlich und schaute sich nach allen Richtungen um, wobei er die Hand so an den querstehenden Stein legte, daß er ihn durch eine leichte Bewegung in seine alte Lage zurückschnellen konnte.

„Fernando! Fernando! mein Kind, bist du da?“ rief er aus, indem er ein langes Messer unter seinen Lumpen hervorzog. „Fernando, mein Liebling, komm hierher, ich habe mit dir zu reden!“

Doch nur das eigentümlich singende Echo antwortete, und Grabesstille herrschte dann wieder ringsum.

„Es ist nichts!“ murmelte der Alte, der sich unterdessen wieder beruhigt hatte, mit halblauter Stimme vor sich hin. „Es ist nichts! O Fernando, armes Kind, wenn du mich belauscht hättest, dann müßtest du sterben. Es ist ja mein Gold, ich habe es gesucht und gespart; es ist mein Gold; mein Gold; alles mein Gold; viel Gold, und wird noch viel, viel mehr

Gold werden!“ Und indem er die letzten Worte mit immer mehr erhobener Stimme herauskreischte, streckte er beide Arme in die Höhle und zog mit äußerster Anstrengung einen schweren ledernen Sack hervor, den er dann vor sich auf den Boden gleiten ließ.

„Mein Gold, mein Gold! oh, wie reich bin ich!“ wiederholte er fort und fort mit flüsternder Stimme, nachdem er sich niedergesetzt und den Sack geöffnet hatte und beim vollen Schein der Lampe mit beiden Händen zwischen den mühsam angehäuften Bruchstückchen des edlen Metalles wühlte.

„Es wird mehr“, wiederholte er dann, die Lampe mit der einen Hand so emporhaltend, daß ihr Schein dem Golde blutrote Blitze entlockte. „Es wird mehr, aber noch lange nicht genug! Und Fernando soll alles haben, wenn ich sterbe! Nein, nein! ich sterbe nicht, noch lange nicht! Fernando würde heiraten und das schöne Geld durchbringen! Nein, er soll's nicht haben; ich will es mit mir begraben! Sterben? Sterben? Nein! ich will nicht sterben, ich kann nicht, ich darf nicht sterben!“

So jammerte und klagte der alte Geizhals, und wie um die Sterbegedanken zu verscheuchen, stellte er die Lampe auf die Erde und begann von neuem mit beiden Händen zwischen seinen Schätzen zu wühlen.

Hohendorf fühlte sich vom heftigsten Widerwillen ergriffen, als er den Menschen, den die Gier nach Gold halb wahnsinnig gemacht hatte, beobachtete und zugleich bedachte, daß der junge offenherzige Bursche, dem er seine Rettung verdankte und der so viele edle Regungen des Herzens an den Tag legte, dazu verdammt sei, sein Dasein im Elend hinzubringen, trotzdem sein unnatürlicher Verwandter genug Mittel besaß, ihn nicht nur in eine sorgenfreie Lage zu versetzen, sondern auch sich selbst und ihn mit einer gewissen Wohlhabenheit umgeben zu können.

Er bedachte dies, und schnell reifte der Entschluß, alles, was er entdeckt und erfahren, nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, sondern seinerzeit zum Besten seines jungen Freundes auszubeuten, und ihm wenigstens die Wege anzugeben, die er zur Erlangung, wenn auch nur eines Teiles des ihm zustehenden Vermögens einzuschlagen habe.

Doch jetzt hatte er also keine Zeit mehr zu verlieren; denn er mußte sich eine bedeutende Strecke vor dem Greise befinden, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ihn auf seine Spur zu bringen.

Wäre der Alte übrigens nicht so eifrig mit dem Verschließen seiner Schatzkammer beschäftigt gewesen, so würde ihm schwerlich das Geräusch entgangen sein, das Hohendorf dadurch erzeugte, daß er mehrfach gegen die Wände stieß, die sich jetzt, da ihm der leitende Lichtschimmer fehlte, gar nicht von dem finstern Gange auszeichneten. Nach mühevoller Wanderung gelangte er endlich tastend und halb kriechend bis an die Treppe, auf der hinunterzusteigen, da er die Zahl der Stufen kannte, ihm nicht schwer wurde.

Er hatte sich eben vor der letzten Stufe auf den Boden gestreckt, da erschien oben auf der Treppe die unheimliche Gestalt des widerwärtigen Greises. Dieser blieb einige Sekunden stehen, warf einen kurzen Blick in die Tiefe, bis wohin der Schein seiner Lampe nicht drang, und setzte dann mit schlürfendem Tritt seinen Weg nach dem Ausgang der Höhle zu fort.

Hohendorf, der ihn nicht mehr aus den Augen lassen wollte, folgte ihm jetzt wieder auf dem Fuße und suchte die Entfernung, die ihn von ihm trennte, zu verringern. Er war aber noch nicht bis in die Nähe der Türöffnung gelangt, da erlosch das Lämpchen, das Knarren des sich drehenden Felsblockes wurde vernehmlich, und gleich darauf fühlte er erfrischende Nachtluft um seine Schläfen wehen.

Der Alte war wieder auf die zweite Felsabstufung hinabgeklettert, wo er sich auf das in einem geschützten Winkel befindliche Lager verfügte.

Kaum vierzehn Fuß hoch über ihm, auf der andern Abstufung, lag Hohendorf. Seine Blicke hafteten auf den Sternen, die so friedlich auf ihren vorgeschriebenen Bahnen dahinwandelten und dabei mit so wehmütig freundlichem Ausdruck glitzerten und funkelten, als wenn sie ihm von seiner Heimat hätten erzählen wollen.

Eine Stunde verrann, ohne daß die nächtliche Stille, die

auf den schroffen Abhängen und in den tiefen Schluchten ruhte, unterbrochen worden wäre. Da erkannte Hohendorf endlich in weiter Ferne die silberhelle Stimme des Knaben, der laut singend seinen Weg durch den Paß verfolgte und augenscheinlich den Alten von seiner Rückkehr in Kenntnis setzen wollte. Die harmonischen Töne schwanden und schwollen wieder an, je nachdem der Schall durch dazwischentretende Felsvorsprünge gebrochen oder durch Talsenkungen geleitet wurde, und fast eine halbe Stunde verging, bis der Knabe an den Fuß der zweiten Abstufung gelangte, von wo aus er seinen Onkel aufforderte, ihm die Strickleiter hinunterzuwerfen.

„Kind, mein teuerer Fernando," krächzte der Geizhals, wie aus tiefem Schlaf erwachend, „warum störst du mich in meinem Schlummer? Ich träumte so glücklich und hatte unsere dürftige Lage ganz vergessen!"

„Ich bringe den Wein, Sennor," lautete die Antwort, „werft mir die Leiter herunter, damit Ihr Euch stärken könnt."

„Den Wein, mein teures Kind? Ach ja, ich vergaß", und so sprechend verließ er sein Lager und beeilte sich, die Strickleiter von der Plattform herunterrollen zu lassen.

Bald darnach hörte Hohendorf deutlich, daß er mit tiefen Zügen trank.

„Ja, Fernando, der Wein ist gut", fuhr er nach einer kurzen Pause fort; „er fließt wie Feuer durch meine Adern. Verberge aber den Rest, damit ich mich morgen und übermorgen ebenfalls stärke; gib mir auch ein Stück Brod und iß du selbst."

„Ich aß schon auf dem Wege zur Stadt. Hier ist Brot und Fleisch für Euch; trinkt aber noch mehr von dem Wein. Er kommt aus einem neuen Faß, er muß sogleich getrunken werden, wenn er nicht verderben soll. Der Weinhändler sagte wenigstens so. Zwölf Stunden genügen, ihn untrinkbar zu machen."

„Ist das wahr, mein teures Kind? Der Wein, für den ich so viel Gold zahlte, sollte verderben und dann fortgeworfen werden? Nein, nein, es darf nicht geschehen, er wird mir noch mehr Kräfte geben." Und wiederum vernahm Hohendorf das gepreßte Atmen des Trinkenden.

„Fernando, Fernando, es wird mir zu viel, trinke auch du etwas, aber nur wenig, es könnte dir schaden."

„Trinkt nur, Sennor, ich arbeite nicht so schwer wie Ihr, und brauche daher keine Stärkung. Trinkt, damit der Wein nicht verdirbt. Ihr werdet gut darnach ruhen; und wenn Euch der Schlaf überwältigt, dann will ich bei Euch wachen."

„Ja, mein Kind, trinke du lieber nicht, der Wein macht schläfrig, und du mußt wachen. Schließe deine Augen nicht, es könnte Unglück über uns hereinbrechen. — Den Wein aber will ich nicht verderben lassen und dann schlafen, schlafen —" und wiederum trank der Halbberauschte in tiefen Zügen.

„Jetzt ist's leer, Fernando", begann er nach einer Weile, das tönerne Gefäß zur Seite stellend. „Jetzt ist's leer, aber ich bin müde, sehr müde, der Berg bewegt sich; aber ich will schlafen, schlafen — Fernando — wache — die Räuber — mein Gold —"

Hier verstummte der Geizhals. Aller starken Getränke vollständig entwöhnt, war er schnell der Unmäßigkeit und der Wirkung des Weines erlegen. Aber selbst im Schlafe eines schweren Rausches quälte ihn die Sorge um seine verborgenen Schätze, und mehrfach noch glitten die in gurgelndem Ton hervorgebrachten Worte „Gold" und „Räuber" über seine Lippen, ehe seine langen röchelnden Atemzüge verrieten, daß er sich wirklich im bewußtlosen Zustande befand.

Hohendorf hatte so lange mit erwartungsvoller Besorgnis in seiner alten Stellung verharrt. Er bezweifelte nicht, daß Fernando zu einer List seine Zuflucht genommen, um seinen Onkel zu berauschen und ihn sodann aus seiner gezwungenen Lage zu befreien. Nachdem dann aber auf der unteren Felsplatte Ruhe eingetreten, sah er mit Ungeduld der Ankunft des Knaben entgegen, dem er nunmehr entschlossen war, genaue Mitteilungen über den Reichtum seines herzlosen und habgierigen Verwandten zu machen.

Längere Zeit verstrich indessen, ehe Fernando sich blicken ließ, und auch dann war sein Erscheinen so geräuschlos und geheimnisvoll, daß Hohendorf ihn nicht eher gewahr wurde, als bis er aufrecht vor ihm stand.

„Folgt mir jetzt,“ flüsterte er ihm zu, „folgt mir und vermeidet jedes Geräusch; sprecht kein Wort, der Klang einer fremden Stimme würde ihn sogar aus seinem Rausche wecken. Es geschah für Euch, daß ich falsches Spiel mit ihm trieb und ihn trunken machte. Aber kommt schnell; seid vorsichtig, denn sein unzeitiges Erwachen kostet mich das Leben.“

Mit diesen Worten warf er sich auf den Boden, begab sich auf die Leiter und wies Hohendorf an, ihm zu folgen.

Dieser hatte seine Büchse über die Schulter gehangen und glitt rückwärts über den Abhang.

Ohne Unfall gelangten sie auf die zweite Abstufung, und zwar ganz in die Nähe des Lagers, auf dem der alte Geizhals schnarchte. Hohendorf versuchte es, seine Umrisse in dem dunkeln Winkel, überhaupt die ganze Häuslichkeit zu unterscheiden; in demselben Augenblick aber legten sich des Knaben Lippen an sein Ohr, und er vernahm die Worte: „Schaut ihn nicht an, Euer Blick weckt ihn!“

Gleich darauf bemerkte er, daß er einen großen Wasserkrug auf der ebenen Felsplatte ausleerte, demnächst emporhob und sich dann an seine Seite stellend, ihn der zweiten Strickleiter zudrängte.

Diesmal gab er ihm aber zu verstehen, er möge sich zuerst hinabbegeben, eine Aufforderung, der Hohendorf ohne Bedenken nachkam.

Er hatte indessen noch nicht festen Fuß auf der untersten unregelmäßigen Felsabstufung gefaßt, und Fernandos Kopf ragte noch über der oberen Plattform empor, als plötzlich der alte Mann laut und angstvoll nach dem Knaben rief.

„Hier bin ich“, antwortete Fernando, schnell eine Sprosse höher steigend.

„Carajo!“ kreischte der Geizhals wütend, indem er versuchte aufzustehen, aber sogleich wieder zurücksank. „Carajo! Willst du mir entrinnen, mich bestehlen!?“

„Schlaft nur ungestört weiter,“ entgegnete der Knabe mit beruhigender Stimme, „ich will an den Fluß hinab, um Wasser zu schöpfen.

„Der Krug ist voll! Du willst mir entrinnen!“ eiferte der Wüterich.

„Ich stieß ihn unversehens um, als ich trinken wollte. Ich werde in wenigen Minuten zurück sein!“ So sprechend, glitt Fernando, trotz der Wutausbrüche des Alten, die grausig in die Nacht hinausschallten, an der Leiter hinunter, ergriff Hohendorfs Hand und eilte, denselben nach sich ziehend, auf unebenem Pfade um den nächsten Felsenvorsprung herum.

Dort nun stand er still. „Ich darf nicht weiter mit Euch gehen“, hob er an, sich zu Hohendorf wendend. „Folgt diesem Pfade, ohne rechts oder links von demselben abzuweichen. Nach Zurücklegung von drei Leguas gelangt Ihr an den Tuerto. Dort wendet Euch gegen Mitternacht und behaltet diese Richtung bei, bis Ihr den Rio Galisteo erreicht. Ihr könnt dann nicht mehr fehlen, indem das Wasser dieses Flusses sich in der Nähe von Santo Domingo mit dem Rio Grande vereinigt. Hier ist noch ein Stückchen Brot, und nun gehabt Euch wohl!“

„Halt! Nur einen Augenblick halt“, flüsterte Hohendorf, den das Benehmen des Knaben aufs tiefste rührte. „Ich kann dir deine aufopfernde Menschenliebe vielleicht entgelten. Ich habe dir wichtige Mitteilungen zu machen, Mitteilungen, die dein grausames Los zu mildern vermögen, nur einige Minuten verweile und höre mich an!“

„Ich kann nicht, ich darf nicht!“ entgegnete der Knabe, sich Hohendorfs Händen entwindend. „Ich beschwöre Euch, setzt mein Leben nicht aufs Spiel! Später, wenn Euer Weg Euch wieder hier vorbeiführt, mögt Ihr mir ein Zeichen geben, und ich will mich dann zu Euch gesellen. Wenn Euch also dereinst darum zu tun ist, mich wiederzufinden, dann folgt dem Bett des Tuerto so lange, bis Ihr die Stelle erreicht, von wo aus Ihr meinen Onkel arbeiten seht. Steckt dort eine Stange in den Boden, an deren Spitze ein Stückchen Zeug flattert, und Ihr könnt sicher sein, daß ich Euch finde. Aber horcht, mein Peiniger folgt mir; ich gehe hier zum Wasser hinab; eine kurze Strecke unterhalb lagern noch Soldaten; Euer Pfad führt weit an ihnen vorbei; flieht, eilt, verliert keine Zeit, und möge die heilige Jungfrau Euch beschützen!“

Im nächsten Augenblick war Hohendorf allein. Von der nahen Höhe erschallte die heisere Stimme des berauschten

Geizhalses, während aus der Richtung vom Tuerto her sich das Wiehern eines Pferdes vernehmen ließ.

„Wenn er ihm in seinem Wutanfall nur nichts zuleide tut! — Der brave Bursche — vielleicht gelingt es mir doch noch, ihm seine Menschenfreundlichkeit zu vergelten, denn der Deserteur Schmidt wird ja wohl allmählich vergessen werden."

So sprach Hohendorf zu sich selbst, als er rüstig auf dem kaum erkennbaren Pfade gegen Westen schritt.

Elftes Kapitel.

Die Sierra Madre.

Sobald die Kordilleren von Südamerika sich über die Landenge von Panama hingewunden und in ihrer nördlichen Verlängerung von dem mexikanischen Hochland getrennt haben, ändern sie plötzlich ihren Namen und durchziehen als „Rocky Mountains" den ganzen nordamerikanischen Kontinent, von Südosten nach Nordwesten.

Diese nun bilden die mächtige Scheidewand zwischen den dem Atlantischen Ozean einerseits und der Südsee andererseits zufließenden Gewässern. Sie ist aber keineswegs ein zusammenhängender maueráhnlicher Bergrücken, sondern besteht aus zahlreichen, mehr oder weniger parallel aneinander hinlaufenden Ketten, deren Gipfel, hier zackig und gekrönt mit ewigem Schnee, bis über die Wolken hinausragen, dort verhüllt in dunkle Zedern- und Tannenwaldungen, sich nur als ernste, abgerundete Hügelreihen auszeichnen, die sich dann aber auf einer schon sehr hochgelegenen Basis erheben. Ob aber nun Hügelreihe oder Felsenkette, eines der zahlreichen, chaotisch und doch mit einer gewissen Ordnung ineinanderlaufenden Joche bildet immer die große Wasserscheide. Viele sind schon von den forschenden Reisenden bestimmt und mit dem Zunamen: „Dividing ridge, teilende Höhe" belegt worden, während andere wieder den bezeichnenden Namen „Sierra Madre", höchst wahrscheinlich aus den Zeiten der spanischen Conquista, mit zu uns herübergebracht haben.

Am östlichen Abhange der Sierra Madre, dort, wo die nach den Städten der Zunnis und Moquis führende Straße gegen Westen über die Hügelreihe hinüber abbiegt, erstreckt sich ein Talgrund in einer Breite, die zwischen hundert und fünfhundert Schritten wechselt, weithin von Süden nach Norden; er erhält die sommerlich grüne, die herbstlich graue oder auch mit tiefem Schnee bedeckte Wiesenfläche, zu jeder Zeit des Jahres einen stets wohlkleidenden Schmuck durch die hohen Tannen, deren dunkelgrüne Kronen anmutig auf den schlanken, kräftig gewachsenen Stämmen ruhen, oder auch, im Widerstand gegen die heftig auftretenden Stürme, sich wie unwillig schütteln und in regelmäßigen Schwingungen knarrend hin und her wiegen.

Es war an einem trüben Nachmittag des Spätherbstes. Die Wolken eilten niedrig hängend und Schnee verkündend, flüchtig vor dem Nordwestwinde dahin.

Plötzlich begann es in einem niedrigen, mit Brombeerranken dicht durchwachsenen Eichengestrüpp, das kaum fünfzig Schritt von einer heimlich fließenden Quelle entfernt stand, zu rauschen, und gleich darauf wurde der Kopf eines geweihten Hirsches sichtbar, der mit auffallend steifer Bewegung in dem raschelnden Buschwerk hin und her drängte.

Endlich mußte er eine zusagende und bequeme Stellung gefunden haben, denn er wendete seinen Kopf der südlichen Verlängerung des Tales zu, und verharrte dann, ohne rechts oder links zu blicken, regungslos.

Eine Stunde verstrich, und alle Gegenstände begannen, infolge der Annäherung des Abends, eine dunklere Färbung anzunehmen.

Da zitterte aus der Ferne ein leiser Pfiff durch die unruhige Atmosphäre herüber. Der Kopf des Hirsches machte eine kurze, kaum bemerkbare Bewegung, und nahm dann wieder seine alte steife Haltung an.

Nach einigen Minuten ließ sich lautes Getrappel vernehmen, und gleich darauf trabte ein Rudel schwarzschwänziger Hirsche mitten auf die Lichtung. Ungefähr zweihundert Schritte von der Quelle stand es still; das Leittier prüfte mit seinen klugen

Augen die Umgebung, während zwei seiner Kameraden ihre starken Geweihe klappernd aneinander rieben, und ein Junges mutwillig grünes Moos zwischen dem gebleichten Grase suchte und ausrupfte.

Der nur halb sichtbare Hirschkopf hatte sich unterdessen mehrfach bemerklich zu machen gesucht. Das Vergebliche seiner Bemühungen endlich einsehend, stieß er zuletzt einen blökenden Ton aus. Kaum erreichte dieser das Rudel, so sprang der stärkste Geweihte nach vorn, richtete seine Blicke fest auf den vermeintlichen Rivalen, stampfte einigemal unwillig und herausfordernd mit den Vorderhufen, und schritt dann langsam und mit gespreizten Ohren auf den fremden Eindringling zu.

Das mißtrauische Leittier war mit dem Rudel noch stehen geblieben; ein abermaliges Blöken verscheuchte indessen die letzten Zweifel, und die ganze Gesellschaft setzte sich wie auf einen Schlag in Bewegung.

Etwa hundert Schritte mochte sie noch von dem Hirschkopf trennen, da wirbelte plötzlich aus einer Bodenvertiefung unter den nahen Tannen ein kleines Rauchwölkchen empor, ein scharfer Knall folgte nach, und gleichzeitig stürzte das stärkste Mitglied der Herde, von einer mörderischen Kugel zu Tode getroffen, zusammen.

Die erschreckten Tiere stutzten und wußten nicht, wohin sie sich im nächsten Augenblick wenden sollten. Als sie aber den Schützen gewahrten, der sich unterdessen erhoben hatte, und zugleich das erneuerte Blöken vernahmen, da eilten sie wie Hilfe suchend, in langen Sätzen auf den verborgenen Hirschkopf zu und an demselben vorbei.

Gerade aber, als sie sich dem vermeintlichen Kameraden gegenüber befanden, erklang aus dem Gestrüpp ein schwirrender Ton; ein junges Tier prallte seitwärts ab, beschrieb mit kurzen, unglaublich schnellen Sätzen einen Kreis, und sank dann, ebenfalls stöhnend, in geringer Entfernung von dem schon Verendeten auf den Rasen nieder, während die übrigen in wilder Flucht davonstoben und nach kurzer Zeit hinter dem Lavawall verschwanden.

Der Jäger, der die Büchse abgefeuert hatte, trat jetzt heran



„Mein Gold, mein Gold! Oh, wie reich bin ich!" wiederholte er fort und fort mit flüsternder Stimme. (S. 152.)

und stieß dem klagenden Tier, dem der Schaft eines langen Pfeiles aus der Seite ragte, mit gewandtem Griff ein kurzes Fangmesser in den Hinterkopf.

Er war noch mit dieser Arbeit beschäftigt, da drängte sich der geheimnisvolle Hirschkopf aus dem Gestrüpp und verriet sich als die männliche Gestalt eines im reich beknöpften und betroddelten ledernen Anzug prangenden indianischen Kriegers.

Er nahm die Kappe, die er, um das Wild täuschen zu können, aus der Kopfhaut eines Hirsches angefertigt hatte, von seinem lang- und dichtbehaarten Haupt, hing sie über den linken Arm, und schaute sich, mit der rechten Faust auf einen kurzen Bogen stützend, dem weißen Jäger aufmerksam zu.

„Ihr werdet die Spitze Eures Messers abbrechen, Sennor", begann er in ziemlich reinem Spanisch, als der Jäger, der die offenen, ehrlichen Züge Roberts zeigte, sich aufrichtete. „Ihr werdet ganz gewiß Euer Messer zwischen den festen Knochen zerbrechen. Ein Schnitt durch den Hals würde ganz dieselben Dienste tun; es ist schwer, in der Wildnis eine zerbrochene Klinge zu ersetzen."

„Ihr mögt recht haben, Freund José", erwiderte Robert Andree, indem er seine Büchse lud; „aber das Halsabschneiden ziemt dem Schlächter und nicht einem alten Jäger. Und was das Zerbrechen des Messers betrifft, da kann ich Euch versichern, daß von meiner Seite ein bedeutender Grad von Ungeschicklichkeit dazu gehörte, um dergleichen auszuführen. Ihr müßt wissen, Freund José," fuhr er selbstgefällig fort, die gepflasterte Kugel in den Lauf stoßend, „Ihr müßt wissen, daß man einen Elephanten auf diese Weise töten kann."

„Was ist das, ein Elephant?" fragte der Indianer, sein ernstes, aber noch jugendliches Gesicht mit neugierigem Ausdruck auf Robert richtend.

„Ein Elephant?" fragte Robert lachend zurück; „es ist wahr, ich vergaß, Ihr könnt nicht wissen, was für Tiere auf der andern Seite des großen Salzwassers leben. Ein Elephant ist so groß, wie zehn Büffel zusammengenommen."

Die beiden Jäger waren nach dem Fang des Hirsches im Begriff, sich nach der Quelle zu begeben, um dort ein

gemächliches Plätzchen zu ihrem Lager auszuwählen, als von der Höhe der westlichen Hügelkette, aus der Richtung, in der die alte Straße hinüberführte, das Klingen einer kleinen, hellen Glocke hörbar wurde und sie veranlaßte, wieder stillzustehen.

„Sie kommen früher, als ich dachte“, bemerkte Robert, zu seinem Gefährten gewendet. „Ich erwartete sie nicht vor Einbruch der Nacht, und es wird noch beinahe eine Stunde Tag bleiben. Sie müssen scharf geritten sein.“

„Nicht schärfer geritten, als gewöhnlich“, versetzte der Indianer. „Juan wird ihnen aber, ehe er sich aufmachte, um uns das Wild zuzutreiben, die nächsten Pfade gezeigt haben; er kennt sie genau, denn er wandert hier auf bekanntem Boden.“

Damit wurden die beiden Jäger eines Reiters ansichtig, der, dem erwarteten Train vorausreitend, am Rande der Lichtung erschien. Er hatte trotz des rauhen kalten Windes seinen Rock abgeworfen, so daß sein blaukariertes weites Hemd lustig um seinen mächtigen Oberkörper flatterte.

„Hallo! Robert!“ rief er, sobald er seinen Freund erreicht hatte, „wie steht es, gibt's Wasser und frisches Fleisch zum Abendbrot?“

„Öffne deine Augen, junger Mann, damit du die beiden Stücke Wild dort siehst. Du kannst dir dann überhaupt die große Mühe des Redens und Fragens ersparen.“

„Bei Gott! ein Paar schöne Hirsche!“ rief Sidney aus, sein Maultier durch eine heftige Schenkelbewegung auf die Jagdbeute zulenkend, ohne indessen die Hände aus den Taschen zu ziehen. „Bei Gott! sehr schön. Würden auf dem Markt von St. Louis wenigstens ihre fünfundzwanzig Dollars zusammen wert sein.“

„Sidney!“ erwiderte Robert, wobei er in lautes Lachen ausbrach, „Sidney, du lernst in deinem Leben nicht deine Yankee-Natur verleugnen. Ich glaube, wenn man dich aufknüpfte, würdest du nicht ruhig sterben können, hätte man dir nicht vorher gesagt, wieviel der Strick wert ist, der dich tragen soll!“

„Müßte ein verdammt guter und gewiß kein billiger Strick sein, wenn er mich tragen sollte“, versetzte Sidney, dessen

Lachlust durch Roberts Bemerkung nun ebenfalls geweckt worden war.

„Aber Sidney, noch eins!“ rief Robert jetzt mit einem leisen Vorwurf im Tone seiner Stimme; „wenn dein Vater, der ehrenwerte Meister, hörte, daß du wie ein Dragoner fluchst, dann würde er dich bearbeiten wie glühendes Eisen; du kennst ja seine Ausdrucksweise.“

Sidney blickte seinen Freund fest an; ein Zug tiefer Wehmut glitt über sein gebräuntes jugendliches Gesicht, und einen Seufzer ausstoßend, sagte er, wie zu sich selbst sprechend: „Die guten Alten! Wie es ihnen wohl ergehen mag!“

„Komm, komm, Sidney,“ tröstete Robert, „hoffentlich sind wir im nächsten Jahre wieder bei ihnen. Komm, laß uns eine passende Lagerstelle auswählen, damit die Tiere nicht nötig haben, hier bepackt umherzustehen.“

Mit diesen Worten schritt er der Quelle zu, wo es nicht schwer war, eine geeignete Stelle zu finden, denn dichter Rasen auf ebenem Boden faßte den kleinen Bach auf der Westseite ein, während gegenüber der schwarze Lavawall sich hinzog.

Der Indianer, der so lange schweigend der in englischer, ihm wenig oder gar nicht verständlichen Sprache geführten Unterhaltung der beiden Freunde gelauscht hatte, gehörte dem Stamme der freundlichen friedliebenden Zunnis an. Er stand noch in der vollen Blüte seiner Jugendkraft und zeigte eine jener schlanken elastischen Gestalten, die gleichsam geschaffen sind, Beschwerden und Entbehrungen mit Leichtigkeit zu ertragen.

Sein kleidsamer Anzug bestand aus enganliegenden ledernen Kniebeinkleidern, und ebensolchen Kamaschen und Mokassins. Das kurze faltige Jagdhemd, das ein breiter messingbeschlagener Gürtel über den Hüften zusammenhielt, war ebenfalls aus ziegelrot gefärbtem Antilopenleder gearbeitet und, wie der Köcher, an den Nähten mit Fransen von demselben Stoff besetzt worden. Außerdem zierten noch runde messingene Knöpfe die ganze Bekleidung, eine Sitte, die die städtebauenden Indianer, sowie auch die nomadisierenden Navahoes der spanisch-mexikanischen Bevölkerung entnommen haben.

Dieser Zunni hatte sich mit einigen Gefährten im Tale des „Kleinen“ Kolorado auf einem Jagdzuge befunden, als er mit dem von Kalifornien kommenden Robert zusammentraf und von diesem als Führer bis an den Rio Grande gedungen wurde. Die Reise von dort bis hierher hatten sie schnell und ohne Unterbrechung zurückgelegt, und der Zunni war Robert jetzt von doppelter Wichtigkeit, weil er befürchtete, daß der Haß und das Rachegefühl den schwarzen Juan, der sich nunmehr auf bekanntem Grund und Boden wußte, dazu verleiten könne, ihn, scheinbar unabsichtlich, mit seinen Todfeinden, den Navahoes, zusammenzuführen.

Das Läuten der Glocke war unterdes immer näher gekommen, und bald darauf trabte der schwarze Juan, gefolgt von einem halben Dutzend schwer beladener Maultiere und acht kalifornischen Packknechten, ins Lager. Erstere schnaubten, wie im Vorgefühl der sie erwartenden Ruhe, heftig, während letztere eines ihrer lustigsten Lieder im harmonischen Doppelchor sangen und beim Anblick der Quelle in lauten Jubel ausbrachen.

„Alles glücklich eingetroffen?“ fragte Robert, sobald er den Arriero vor sich sah.

„Alles glücklich eingetroffen, Sennor!“ lautete Juans Antwort, der zwar eben erst von seinem Jagdausflug zurückgekehrt war, sich aber doch schon von dem Zustand der Herde überzeugt hatte.

„Bueno!“ rief Robert fröhlich aus, „beeilt euch denn die Herde auf die Weide zu bringen, und dann laßt die beiden Hirsche herbeischaffen, an denen Ihr vorübergeritten sein müßt. Wir wollen eine lustige Abendmahlzeit halten.!“

„Gewiß habe ich die Hirsche bemerkt,“ erwiderte Juan, „sie sehen so appetitlich aus wie der fetteste Hammel auf Don Sanchez' Rancho. Munter, munter, Gevattersleute!“ fuhr er dann zu den Packknechten gewandt fort, „immer munter! Das Fleisch muß dampfen und der Brotteig geknetet sein, noch ehe der Uhu sein Versteck verläßt!“

Die Mexikaner beantworteten diese Aufmunterung mit ausgelassenen Witz- und Scherzworten, wobei sie mit rüstigen

Händen Gepäck und Sättel von den Rücken der Tiere nahmen und in einen regelmäßigen Halbkreis auftürmten, so daß derselbe den innerhalb Lagernden Schutz gegen den kalten Wind gewährte, zugleich aber auch gegen einen hinterlistigen Feind als Brustwehr benutzt werden konnte.

Nachdem sodann das letzte Pferd der Freiheit überlassen war, begab sich ein Teil der Leute auf den Weg, um das Wild herbeizuschleppen, andere trugen große Vorräte trockenen Holzes zusammen, und wieder andere ließen es sich angelegen sein, Mais- und Weizenmehl in zähen Teig zu verwandeln und diesen dann mittels einer leeren Flasche in dünne Kuchen, die sogenannten Tortillas, zu rollen.

Da drang plötzlich aus der Ferne ein gedehnter Pfiff ins Lager, den einer der Hüter der abwärts weidenden Herde offenbar als Warnungszeichen ausgestoßen hatte.

Die ganze Gesellschaft verstummte und lauschte einige Minuten. Als dann dasselbe Signal wiederholt wurde, erhoben sich Robert, der schwarze Juan und José, ergriffen ihre Waffen und begaben sich nach der Richtung, aus der die Warnung an sie ergangen war.

Sie gelangten bald auf die Lichtung und gewahrten sogleich auf der gegen Süden führenden Straße mehrere dunkle Gestalten, in denen sie berittene Personen zu erkennen glaubten, die sich ihnen mit raschen Bewegungen näherten. So weit sie zu unterscheiden vermochten, lag durchaus nichts Verdächtiges in der äußeren Erscheinung der späten Wanderer, weshalb sie beschlossen, dieselben ruhig zu erwarten.

Aber auch sie waren bemerkt worden, denn die Reisenden blieben mitten auf der Straße halten, worauf ein einzelner Reiter sich von der kleinen Truppe trennte und ihnen mit beschleunigter Eile entgegenkam.

„Ein beschlagenes Maultier, und doch kein Weißer", sagte José nach einer kleinen Weile, ohne seine Blicke von der dunkeln Gestalt zu wenden.

„Es ist ein Zunni!" fuhr er fort, indem er emporsprang und in demselben Augenblick den Namen „Pasqual" ausrief.

Der Reiter, der den Ruf vernommen hatte, antwortete

mit einigen indianischen Worten, worauf José ihm schnell entgegeneilte, während Robert und Juan auf ihrer alten Stelle verharrten.

Sobald die beiden Zunnis zusammengetroffen waren, hielten sie an, und es erfolgte eine kurze Beratung, deren Ergebnis ein befriedigendes sein mußte, denn Pasqual ritt zurück, um seine Gefährten herbeizuholen, wogegen José sich Robert wieder zugesellte, um ihn auf den eintreffenden Besuch vorzubereiten.

„Es ist ein Deutscher, ein Landsmann von Euch, in des Zunni-Häuptlings Gesellschaft," begann er seinen Bericht. „Ein unglücklicher Deutscher, der den Reihen der amerikanischen Soldaten entrann, und den er gegen Verrat zu schützen wünscht."

„Ein deutscher Landsmann?" fragte Robert mit freudiger Überraschung; „ein deutscher Landsmann? Er soll uns doppelt willkommen sein, gleichviel, ob er dem Kaiser von China oder Onkel Sam entlief. Aber kommt, laßt uns ihnen entgegengehen."

In diesem Augenblick eröffnete Pasqual mit einem freundlichen „Buenos tardes" die Begrüßungen, worauf von beiden Seiten, in schlichten Worten, das in der Wildnis übliche Vorstellen und Bekanntmachen begann.

Der Albino wurde dabei nur als einer kranken Person gedacht, die man nicht wünsche gestört zu sehen, und beachtete sie daher niemand weiter, um so mehr, da sie sich vollständig leidend verhielt und kein Laut über ihre Lippen kam.

Wie nicht anders zu erwarten war, so gesellte sich auch hier, nach den ersten Begrüßungen, gleich und gleich zusammen, und entspannen sich, während sich alle langsam dem Lager zu bewegten, die verschiedenartigsten Unterhaltungen, die auch in ebensovielen verschiedenen Mundarten geführt wurden.

Am lebhaftesten sprachen Robert und Hohendorf zueinander, und aus ihrem ganzen Benehmen ging deutlich hervor, wie wohl es ihnen tat, wieder die teuren Klänge der Muttersprache zu vernehmen, die so viele süße, aber wehmütige Erinnerungen an weit zurückliegende Zeiten wachrief.

„Haben Sie auch schon in jedem Winkel der Erde Deutsche

gefunden," rief Robert fröhlich aus, „so glaube ich doch nicht, daß die Sierra Madre, namentlich dies Winkelchen, jemals Zeuge eines solchen Zusammentreffens war. Aber wir wollen doch unsere Namen austauschen, es ist bequemer. Ich heiße Robert Andree, komme aus Kalifornien, wo ich bei einem reichen Ranchero das Amt eines Majordomo versehe. Und Ihr?"

„Andree? Andree, sagt Ihr?" fragte Hohendorf, der stehen geblieben war und sich in tiefem Nachdenken mit der Hand über die Stirn strich, „Andree? Aber es gibt viele Menschen dieses Namens. — Ich bin ein Deserteur, wie Ihr vielleicht schon wißt, und heiße Hohendorf."

„Hohendorf?!" rief Robert jetzt mit nicht geringerer Verwunderung aus; „kommt schnell, kommt ans Feuer, ich muß Eure Züge sehen! Doch, Ihr könnt nicht der Hohendorf sein, den ich meine. Und wenn Ihr es wäret, so würde ich Euch doch nicht wieder erkennen. Ich sah ihn nur einmal, es war im Jahre 1848; lange Jahre sind seitdem verflossen; wir würden uns nicht wieder erkennen; lange Jahre, die uns beide sehr verändert haben müßten. Aber kommt ins Lager; Ihr seid vielleicht ein Verwandter von ihm; wir müssen uns gegenseitig aussprechen. — Doch was ist Euch? Kommt, bei uns habt Ihr keinen Verrat zu befürchten."

Hohendorf dagegen rührte sich noch immer nicht von der Stelle. Seine Augen hatte er fest auf Robert gerichtet, und wenn die Dunkelheit es nicht verhindert hätte, dann würde dieser Tränen gesehen haben, Tränen der Wehmut und der Freude, die dem verfolgten Deserteur rasch aufeinander in den Schnurrbart rieselten.

„Robert Andree!" begann derselbe endlich mit bewegter Stimme; „wie geht es Eurer Mutter, Eurer Schwester und Eurem menschenfreundlichen Vater, der den flüchtigen Studenten einst in Mannheim rettete?"

Da umarmten die beiden Männer, die sich nur einmal, auf Augenblicke, in ihrem Leben gesehen, sich wie wiedergefundene Brüder. Nach kurzem, herzlichem Gefühlsaustausch führte Robert seinen Gast nach der Stelle, wo der sorgliche Juan schon einige Decken auf den Boden ausgebreitet hatte.

Einige Minuten später lagen vor jedem einzelnen der ganzen Gesellschaft ein mächtiges Stück geröstetes Wildfleisch und mehrere dampfende Tortillas. Die Unterhaltung verstummte schnell vor dem Eifer, mit dem alle der einladenden Speise zusprachen, und wenn Worte fielen, dann galten sie entweder dem Lobe der glücklichen Jäger, der Gewandtheit und Geschicklichkeit der Köche, oder auch der Sierra Madre, die so schönes Wild in ihren dunkeln Waldungen barg. Die Albino aber saß mit dem Rücken dem Feuer zugekehrt; sie sprach keine Silbe und verzehrte mechanisch, was Pasqual ihr darreichte.

Zwölftes Kapitel.

Das Lager.

Im Lager herrschte Ruhe. Die Zunnis und die Mexikaner lagen in ihre Decken gehüllt im Halbkreise um das Feuer und schliefen. Nur Robert und Hohendorf saßen noch auf und schilderten abwechselnd ihre Erlebnisse der letzten Jahre.

Robert war, den dringenden Fragen Hohendorfs nachgebend, zuerst mit seiner Lebensbeschreibung zu Ende gekommen. Er hatte erzählt, welchen Verfolgungen er und die Seinigen während des ersten Jahres ihres Aufenthaltes in Amerika ausgesetzt gewesen waren; er hatte die furchtbaren Gefahren geschildert, denen sie auf ihrer Wanderung nach Kalifornien begegnet, und denen sie allein durch die hingebende Treue des braven Trappers Lefèvre, sowie des Halbindianers Josef entgangen waren, und schloß damit, daß er die glückliche Wendung pries, die endlich nach langen harten Prüfungen in dem Geschick seines Vaters eingetreten und die letzteren in den Stand gesetzt, seine alten Tage in Ruhe und Frieden bei seinen Kindern und Kindeskindern verleben zu können.

„Wie innig freue ich mich,“ begann Hohendorf, nachdem Robert geendigt hatte, „daß es denen wohlgeht, denen ich einst meine Freiheit, vielleicht gar mein Leben verdankte, und die

doch so recht eigentlich damals ein Opfer ihrer Menschenfreundlichkeit wurden. Wollte Gott, daß ich von mir dasselbe sagen könnte! Mein Leben war aber, seit ich mein väterliches Haus verließ, nur eine Reihe von Täuschungen und Mißgeschicken. Ich habe zwar mehrfach an die Meinigen geschrieben, daß mich das Glück begünstige, doch geschah es nur, um meine Eltern über mein Los zu beruhigen. Sie glauben auch heute noch, meine Lage sei eine sorgenfreie, und ich möchte ihnen um keinen Preis diesen Glauben dadurch nehmen, daß ich sie um Unterstützung ersuchte. Bei ihrer großen Wohlhabenheit würden sie mir dieselbe leicht gewähren können, und es auch gewiß schleunigst und mit Freuden tun, doch wäre eine solche Bitte schon allein genügend, sie von meinem traurigen Schicksal in Kenntnis zu setzen und ihnen bittern, bittern Kummer zu verursachen. —

Der Grund, warum ich gezwungen war, zu flüchten, ist Ihnen nicht unbekannt. Ich hatte mich mit jugendlichem Leichtsinn an politischen Umtrieben beteiligt und jenen Agitatoren angeschlossen, die in ihrem blinden Wahnsinn glaubten, hundertjährige Institutionen durch ihre überspannten Ideen über den Haufen stürzen zu können. Phantast, wie ich war, und wie man auf Universitäten nur zu leicht wird, gehörte nicht viel Überredung dazu, mich in einen Barrikadenkämpfer umzuwandeln, und ich wurde das Opfer meines eigenen Leichtsinns und des Widerspruchsgeistes, den ich meinem wohlmeinenden Vater gegenüber zeigte.

Ich war mit einer bedeutenden Geldsumme versehen. Die Kosten der Reise aber, die Betrügereien, die vorzugsweise von deutschen Landsleuten in Neuyork an mir verübt wurden, und dann der lange Aufenthalt in Kosthäusern, während welcher Zeit ich vergeblich nach einer meinen Kenntnissen und Neigungen entsprechenden Beschäftigung haschte, ließen indessen sehr bald mein Kapital zusammenschmelzen, so daß ich endlich gezwungen war, um mein Leben zu fristen, zu den härtesten und ungewohntesten Arbeiten meine Zuflucht zu nehmen.

Doch, warum soll ich euch meine Leidensgeschichte mit zu

grellen Farben schildern? Es genügt euch zu wissen, daß ich ein ganzes Jahr in solchen Verhältnissen ausharrte, ohne mit dem Geschick zu hadern.

Ich würde auch noch länger ausgehalten haben, wenn ein betrunkener Irländer, auf meine Weigerung hin, ‚mit ihm Branntwein zu trinken‘, mich nicht derart angegriffen hätte. Ich hielt einen hölzernen Hebel in den Händen, mit welcher Art von Werkzeug ich Steine zu heben hatte, als ich von dem Betrunkenen hinterrücks angegriffen wurde und einen Stoß erhielt, der mir fast die Besinnung raubte. Ich kehrte mich indessen schnell auf derselben Stelle um, und ehe ich mir eigentlich bewußt wurde, was ich tat, hatte ich den brutalen Burschen mit dem in meinen Händen befindlichen Stück Holz zu Boden geschlagen.

Unglücklicherweise waren nur Engländer und Irländer Zeugen des ganzen Vorfalls gewesen. Dieselben traten zusammen, beschworen, daß ich den Streit absichtlich gesucht und begonnen habe, und der Arbeitgeber, ein gegen alle Ausländer schrecklich eingenommener Amerikaner, drohte mir infolgedessen mit mehrtägiger Einkerkerung.

‚Ich werde die Klage hinzuziehen trachten, bis Ihr Euch entfernt habt, und Euern rückständigen Lohn zur Bestechung der Polizei verwenden,‘ sagte mir der Schurke, der wohl zu wissen schien, daß die Aussicht auf Beraubung meiner körperlichen Freiheit mich bis ans Ende der Welt treiben würde.

Ich habe mir später die ganze Sache genauer überlegt und bin zu der Überzeugung gelangt, daß der Amerikaner meine Unerfahrenheit in dergleichen Angelegenheiten nur ausbeutete, um den mir gebührenden Arbeitslohn selbst in die Tasche zu stecken.

Ich wendete mich nach Süden. In Neu-Orleans hatte es einmal den Anschein, als ob meine Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden sollten. Ich trat nämlich als Kopist in das Bureau eines Advokaten, dessen Zuneigung ich mir durch getreue Pflichterfüllung in so hohem Grade erwarb, daß er meinen Gehalt aus freien Stücken bedeutend erhöhte, was bei einem Amerikaner gewiß sehr viel sagen will.

Zu meinem Unglück machte ich aber zu derselben Zeit die Bekanntschaft eines jungen, sehr gebildeten Mulatten, eines Menschen, dessen Herz und Kopf ihn wohl dazu befähigt hätten, eine hervorragende Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einzunehmen.

Während wir uns lange Zeit nur besucht hatten, begegnete ich ihm einst in einer der belebtesten Straßen. Wie sich von selbst versteht, ging ich auf ihn zu, begrüßte ihn herzlich und schob meinen Arm durch den seinigen, um in seiner Gesellschaft den Spaziergang fortzusetzen.

Bei meiner freundschaftlichen Berührung wurde er verlegen und suchte seinen Arm meinem Griff zu entwinden; ich aber hielt fest und zog ihn scherzend mit mir fort, ohne dabei im geringsten auf unsere Umgebung zu achten.

Hätte ich während meines zweijährigen Aufenthaltes in Amerika weniger abgeschlossen gelebt und mich mehr um das gekümmert, was um mich her vorging, so würde mir ganz gewiß nicht fremd geblieben sein, daß in den Augen der Amerikaner alle Menschen, die von der Natur eine dunkelfarbige Haut erhielten, in gleichem Range mit nützlichem Vieh stehen, solange sie noch Sklaven sind, sobald sie aber durch Kauf oder Schenkung frei werden, noch tiefer unter das Vieh hinabsinken.

Jetzt sollte ich es inne werden, als uns ein feingekleideter Herr begegnete, der uns schon von weitem mit höhnischen Blicken maß und dann, näherkommend, schrie:

‚Du Auswurf einer schwarzen Bestie, glaubst du dadurch, daß du dich losgekauft hast, das Recht zu gewinnen, mit einem weißen Menschen, und wenn er zehnmal ein verdammter Deutscher ist, Arm in Arm auf der Straße zu gehen? Und du, hergelaufener Bösewicht einer faulen Nation, hast du die Absicht, die heiligsten Gesetze unseres Landes zu beschimpfen und umzustoßen?!‘

Gleichzeitig hob er seinen Stock, und im nächsten Augenblick fiel das Rohr schwer auf des Mulatten Schulter.

Der Schlag schien meinen Freund, der so lange wie erstarrt gestanden, belebt zu haben. Einen Blick der Verzweiflung

warf er auf die Volksmenge, die sich im Nu angesammelt hatte und ihm den Weg zur Flucht versperrte, worauf er mir zuflüsterte: ‚Rettet Euch!‘ und sich dann zwischen die zunächst Stehenden drängte.

Ich wollte versuchen, dem Amerikaner den Stock zu entreißen, doch starke Arme rissen mich zurück und deutsche Worte drangen an mein Ohr: ‚Unsinniger! Wollt Ihr Euch ins Elend bringen?‘ Und nach einigem heftigen Drängen und Stoßen befand ich mich dicht an der nächsten Häuserreihe, wo ich der allgemeinen Aufmerksamkeit entging.

Mein Freund war mit wunden Gliedern und zerrissenen Kleidern davongekommen, wie ich später vernahm, denn ich selbst habe ihn nie wiedergesehen, während einige mitleidige Franzosen und Deutsche mich auf Umwegen nach meiner Wohnung begleiteten.

Diese Begegnung sollte aber für mich noch eine sehr traurige Folge haben. Mein Prinzipal hatte von dem Vorgang erfahren. Als ich am nächsten Morgen das Kontor betrat, redete er mich sofort daraufhin an:

‚Jemand, der mit einem Neger Brüderschaft trinkt, und Arm in Arm mit ihm durch die Straßen wandert, darf nicht ein und dieselbe Luft mit mir atmen! Hier ist Euer Geld, und dort ist die Tür! Aber einen Rat will ich Euch noch mit auf den Weg geben: Macht, daß Ihr so schnell wie möglich aus Neu-Orleans kommt, denn wenn die Sache erst ruchbarer wird, könnte man doch auf den Gedanken kommen, Euch ein Federkleid anzuziehen.‘

Mit diesen Worten warf er mir die Tür vor der Nase zu, und es stand mir frei, mich hinzuwenden, wohin ich nur wollte.

Ich wählte Texas zu meinem nächsten Ziel und befand mich vierzehn Tage später in Galveston, einem der Hauptstapelplätze dieses Staates, und bald darauf an den Grenzen der Wildnis, wo ich mich bei einsamen Ackerbauern als Knecht verdingte.

Fast zwei Jahre hindurch blieb ich dort. Der gänzliche Mangel an geistiger Nahrung aber hatte mir diesen Zeitraum zu einer Ewigkeit gemacht und ich geriet in eine dumpfe Ver-

zweiflung, die mich endlich in die Reihen der berittenen Büchsen-schützen trieb.

Was ich eigentlich dachte, als ich mich anwerben ließ, ist mir bis heute noch nicht recht klar geworden; ich glaube, ich betrachtete diesen Entschluß als ein Mittel, um nach Kalifornien zu gelangen. Was ich aber nicht bedachte, war der Umstand, mich auf vier Jahre verpflichten zu müssen, und ferner, daß ein Zeitraum von vier Jahren ein großer Teil des Lebens ist.

Abermals gingen zwei Jahre dahin, zwei Jahre der tiefsten, der bittersten Demütigungen. Die Gesellschaft meiner Kameraden wäre noch zu ertragen gewesen, denn man muß immer berücksichtigen, daß eine aus aller Herren Länder zusammengewürfelte Truppe keine große Gesittung in sich bergen kann. Zur Desertion aber veranlaßten mich die Feindseligkeiten eines ganz jungen Offiziers, dessen Haß ich mir dadurch zugezogen, daß ich einst meine Ansichten über die Sklaverei kund werden ließ, die natürlich nicht mit den Ideen eines jungen Sklavenbesitzers übereinstimmten.

Seine ausgesuchten Beleidigungen arteten zuletzt in Tätlichkeiten aus und ich flüchtete. Den Verfolgungen entging ich in der ersten Zeit wie durch ein Wunder, und später mit Hilfe des wackern Zunnis. Und so bin ich denn hier, ohne Gewissensbisse über eine Tat zu empfinden, zu der ich mich, nach meinen Begriffen von Ehre, für berechtigt hielt."

Robert hatte dem Deserteur, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen, zugehört. Die Schilderung der Leiden, die jemand ertragen, der einst eine gastfreundliche Aufnahme im Hause seiner Eltern fand, ergriff ihn tief, und er sann nach, auf welche Weise er ihm seinen Beistand am wirksamsten angedeihen lassen und ihm zu einer besseren Lage verhelfen könne.

„Ich würde Euch raten, mir zu folgen," begann er endlich, „und als Mitglied meiner Gesellschaft mich an den Rio Grande zu begleiten, wenn nicht zu befürchten stände, daß Ihr erkannt und wieder zu Eurem Regiment geschickt werden könntet. Wenn Ihr so lange ein Unterkommen in der Stadt Zunni findet, als ich durch meine Geschäfte in Santa Fé zurückgehalten

werde, dann könnt Ihr beim Beginn des Frühlings zu mir stoßen und mit nach Kalifornien ziehen.

Leider muß ich der Herden wegen, die ich anzukaufen beauftragt bin, die Gila-Straße zu meiner Heimreise wählen, bin also nicht imstande, Euch in Zunni abzuholen. Ich bezweifle aber nicht, daß einige Zunnijäger sich bereitwillig finden lassen, ihren Jagdzug bis an den Gila hinunter auszudehnen. In ihrer Gesellschaft würdet Ihr dann bequem die Dörfer der Pimo-Indianer erreichen, eines friedfertigen Stammes, der den Weißen bei jeder Gelegenheit freundlich entgegenkommen soll. Mein Weg führt an jenen Dörfern vorbei, und zwar im Monat Mai, also zu einer Zeit, bis zu welcher Ihr daselbst eingetroffen sein könnt."

Robert wollte noch weiter sprechen, doch gewahrte er in demselben Augenblick, daß der schwarze Juan, der so lange in tiefem Schlaf gelegen hatte, den Kopf erhob, eine kleine Weile aufmerksam in die Ferne lauschte, und demnächst das Ohr wieder fest auf den Erdboden drückte.

Ein zweiter Blick belehrte ihn, daß José eine ähnliche Bewegung machte und dann Juan einige Worte zuflüsterte.

Juan lauschte abermals, und sich dann aufrichtend, wendete er sich zu Robert, wies mit der Hand nach Süden und sagte mit halblauter Stimme: „Man kommt; ich unterscheide ganz deutlich den Hufschlag von beschlagenen Pferden."

Kaum hatte er ausgesprochen, da schallte vom Abhange des nahen Berges der bekannte Warnungspfiff herüber, und bald darauf wurde der Hufschlag von trabenden Pferden deutlicher.

Die Männer ergriffen ihre Waffen, begaben sich aus dem Schein des Feuers und hielten sich für alle Fälle zur Verteidigung bereit, während Juan und José im Schatten der Bäume verschwanden und sich in der Richtung, in der die Reiter sich nähern mußten, in Hinterhalt legten.

Diese nun waren augenscheinlich ebenfalls Leute, die gewohnt waren, in der Wildnis zu reisen, denn sie blieben, anstatt gerade auf das Feuer zuzureiten, in der Entfernung von ungefähr hundert Schritt halten, und prüften von dort aus mit mißtrauischen Blicken die erhellte Lagerstelle.

Sie berieten eine kurze Zeit in flüsterndem Tone miteinander, worauf einer laut ausrief: „Wer lagert da?!"

Hatte das Klappern schwerer Säbel schon längst die Waffen der regulären Kavallerie verraten, so erwies die in reinem Englisch ausgedrückte Frage, daß sich dieselben nicht im Besitz von indianischen Räubern, sondern von amerikanischen Soldaten befanden. Robert beeilte sich daher zu antworten, sie möchten sich nähern, um beim Schein des Feuers das Woher und Wohin mit ihm auszutauschen.

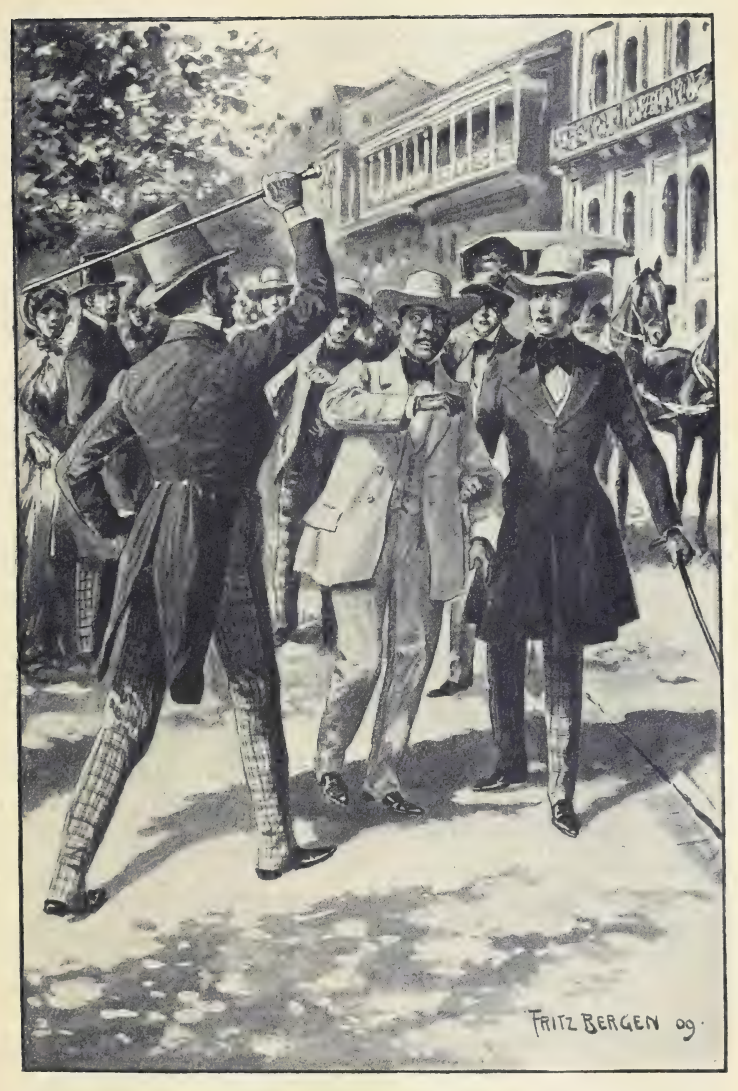
Die Reiter, drei an der Zahl, spornten ihre ermüdeten Tiere und gaben sich, bis dicht vor die Flammen reitend, als Büchsenschützen zu erkennen.

Fast zugleich mit ihnen war auch die dort lagernde Gesellschaft wieder auf ihre alten Plätze vor dem Feuer zurückgekehrt, und da die Fremden hier keinen Grund sahen, auf ihrer Hut zu sein, so berichteten sie freimütig, daß sie zu einem Kommando von einem Offizier und zwölf Mann gehörten, welches den Befehl habe, einen Arzt und dessen Familie nach Fort Defiance zu eskortieren.

Sie waren schon am frühen Morgen vom Rio San José aufgebrochen, um noch vor Einbruch der Nacht die bekannte Quelle am Fuß der Sierra Madre zu erreichen, waren den ganzen Tag ohne Unterbrechung marschiert, und hatten sich, weil sie bis tief in die Nacht hinein noch immer kein Merkmal von der Nähe eines Wassers entdeckten, zuletzt für verirrt und auf falscher Fährte geglaubt.

Eben im Begriff, da, wo sie sich gerade befanden, ein notdürftiges Lager aufzuschlagen und den Anbruch des Tages zu erwarten, waren sie des Feuers ansichtig geworden. Der Kommandeur der Eskorte hatte darauf sogleich drei von seinen Leuten abgeschickt, einesteils, um über den Charakter der dort Lagernden Gewißheit zu erhalten, dann aber auch, um zu erfahren, ob dort Wasser vorhanden sei, das vorzugsweise den Damen, dann aber auch den erschöpften Leuten und Tieren so unendlich notwendig war.

„Reitet nur zurück zu Eurer Gesellschaft", begann Robert, nachdem der Korporal, der das Wort führte, seinen Bericht



Im nächsten Augenblick fiel das Rohr schwer auf des Mulatten Schulter.
(S. 172.)

geendigt. „Reitet zurück und führt alle hierher. Ihr seht, es ist Platz und Wasser für ein ganzes Regiment vorhanden."

Die Reiter dankten, ließen ihre Tiere einen kurzen Trunk nehmen, worauf sie sich in die Straße begaben und davongaloppierten.

„Immer mehr Besuch," fuhr Robert fröhlich fort; „aber es schadet nicht, wir werden auf diese Weise Neuigkeiten aus der zivilisierten Welt erfahren!"

Seine Blicke trafen bei diesen Worten auf Hohendorf, der sich ebenfalls dem Feuer wieder genähert hatte und dem erstaunten Robert das Bild stummer Verzweiflung zeigte.

„Es waren meine Kameraden", sagte er, ohne Roberts Frage abzuwarten. „Es waren meine Kameraden, und meines Bleibens ist nicht mehr hier."

„Wir wollen aufbrechen," versetzte Pasqual, der den Zusammenhang schon längst erraten hatte. „Wir können von hier fort sein, noch ehe sie eintreffen."

„Nein, nein, Pasqual, Ihr seid meine Gäste", fiel Robert jetzt dem Zunni in die Rede; „Ihr seid meine Gäste und wir dürfen uns nicht trennen, ohne vorher verabredet zu haben, wo und wann wir uns wiedersehen. Ich bin der Treue meiner Leute gewiß; sie werden keinen Verrat üben, und unserem neuen Freunde hier ist es wohl kaum von Wichtigkeit, ob er den Rest der Nacht auf dieser oder der andern Seite des Lavawalls zubringt. Mit Tagesanbruch begebt Ihr Euch dann auf die andere Seite des Passes, wo Pasqual, den ich noch eine Strecke begleiten werde, zu Euch stößt. Der Arzt mit seiner Familie wird nach dem harten Tagesmarsch ganz bestimmt morgen hier rasten, und Ihr unterdessen einen Vorsprung gewinnen, groß genug, um fortan mit Sicherheit zu reisen."

Da Robert sich der spanischen Sprache bediente, so bedurfte es weiter keiner Unterweisungen und Ermahnungen zur Vorsicht. Er war von allen verstanden worden, und es mangelte infolgedessen nicht an Worten und Zeichen des Einverständnisses. Selbst Sidney, der eingefleischte Amerikaner, äußerte seine Zufriedenheit darüber, daß man alles aufbiete, um den unglücklichen Deutschen entkommen zu lassen.

„Wenn es nicht gerade Regimentskameraden von Euch wären,“ fuhr Robert fort, „so würde ich Euch geraten haben, hier ruhig vor dem Feuer liegen zu bleiben. Desertionen sind in der Vereinigte-Staaten-Armee etwas so Gewöhnliches, daß man jetzt wohl kaum noch an Euch denkt. Aber Ihr möchtet erkannt werden, und dergleichen wollen wir zu verhüten suchen.“

Hohendorf drückte dem Majordomo schweigend die Hand, nahm darauf seine Decke, kletterte über den Lavawall hinüber, während man im Lager der Ankunft der Fremden nicht ohne Spannung entgegensah.

Mitternacht war schon vorbei, als die Karawane sich endlich näherte und ein junger Leutnant der berittenen Jäger bis dicht an das Feuer heransprengte.

„Wer ist der Anführer dieser Reisegesellschaft?“ fragte er mit herablassend höflichem Benehmen.

„Ich bin es, junger Mann!“ antwortete Robert, den das hochmütige Benehmen verdroß, von seiner Stelle aus.

„So, so, ein Deutscher?“ bemerkte der Offizier mit einem Anflug von Verachtung im Ton seiner Stimme, „ich hoffe, es wird noch hinreichend Platz für meine Gesellschaft hier an der Quelle sein.“

„Seht Ihr den jungen Mann dort mit den dunkeln Zügen?“ fragte Robert, sich nachlässig auf die andere Seite werfend, „das ist mein Majordomo, der wird Euch über alles, was Ihr zu wissen wünscht, Auskunft erteilen können.“

Der Offizier biß sich auf die Lippen, eine heftige Antwort schwebte ihm auf der Zunge, doch rollte in diesem Augenblick eine halb verdeckte Caratella herbei, eine jener leichten und doch geräumigen Art von Kaleschen, wie sie vorzugsweise zur Beförderung von Postreisenden durch die Steppen und Wüsten benutzt werden. Ein ältlicher Herr, ebenfalls in der Vereinigte-Staaten-Uniform, ritt neben derselben, und aus der sorgsamen Art, in der er dem die Pferde lenkenden Soldaten Vorsicht empfahl, ließ sich leicht erraten, daß er der Arzt war, dessen Familie die Sitze in dem Wagen einnahm.

Kaum gewahrte er Robert, so stieg er ab, näherte sich demselben mit freundlichem Gruß, und bat, indem er ihm die Hand

reichte, um die Erlaubnis, seine Damen so lange ans Feuer bringen zu dürfen, bis ihr eigenes Lager hergestellt und die Zelte aufgeschlagen sein würden. „Es ist eine kalte Nacht, und der Marsch war fast zu anstrengend für Frauen!“ schloß er, Robert die Hand noch einmal herzlich schüttelnd.

„Gewiß, mit Freuden!“ entgegnete dieser, der schon bei den ersten Worten des Doktors aufgesprungen war, „und zwar sollen sie die besten Plätze auf dieser Seite des Feuers erhalten, Plätze, wo nicht so viel Rauch wie der einer brennenden Zigarre ihre schönen Augen belästigen soll. Hallo! Juan, José, und auch ihr, Compadres!“ fuhr er, zu seinen Leuten gewendet, fort, als er bemerkte, daß der Doktor Anstalten traf, den Seinigen aus dem Wagen zu helfen; „schnell einige Decken zusammengerollt und Sättel als Lehnen dahinter aufgestapelt! Immer lustig und flink! Wir erhalten Besuch, und zwar Besuch, dem wir etwas mehr Rücksichten schuldig sind, als wir in den letzten Monaten zu nehmen nötig hatten.“

Die Mexikaner, mit ihrer angeborenen Zuvorkommenheit gegen das schöne Geschlecht, waren wie elektrisiert; hierhin und dorthin sprangen sie, und als der Doktor sich, an jedem Arm eine verschleierte Dame führend, näherte, da befanden sich vor dem Feuer nur noch drei einzelne bequeme Sitze, während etwas weiter abwärts ein neues Feuer aufloderte, um welches Pasqual, Sidney und die übrigen Kalifornier ihre Decken ausbreiteten.

„Macht's Euch bequem hier,“ sagte Robert mit höflicher Freimütigkeit zu den Herantretenden, auf die Sitze zeigend, „und fürchtet nicht, von unserer Seite gestört zu werden. Wir leben freilich schon seit langer Zeit in der Wildnis, es müßte aber schlimm mit uns stehen, hätte der Aufenthalt in der Wüste uns die Hochachtung vergessen lassen, die jeder Mann den Damen schuldet und so herzlich gern zollt. Und nun gute Nacht! Ich hoffe, es soll nicht lange dauern, bis Eure Zelte aufgeschlagen sind und Ihr diese unbequemen Sitze mit einem behaglichen Lager vertauscht.“

Der Doktor bot Robert mit Herzlichkeit die Hand und war eben im Begriff, Worte des Dankes an ihn zu richten, als die

eine der beiden Damen, die sich anscheinend sehr erschöpft niedergelassen hatte, den Schleier zurückschlug und Robert ein ältliches, aber noch immer schönes, überaus wohlwollendes Antlitz zeigte.

„Ihr müßt noch ermüdeter sein als wir, Fremdling," hob sie mit einer Stimme an, die vollkommen mit dem gütigen, aber etwas leidenden Ausdruck ihrer Züge harmonierte; „Ihr müßt in der Tat sehr ermüdet sein, daß Ihr Euch zurückziehen wollt, ohne vorher ein Wort mit denjenigen gewechselt zu haben, die Euch aus Eurer Ruhe störten und von Eurer behaglichen Stelle verdrängten."

„Es ist wahr," bekräftigte der Doktor, „dafür, daß wir Eure Gäste sind, habt Ihr viel zu große Eile, von uns fortzukommen. Seht unsere schwarze Dienerin, sie hat die Quelle schon ausgekundschaftet, und ich wette, es vergehen keine zehn Minuten, bis uns ein siedender Tee entgegenduftet. Wenn Ihr also an unserer Gesellschaft Gefallen findet, so lade ich Euch ein, an unserem Mahl teilzunehmen. Fürchtet Euch nicht vor dem nüchternen Tee", fuhr er scherzend fort, als er bemerkte, daß Robert Miene machte, sich zu entschuldigen. „Ich führe vom reinsten Brandy bei mir, einen Brandy, der, wie ich Euch versichern kann, wohl imstande ist, den dünnsten Damentee auch für Männer und Wüstenreisende trinkbar zu machen."

„Mit Freuden nehme ich Eure Einladung an", versetzte Robert, seine Decke den Gästen gegenüber auf den Boden werfend. „Mit Freuden, seit ich weiß, daß meine Gegenwart nicht störend für die Damen ist."

„Im Gegenteil, sie ist uns willkommen," entgegnete die freundliche Dame, „denn glaubt mir, uns Frauen erscheint die Wildnis weniger schrecklich, wenn wir dieselbe hin und wieder auf zusagende Art belebt finden. Wir müssen uns aber auch mit denen, welchen wir auf einer so einsamen Wanderung begegnen, in Verkehr setzen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß es nicht immer scheue und oftmals raubgierige Eingeborene sind, die Leben in diese ungastlichen Regionen bringen."

„Die Wanderung durch die Wildnis wird dem Menschen zuletzt zur Gewohnheit“, erwiderte Robert, den die Worte der Dame immer mehr anregten. „Ja sogar zu einer lieben Gewohnheit, die man, je länger man ihr nachhängt, um so schwerer wieder aufgibt. Wer nun ein aufrichtiger Verehrer und Bewunderer einer schöpferischen Natur und der sie belebenden Wesen ist, der braucht nur um sich zu schauen, um Tausende von Gegenständen zu entdecken, die seine Aufmerksamkeit fesseln und ihn zu frommen Betrachtungen hinreißen.“

Die jüngere Dame, die so lange schweigend neben der Gattin des Doktors gesessen, hatte bei Roberts letzten Worten den Schleier zurückgeworfen, und lauschte augenscheinlich mit Teilnahme seiner Rede, ohne dabei zu ahnen, daß sie in dieser Stellung ein Bild bot, so lieblich und so anmutig, daß die knarrenden Bäume ihre Zweige schützend hätten über sie hinneigen, und der Wind weniger heftig hätte blasen mögen, um Rauch und Asche von ihr fernzuhalten.

Die Bewegungen des jungen Mädchens hatte natürlich Roberts Aufmerksamkeit auf dasselbe hingelenkt, und er war im ersten Augenblick so sehr von der anmutigen Erscheinung überrascht, daß ihm fast die Worte zu mangeln begannen. Er vermochte seine Blicke nicht von den großen Augen abzuwenden, die mit einem so unverkennbaren Ausdruck kindlicher Neugier und jungfräulicher Bescheidenheit auf ihn gerichtet waren.

„Wenn Ihr fortfahrt, die Wildnisse, mit denen Ihr so vertraut geworden zu sein scheint, in dieser Weise zu beschreiben und mit so schönen, ich darf wohl sagen edlen Farben zu schmücken,“ nahm der Doktor jetzt das Wort, „dann muß ich befürchten, Ihr erweckt eine solche Reiselust bei meiner Frau und meiner Tochter, daß ich später genötigt sein werde, ihnen zuliebe mein ganzes Leben in den Prärien und den Rocky Mountains zu verbringen.“

„Auf die Gefahr hin erzählt nur immer weiter, Fremdling“, versetzte des Doktors Gattin. „Ich denke, wenn die drei oder vier Jahre verflossen sind, die mein Gatte auf den Grenzstationen

zuzubringen kommandiert ist, dann wird meine Tochter sowohl als ich für's erste genug von der Wildnis haben."

Die Negerin, die, so lange vor dem Feuer auf den Knien liegend, emsig mit den blechernen Gefäßen geklappert hatte, erklärte jetzt, daß der Tee bereit sei, und des Doktors Diener berichtete fast gleichzeitig, daß er in den Zelten alles zur Aufnahme der Herrschaften hergestellt habe.

„Ich denke, wir trinken unseren Tee hier vor dem Feuer", sagte der Doktor mit einem fragenden Blick auf die Damen, und da diese ihre Zustimmung gaben und der Negerin bei ihrer Arbeit hilfreiche Hand leisteten, so sandte er den Diener mit dem Auftrage an den Kommandeur der Eskorte, ihn zur Teilnahme an dem gemeinschaftlichen Mahl einzuladen.

Der Diener verschwand in dem erleuchteten Zelt des Offiziers, kehrte aber schon nach einigen Minuten wieder zurück, um mitzuteilen, derselbe habe sich, Unpäßlichkeit halber, schon zur Ruhe begeben.

„Wie schade", sagten der Doktor und seine Gattin, wie aus einem Munde; „es wird hoffentlich nur vorübergehend sein."

Das junge Mädchen dagegen schien nicht so unzufrieden mit der Abwesenheit des Leutnants zu sein, und schrieb in Gedanken die vorgebliche Unpäßlichkeit einigen zurückweisenden Worten zu, die es während des Tages dem jungen Mann zu erteilen sich veranlaßt gefunden hatte.

Die Schildwachen hatten ihre Posten bezogen, die Soldaten hatten abgekocht, und stiller war es schon vor den verschiedenen Feuern geworden, als die Damen endlich das Zeichen zum Aufbruch gaben. Sie sprachen noch die Hoffnung aus, Robert am Morgen vor seiner Abreise zu sehen, was dieser durch die Bitte beantwortete, einen frisch geschossenen feisten Hirsch von ihm anzunehmen, und bald darauf bewies das Niederbrennen der Feuer, daß sich außer den Wachmannschaften alles zur Ruhe begeben hatte.

Auch Robert hatte sich in seine Decke gewickelt und neben den schnarchenden Sidney zum Schlaf hingestreckt.

Über den schwarzen Lavawall hinweg, aber geschützt durch die tiefen nächtlichen Schatten der Bäume, schaute das bleiche,

aufgeregte Gesicht Hohendorfs. Er allein konnte nicht schlafen. Die Stimme des Offiziers, die er sogleich für die seines Peinigers, des Leutnant Fetters, erkannte, hatte ihn hinaufgelockt; und als er dort oben saß, da waren seine Blicke auf das junge Mädchen gefallen, dessen liebliche Züge und seelenvolle Augen ihm durch die eigentümliche Beleuchtung gleichsam näher gerückt wurden.

Unbeweglich schaute er hinüber; das Unbehagliche, ja Gefahrvolle seiner Lage war vergessen, vergessen sein Peiniger und die ihm zuteil gewordene unwürdige Behandlung; er schaute hinüber, bis ihm die Augen den Dienst versagten; und als alle schon längst schliefen, da hafteten seine Blicke noch an dem dunkeln Zelt, hinter dessen dünnen Wänden die schöne Unbekannte, vielleicht träumend, ruhte. —

Einige Stunden später trafen auf der Westseite der Sierra Madre Hohendorf und Robert zusammen.

Jener hatte sich schon in aller Frühe dorthin begeben, während Robert, unter dem Vorwand eines Jagdausfluges in der Gesellschaft des alten Zunni, ebendahin gelangt war.

Längere Zeit verharrten die beiden Freunde beieinander. Sie hatten noch viel zu verabreden, ehe sie voneinander schieden. Als sie sich endlich die Hand zum Lebewohl reichten, da versprach Robert, den kleinen Umweg um das Sandiagebirge herum einzuschlagen, dort an der bezeichneten Stelle durch Aufrichten einer bewimpelten Stange den Mexikanerburschen Fernando herbeizulocken und ihm Hohendorfs Botschaft, betreffs der verborgenen Schätze des alten Geizhalses zu überbringen. „Vergeßt auch nicht, beim Postmeister von Santa Fé nach Briefen für mich zu forschen“, rief Hohendorf dem davonschreitenden Freunde nach. „Er läßt sich vielleicht willig finden, die für den Deserteur Schmidt bestimmten Briefe, anstatt ans Regiment, an Euch auszuliefern, und möge Euch Gott geleiten.“

„Geleite auch Euch Gott!“ rief Robert zurück; „und es bleibt dabei: auf Wiedersehen in den Pimo-Dörfern!“

„Auf Wiedersehen in den Pimo-Dörfern!“ wiederholte Hohendorf, und folgte dann eiligst den vorangerittenen Ge-

fährten nach, während Robert auf einem Umwege ins Lager zurückkehrte, um nach Begrüßung seiner liebenswürdigen Gastfreunde sogleich die Weiterreise an den Rio Grande anzutreten.

Dreizehntes Kapitel.

Auf dem Felsplateau.

Die Stadt Zunni ist wohl die eigentümlichste und hervorragendste aller noch bewohnten indianischen Pueblos von Neu-Mexiko. Ihre dunkle, unverfolgbare Geschichte zieht sich tief in das mit Sagen durchflochtene Altertum hinein, man möchte sagen, weit über dasselbe hinaus.

Das alte, von den spanischen Mönchen beschriebene Cibola, das heutige Zunni, ist nämlich die neue Stadt, die in dem umfangreichen, von den prachtvollsten Felsformationen eingefaßten Tale gegründet wurde, nachdem die alten Wohnsitze auf den nahe gelegenen gigantischen Plateaus aufgegeben worden waren. Aber auch hier schon erkennt man uralte Ruinen auf noch viel, viel älteren Trümmerhaufen.

Jetzt gehen die Zunnis nur noch dort hinauf, um nach altherkömmlichen Gebräuchen ihre Gottheit zu verehren; dabei fehlen sie indessen nicht gern in der baufälligen spanischen Kirche, die sich auf dem südlichen Ende des neuen Zunni erhebt, um in derselben die zeitweise von wandernden Missionaren gelesenen Messen zu hören *).

In einem der abgelegensten Gemächer dieser altertümlichen Stadt hatte Hohendorf ein sicheres Unterkommen gefunden, und zwar schon lange vorher, ehe das den Doktor begleitende Militärkommando das Zunni-Tal betrat und dasselbe in seiner ganzen Länge von Süden nach Norden durchzog.

Vom Dach des Hauses des menschenfreundlichen Gobernadors, wie die Zunnis ihren ersten Häuptling nennen, sah er die letzten Reiter in der düstern Zedernwaldung verschwinden, die die nördliche Grenze des anmutigen Tales bildet.

---

*) Über die Zunnis siehe Möllhausens Tagebuch S. 283 und Möllhausens Reisen in die Felsengebirge II., S. 197 und 211.

Er sah ihnen nach ohne ein Gefühl der Rache oder des Hasses, dagegen sandte er die innigsten und aufrichtigsten Segenswünsche dem jungen, mit so viel Liebreiz ausgestatteten Wesen nach, das unter ihrer Obhut reiste.

„Ich habe in die Augen eines Engels geschaut", sprach er zu sich selbst, als er seine Blicke mechanisch an den malerischen Felsenmauern und Plateaus hingleiten ließ, die die Natur so phantastisch mit regelmäßigen Türmen und wunderlichen Säulen geschmückt hatte. „Ich habe in die Augen eines Engels geschaut! Mögen die Engel sie beschützen auf ihrer gefahrvollen Wanderung und sie wohlbehalten zurückführen in ihre Heimat."

Sobald die nach dem abgelegenen Militärposten bestimmte Karawane das Tal der Zunnis verlassen, gelangte sie in das Gebiet der Navahoes, jenem hochgelegenen, zerklüfteten Terrain, auf dem man bei jeder Biegung des Weges, ja, bei jedem Schritt immer neue Szenerien sich erschließen sieht, die alle vorhergehenden an Schönheit der Zusammenstellung und an Reichhaltigkeit der Formen, Farbe und Schattierungen zu übertreffen scheinen.

Es ist hauptsächlich die beständige Abwechslung, welche diesen Landschaften einen so hohen Reiz verleiht, die Abwechslung und die aus derselben entspringenden Kontraste.

Hohe Tannenforsten stoßen an blitzende Wasserspiegel und ebene Wiesenflächen; dicht bewaldete runde Hügel an nackte Felsengruppen; im Hintergrund aber türmen sich immer wieder die eigentümlichen Plateaus auf, die je nach ihrer Entfernung, hier wie mit einem duftigen Schleier verhangen erscheinen, dort massiven, aus Bleiplatten künstlich ausgeschnittenen Silhouetten ähneln.

Ob aber nun nah oder fern, überall wo nahrhaftes Gras dem fruchtbaren Boden oder den Felsritzen entsprießt, da erblickt man große Herden von Rindern, Pferden, Maultieren, Ziegen und Schafen, die von berittenen Männern, Weibern und Kindern umschwärmt werden.

Menschliche Wohnungen bemerkt man dagegen nur selten. Aus unscheinbaren Hütten bestehend, liegen sie entweder auf den Höhen hinter dichtem Buschwerk versteckt, oder bestehen aus

häuslich eingerichteten Felsenhöhlen, an denen die dortigen Länderstrecken so reich sind.

Dies ist das Gebiet der Navahoe-Indianer, das übrigens schon oftmals der Schauplatz der blutigsten Szenen gewesen ist. Wie die Navahoes ihre Raubzüge gelegentlich bis in das Gebiet der südlich lebenden Apaches ausdehnen, um dort abgesondert lebende Familien hinterlistig zu überfallen, die Männer zu erschlagen, und Weiber und Kinder gefangen mit sich fortzuführen; so bricht der wilde Apache auch unvermutet in die Jagd- und Weidegründe der Navahoes ein, mordet und plündert, und befindet sich mit den geraubten Herden schon längst wieder auf dem Heimwege, wenn die Kunde von dem Überfall durch alle Schluchten verbreitet worden ist und ein Trupp der stattlichen Wüstenreiter zur Verfolgung aufbricht.

Eine solche Raubbande, bestehend aus einigen zwanzig der verwegensten Apaches, die von einem blutdürstigen Seminolenkrieger geführt wurde, hatte auch fast gleichzeitig mit des Doktors Karawane das Gebiet der Navahoes betreten und war fast mit derselben bis in die Nähe des Punktes gelangt, wo der Moro, eine wasserhaltige Schlucht, aus dem Osten kommend, in den gegen Südwesten fließenden Puerco des Westens mündet.

Als sie in der Nacht auf dem von dem Moro und dem Puerco gebildeten südlichen Winkel angelangt waren, entdeckten sie tief unter sich, in der Schlucht des Moro, die Lagerfeuer der ihnen überlegenen amerikanischen Militärmacht.

Den Weg derselben zu durchkreuzen, durften sie nicht wagen, denn es war zu leicht möglich, daß sie dann schon am folgenden Tage angemeldet, und nach kurzer Frist von Hunderten gutberittener Navahoes umzingelt werden würden. Sie änderten daher ihren ganzen Plan, und beschränkten sich in dieser Nacht darauf, die Gesellschaft genau zu überwachen und von ihrem Benehmen, aber auch vom Zufall ihre eigene Handlungsweise abhängig zu machen. So lauteten wenigstens des Seminolen Ratschläge, der aber einen ganz andern teuflischen Plan im Hintergrunde hatte, den er jedoch vorläufig vor seinen Gefährten geheimzuhalten beschloß.

Ohne die geringste Störung verging also Doktor Dayton und seiner Familie die Nacht, und ein gewisses wonniges Gefühl bemächtigte sich aller, als sie ihre Zelte verließen und die durch leichten Nachtfrost gereinigte Luft einatmeten. Es hatte stark gereift, und mit kindlichem Interesse verfolgte Martha die sich vielfach durchkreuzenden Schlangenlinien, die die weidenden Pferde auf dem mit Eiskristallen dicht besetzten Rasen zurückgelassen hatten, und zugleich bewunderte sie die Rauchsäulen, die, von keinem Luftzuge berührt, senkrecht emporwirbelten und sich in der frischkalten Atmosphäre gar nicht auflösen zu wollen schienen.

„Ich begreife nicht," sagte Martha, zu ihren Eltern gewendet, „wie die Menschen behaupten können, der Frühling sei die schönste Jahreszeit und biete die wonnigsten Frühstunden. Mir ist, als wenn ich noch nie einen schöneren Morgen erlebte, wie den heutigen; er wird mir unvergeßlich bleiben!"

Nachdem das Frühstück eingenommen war, verließ die Gesellschaft das Lager, und folgte in westlicher Richtung dem Bett des Moro. Die Damen hatten, veranlaßt durch das Wetter und die romantische Naturumgebung, den Wagen verlassen und sichere Pferde bestiegen. Sogar die Negerin thronte auf einem gezähmten Mustang und folgte mit leuchtenden Augen gewissenhaft den Spuren ihrer Herrschaften, während die erleichterte Reisekalesche sich den beiden sechsspännigen Proviantwagen anschloß und mit diesen den Zug eröffnete.

Martha ritt zwischen ihren Eltern, — Fetters dagegen hatte sich an die Spitze der Eskorte begeben und suchte durch Pfeifen eines lustigen Liedes darzulegen, wie wohl ihm zumute und wie wenig ihm an der Gesellschaft der jungen Dame gelegen sei.

Sie hatten eine kurze Strecke in dieser Ordnung zurückgelegt, als sie an die Stelle gelangten, wo ein schmaler Pfad nach dem nördlichen Felsplateau hinauf und über dieses hinweg weiter oberhalb an den Puerco führte.

Des Doktors Karawane würde den Pfad wahrscheinlich gar nicht bemerkt haben, wenn sie nicht von einem Indianer darauf aufmerksam gemacht worden wären, der in der Nähe vor einem kleinen Feuer die Nacht zugebracht zu haben schien.

Der rote Krieger, der der englischen Sprache mächtig war, gab sich als einen Navahoe zu erkennen, und sprach, nachdem er über die Lage des Forts befragt worden war, laut seine Verwunderung darüber aus, daß die Reiter im Begriff ständen, den weiten Umweg einzuschlagen, wogegen sie auf dem Bergpfade wenigstens zwei Stunden früher am Puerco eintreffen würden.

„Es ist ein langer, langer Weg, den die Wagen zu machen haben", erklärte der Indianer, indem er mit der Hand den Moro hinunterwies. „Kurzer Weg hier hinauf, alle Soldaten hier hinaufgehen; Squaws ebenfalls hier hinaufgehen; Wagen andern Weg; Menschen schon ausgeruht sein, wenn Wagen kommen."

„Ist es wahr, was du rothäutiger Spitzbube sagst?" fragte Fetters, indem er sein Pferd dicht an den vermeintlichen Navahoe herandrängte.

„Ich niemals lügen", erwiderte der Krieger, wobei eine triumphierende Freude aus seinen Augen leuchtete. „Bleichgesichter immer freundlich zum armen Navahoe, und armer Navahoe ihnen dafür dienen."

Martha biß sich auf die Lippen, als sie vernahm, in welcher rohen Weise der Leutnant zu dem Indianer sprach, und wohl erkannte sie den Sarkasmus, der in den Worten des letzteren lag, von Fetters aber ganz falsch gedeutet wurde. „Ihr werdet Euch gegen ein Geschenk und auf unsere Bitten vielleicht willig finden lassen, uns als Führer auf dem Bergpfade zu begleiten", sagte sie in ihrem freundlichsten Tone zu dem Krieger, wie um das verletzende Benehmen ihres Gefährten wieder gutzumachen und den Indianer zu versöhnen.

„Gewiß, ich Euch begleiten, Euch und alle Soldaten, Wagen selbst den Weg finden", entgegnete der Krieger.

„Ich weiß aber nicht, ob es ratsam sein wird, die Wagen ohne Bedeckung zu lassen", bemerkte Dayton, sich zu dem Leutnant wendend.

„Am sichersten wäre es allerdings, wenn wir uns gar nicht trennten", versetzte dieser. „Besteht Miß Martha aber darauf, den kürzeren Weg einzuschlagen, dann teile ich auf ihren

ausdrücklichen Wunsch gern die Mannschaft, so daß die Hälfte derselben bei den Wagen bleibt, während die andere Hälfte Euch über die Höhen begleitet."

„Bemüht Euch nicht, Herr!" rief Martha aus, einen fragenden Blick auf ihre Eltern werfend, „bemüht Euch nicht, denn wenn ich meinen Vater und meine Mutter nicht mißverstehe, so freuen sie sich ebensosehr auf den Ritt über die Höhen wie ich selbst, und wir sind sicher genug aufgehoben, wenn wir uns gänzlich der Führung dieses freundlichen Navahoe überlassen."

„Du hast uns nur zur Hälfte verstanden, meine Tochter", versetzte der Doktor. „Wir unternehmen gewiß mit vieler Freude die Wanderung über das Plateau, ziehen aber doch vor, nicht ganz ohne Bedeckung zu bleiben."

„Ihr ganz recht", fiel hier der Indianer ein, der sich unterdes erhoben hatte und sich anschickte, den Weg zu eröffnen. „Ihr ganz recht, alle Soldaten über den Berg, Wagen den Weg allein finden."

„Nein, guter Freund, die Wagen können weniger des Schutzes entbehren, als wir selbst," entgegnete der Doktor auf des Indianers Vorschlag, „überlaßt es nur der Einsicht unseres Kommandanten, er wird ebensowohl unsere Wünsche, wie auch die allgemeine Sicherheit berücksichtigen. Übrigens sagt Ihr ja selbst, daß die Navahoes jetzt freundliche Gesinnungen gegen die Weißen hegen, weshalb ich kaum glaube, daß wir irgend etwas zu befürchten haben."

„Und erst recht nicht, wenn wir einen so tapferen und freundlichen Krieger zum Führer haben", bemerkte die Frau des Doktors, die wohl die einzige war, die in Besorgnis schwebte und es nie unterließ, wo sich Gelegenheit bot, die Eingeborenen durch Schmeicheleien für sich zu gewinnen.

„Ein Dutzend Vereinigte-Staaten-Soldaten sind hinreichend, um die ganze Navahoe-Nation in die Flucht zu schlagen!" *) bemerkte Fetters in gleichgültigem Ton, worauf er seine Soldaten zurückrief und fünf derselben anwies, dem Doktor und seiner Familie zu folgen, den übrigen sieben dagegen einschärfte, die Wagen zu bewachen.

*) Wörtlich dem Leben entnommen.

Er hatte augenscheinlich die Absicht, den Doktor zu begleiten. Als Martha ihm aber zurief: „Auf Wiedersehen am Puerco, Herr Leutnant!“ da kämpften gekränkte Eitelkeit und Liebe in seiner Brust nicht lange mit einander; er gab seinem Pferde die Sporen, daß es sich hoch aufbäumte, und dahin galoppierte er, ohne weder das Mädchen noch deren Eltern auch nur eines Wortes zu würdigen.

„Martha, Martha! bedenke doch, er ist nur zu unserem Schutz mitgekommen“, sagte die Mutter in vorwurfsvollem Tone, denn der Eindruck, den ihrer Tochter Benehmen auf den jungen Mann ausübte, war ihr nicht entgangen.

„Er begleitet uns, weil er den Befehl dazu erhalten hat“, antwortete diese mit ihrem mutwilligsten Lachen. „Laß mich nur, gute Mutter, der junge Sklavenzüchter verdient in der Tat, mitunter selbst etwas gezüchtigt zu werden für die wegwerfende Art, in der er mit allen denen verkehrt, die eine dunklere Haut als er selbst besitzen, wie auch mit denen, die seinen Ansichten nicht blindlings huldigen.“

„Ja, ja, unsere Tochter ist nicht die Duldsamste ihres Geschlechts“, bemerkte der Doktor, mit einem Gefühl des Stolzes auf das junge Mädchen blickend.

Während nun die verschiedenen Mitglieder der Gesellschaft auf diese Weise miteinander verkehrten und die Büchsenschützen auf weitere Befehle harrten, kauerte der Indianer auf einer offenen Stelle des Pfades nieder und sah mit stoischer Ruhe dem endlichen Aufbruch entgegen.

Seine lange Büchse und den festen Bogen hatte er auf seine rechte Seite neben sich auf den Boden gelegt, während auf der andern Seite der gefüllte Köcher, das Pulverhorn und die Kugeltasche beieinander lagen.

Die Entscheidung, daß auch bei den Wagen zu deren Schutz ein Teil der Soldaten bleiben solle, rief einen kaum merklichen Schimmer von Mißvergnügen auf seinem schwarz und rot bemalten Gesichte hervor. Wenn aber dadurch seine ursprünglichen Pläne durchkreuzt worden waren, so wußte er dies doch so geschickt zu verbergen, daß niemand, selbst bei genauerer Beobachtung, imstande gewesen wäre, auch nur annähernd

auf die Gedanken zu schließen, die hinter den scheinbar gleichgültigen, durch die niederhängenden Lider fast ganz bedeckten Pupillen schlummerten.

Sobald nun die erfolgte Teilung der Mannschaften keine Zweifel mehr über die fernere Art zu reisen ließ, schloß der Indianer etwa eine Minute lang die Augen ganz; einen glühenden Blick warf er dann auf das junge Mädchen, auf dessen Mutter und auf die Negerin, worauf er mit langsamer Be-Bewegung, wie um seine Ungeduld über die Zögerung an den Tag zu legen, die zu seiner Rechten befindlichen Waffen auf die linke Seite brachte, und dafür den Köcher sowie Schießbedarf hinüberschob.

Kaum war dieser Tausch, der von niemandem beachtet wurde, beendigt, da erhob sich ungefähr zehn Schritte von ihm in dem dichten Zederngestrüpp die wilde Gestalt eines halbnackten Apache. Derselbe glitt in der nächsten Biegung, also da, wo er den Augen der Gesellschaft unerreichbar blieb, in den Pfad und eilte dann schnell und gewandt den steilen Abhang hinauf, als wenn es einen Wettlauf ums Leben gegolten hätte. Als er den höchsten Rand des Plateaus erreicht, das sich dort gegen vierhundert Fuß über den Boden des Moro erhob, stand er, wie um Atem zu schöpfen, still, sandte einen triumphierenden Blick in die Tiefe hinab, wo die letzten Nachzügler der beiden jetzt getrennten Gesellschaften verschwunden waren, und setzte dann seinen Lauf in nordwestlicher Richtung durch die lichte Zedernwaldung fort.

Der Tausch hatte aber auch noch einem zweiten Apache als Zeichen gedient; denn nachdem der indianische Führer sich an die Spitze des kleinen Zuges gestellt, und dieser ihm an dem Abhange hinauf gefolgt war, schob sich ein struppiger schwarzbehaarter Kopf kaum zehn Schritte hinter dem letzten Soldaten in den Pfad hinein, verharrte in dieser Stellung regungslos, bis er die Karawane weit genug glaubte, um von derselben nicht mehr bemerkt zu werden, und richtete sich dann mit einem einzigen Sprunge auf.

Eine wahrhaft dämonische Freude leuchtete auf den mit rotbrauner Farbe beschmierten Zügen des wilden Räubers,

als er die Wagen in der Ferne um einen Vorsprung der Felsenmauer biegen sah, und daher außer ihm selbst und einigen umherstöbernden Wölfen kein anderes Wesen diesen Teil der Schlucht belebte.

Mit schneller Bewegung hing er den gefüllten Köcher, den er so lange in der Hand getragen, über die Schulter, und eilte, seinen kurzen Bogen als Stab benutzend, nach der andern Seite der Schlucht hinüber, wo er wie eine Katze an dem Abhange hinaufzuklettern begann. Oben angekommen wendete er sich, ohne seine Eile zu mäßigen, gegen Westen, und überholte schon nach einer Viertelstunde die Wagen, die sich nur langsam in dem Bett des Moro vorwärtsbewegten.

Dort stand er still, klemmte den Bogen unter den rechten Arm, hob beide Hände an den Mund, und stieß mehrere Mal das durchdringende Gekläffe des Präriewolfs aus.

Der Ruf war vernommen und richtig gedeutet worden, denn nach einigen Minuten wurde das Getrappel von Pferden laut, und es erschienen zwischen den dicht verwachsenen Zedern in einer nahen Bodensenkung gegen zwanzig berittene und bewaffnete Apaches.

Ein Dutzend der wilden Gestalten sprangen von ihren Pferden, übergaben sie den noch berittenen Gefährten, und als diese sich dann in südwestlicher Richtung, ihrem Versammlungsort zu, entfernt hatten, stellten sie sich in langer Reihe hinter dem von dem Seminolen, dies war der vermeintliche Navahoe, zurückgesandten Boten auf, der nun die Rolle eines Führers und gewissermaßen auch die eines Befehlshabers übernahm.

Nach kurzer Frist gelangten die Räuber an den Rand des Moro, und von dort, in einer dichtbewachsenen Spalte hinunterkletternd, in die Schlucht selbst hinab.

Ihre Bewegungen hatten sie übrigens so rasch und mit so viel Sicherheit ausgeführt, daß die Wagen noch keine fünfhundert Schritte weit voraus waren, als sie hinter denselben die frischen Räderspuren überschritten. Aber auch dort hielten sie sich nicht auf, sondern spähten schnell eine zugängliche Spalte aus, in der sie mit unglaublicher Gewandtheit nach dem nördlichen Plateau hinaufkletterten.

Hier nun schöpften sie frischen Atem, doch nur einige Minuten, worauf sie sich abermals in langer Reihe aufstellten, und in einen regelmäßigen Trab verfallend, ihrem Führer durch die Zedernwaldung, ähnlich einer langen, sich dahinwindenden Schlange, folgten. Lange bevor noch der Doktor mit seiner Gesellschaft sich dem Punkte näherte, wo der gefahrvolle Pfad an den abschüssigen Abhängen zu dem über tausend Fuß tief gelegenen Puerco hinabbog, hatten sich die Apachen daselbst schon mit dem Gefährten vereinigt, der der Karawane kurz vor deren Aufbruch vorangeeilt war.

Vierzehntes Kapitel.

Der gefährliche Pfad.

Bald harmlos plaudernd, bald die schöne Szenerie bewundernd, auf die sie zeitweise von der Höhe und von den lichteren Stellen des Waldes aus einen Blick gewannen, zogen die Reisenden unterdessen ihres Weges.

Martha ritt voran, das heißt, sie schloß sich dicht an den Indianer an, den sie mutwillig ein Mal über das andere ihren besten Freund nannte, und den sie für seine treuen Dienstleistungen, nach ihrer Ankunft auf dem Fort, reich zu beschenken versprach. Der Indianer schien großen Gefallen an dem jungen Mädchen und seinen freundlichen Worten zu finden, denn wenn er ihr Pferd am Zügel ergriff und es vorsichtig an mehr oder minder gefährlichen Abgründen vorbeiführte, dann leuchtete ein unverkennbarer Triumph aus seinen Augen, die mit glühendem Ausdruck die schöne Gestalt gleichsam verschlangen.

Hatte er ihr dann an irgendeiner abschüssigen Stelle vorbeigeholfen, so wartete er gar nicht mehr auf eine besondere Aufforderung, sondern beeilte sich zurückzukehren, um ihre Mutter und demnächst auch die Negerin in Sicherheit zu bringen. „Männer haben große Herzen“, sagte er dann wohl, rückwärts deutend; „Männer sehr große Herzen, sie allein

reiten; sie keinen Führer gebrauchen", und der Doktor sowohl wie die Soldaten entsprachen der Schlußfolgerung des Indianers vollkommen, indem sie zum Schrecken der Damen ihre Pferde oft noch zu den muntersten Sprüngen zwangen.

Ungefähr um die Mittagszeit erhielten sie die erste Aussicht auf den Puerco. Derselbe zeigte sich als ein breites, langgerecktes Tal, dessen Einfassung bald aus sanft ansteigenden, bewaldeten Hügeln, hinter denen sich dann die massiven Plateaus erhoben, bald aus den Plateaus selbst bestand, deren senkrechte Wände in den meisten Fällen eine einzige ununterbrochene Fläche vom Boden des Tales bis hoch hinauf zu der Deckschicht bildeten.

Obgleich an Abgründen hinlaufend, war der Pfad noch immer verhältnismäßig bequem; die ganze Gesellschaft folgte daher in der alten Ordnung, und zwar so schnell, daß dem Indianer keine Zeit blieb, zurückzugehen und die Pferde der Mrs. Dayton und der Negerin ebenfalls zu leiten. Sie gelangten auf diese Weise ohne Unterbrechung gegen zweihundert Fuß tief hinab. Dort aber verschwand der Pfad hinter einem Vorsprung, der den Gipfel einer überhängenden Felsenmauer bildete. Martha erbleichte, denn sie gewahrte, daß eine schmale Abstufung, der letzte Rest einer langsamer verwitternden Gesteinslage, als Weg um den Vorsprung herum benutzt werden mußte.

Auch der Indianer schien hier seine Vorsicht verdoppeln zu wollen, denn er setzte sich nicht eher wieder in Bewegung, als bis auch die letzten Reiter herangekommen waren und in einer Reihe dicht hintereinander hielten.

„Ich führen die junge Lady!" rief er dem Arzt und dessen Gattin zu; „wenn junge Lady in Sicherheit, ich hole alte Lady, und dann Schwarzgesicht. Der Weg für Männer nicht schlimm, Männer haben große Herzen und nicht zittern."

Wenn es jetzt noch möglich gewesen wäre umzukehren und den Rückweg einzuschlagen, dann würde der Doktor sich, angesichts des so schauerlichen Passes, unbedingt dazu entschlossen haben. Da aber die Pferde wie eingekeilt standen, so blieb ihm weiter nichts übrig, als zu versuchen, durch eine fröhliche

Miene den sinkenden Mut von Gattin und Tochter wieder zu heben.

„Schließe die Augen, mein Kind!“ rief er; „schließe die Augen und zeige, daß du eines Soldaten Tochter bist!“

„Und gib uns ein Zeichen, wenn du auf der andern Seite wieder sichern Boden gewonnen hast!“ ließ sich die bebende Stimme der Mutter vernehmen.

„Habt keine Sorge“, rief Martha mit erzwungener Fassung zurück, denn der Indianer hatte den Pfad schon betreten; „habt keine Sorge, es ist nicht halb so schrecklich, wie es von dort aus erscheint!“

Mrs. Dayton bedeckte ihre Augen mit der Hand, um nicht zu sehen, wie ihre Tochter über dem Abgrund gleichsam schwebte. Der Doktor dagegen verwendete keinen Blick von ihr, und als der Indianer zuerst und dann Martha hinter dem Vorsprung verschwand, da fiel es wie eine Zentnerlast auf seine Brust, daß er sein Kind auch nur eine Sekunde aus den Augen gelassen und gewissermaßen der Willkür eines ihm unbekannten Wilden preisgegeben hatte.

Erst als Marthas Stimme, durch die doppelte Schallbrechung gedämpft, zu ihm herüberklang, sie durch lauten Zuruf ihre glückliche Ankunft auf sicherem Boden mitteilte, und gleich darauf der Indianer wieder erschien, wurde ihm leichter ums Herz, und beruhigter blickte er seiner Gattin nach, die durch das Beispiel ihrer Tochter ermutigt sich nun ebenfalls der Führung des vermeintlichen Navahoe überließ.

Der Mrs. Dayton folgte die Negerin in gleicher Weise, und in demselben Augenblick, in dem diese um die Felsenecke herumbog, drückte der Doktor seinem Pferde die Sporen leise in die Seiten, ließ die Zügel schlaff niederhängen, und trat guten Mutes die gefährliche Wanderung an.

„Haltet euch nur immer dicht hinter mir,“ rief er den fünf Soldaten zu, „und laßt den Pferden so viel wie möglich freien Willen!“

„Ja, ja, Herr!“ lautete die Antwort, und wiederum trat die schwüle Stille ein, die einzig von dem Klappern der Hufe auf dem festen Gestein unterbrochen wurde.

Die Länge des überhängenden Pfades, soweit derselbe sichtbar war, also bis zu der scharfen Felsenecke, mochte ungefähr fünfundzwanzig Schritte betragen. Er lief auf der andern Seite eine fast ebenso lange Strecke an der schroffen Felswand hin, wo er dann auf einer kleinen plateauähnlichen Abflachung endigte. Wie die Reiter auf ihm hinzogen, lag der Abgrund zu ihrer rechten Seite, während auf der linken eine schroffe Felswand jedes Ausbiegen unmöglich machte. Diese ragte allerdings nur vier bis zehn Fuß hoch empor, da aber der von ihrem äußersten Rande aufwärts führende Abhang dicht mit schwerem Gerölle und verschlungenem Zederngestrüpp bedeckt war, und namentlich das Gerölle so lose lag, daß die kleinste Erschütterung genügte, um es in Bewegung zu setzen, so fand der schwindelnde Wanderer dort ebensowenig Gelegenheit, sich gegen einen Sturz zu sichern, als wenn die nackte Wand noch Hunderte von Ellen höher hinauf gereicht hätte.

Dergleichen mochten die Reiter bedenken, als sie sich auf dem Pfade befanden, wo ihnen nur die einzige Richtung nach vorn offen stand; denn man konnte hin und wieder gewahren, wie einige sich die Augen beschatteten, um den Blick in die Tiefe zu vermeiden, während sie mit ängstlicher Sorgfalt die Zügel lose in der Hand hielten und die Sporen von den Weichen der Pferde abwärts kehrten. Diese dagegen schritten ruhig dahin; denn solange sie noch Raum genug behielten, um nicht im Gebrauch ihrer Glieder behindert zu sein, kümmerte sie es nicht, ob der stellenweise kaum zwei Fuß breite Pfad, oder eine Landstraße vor ihnen lag.

Als der Doktor nur noch wenige Schritte von der Felsenecke entfernt war, erschien der Indianer wieder an der Ecke und näherte sich dem Doktor in einer Weise, daß dieser gezwungen war, still zu halten.

Trotz des warnenden Zurufs des Doktors streckte der wilde Krieger, der außer einem in seinem Gürtel hängenden Kriegsbeil alle Waffen abgelegt hatte, die Hand nach dem Kopf des Pferdes aus.

„Ich Euer Pferd führen“, sagte er gleichmütig, indem er den Zügel ergriff; „alte Lady es wünschen, junge Lady es

wünschen; junge Lady eine schöne Squaw, Schwarzgesicht aber noch schöner!“

Der Doktor starrte den Indianer entsetzt an; er glaubte einen seltsamen beängstigenden Ausdruck in seinen Worten und bemalten Zügen zu entdecken, suchte aber noch immer das plötzlich erwachte Mißtrauen nicht durchblicken zu lassen, aus Besorgnis, das Rachegefühl eines unbändigen Wilden heraufzubeschwören, in dessen Hand ja jetzt das Leben der ganzen Gesellschaft stand.

Er duldete daher, daß dieser die Zügel ergriff; als aber das Pferd, einem heftigen Druck folgend, rückwärts drängte, da legte er die Hand an den Kolben der Pistole, eine Bewegung, die dem Indianer nicht entging, und rief ihm mit befehlendem Tone zu, sich zu entfernen, wenn ihm sein Leben lieb sei.

Ein gellender, durchdringender Kriegsruf war die Antwort auf die barsche Anrede, und ehe noch der Doktor die Pistole aus dem Halfter gezogen hatte, sauste der Tomahawk des hinterlistigen Seminolen auf den Kopf des Pferdes nieder, so daß dieses sich hoch aufbäumte und mit seinem Reiter über den Rand des Abgrundes hinunterstürzte.

Der Todesschrei des unglücklichen Mannes erstarb in dem wilden Geheul von zehn Apaches, die sich wie auf einen Schlag hinter dem dichten Gestrüpp auf dem höher gelegenen Uferrand erhoben, und die dem Verderben geweihten Soldaten gleichzeitig mit einer Anzahl von Felsblöcken und Pfeilen förmlich überschütteten.

An einen Kampf war gar nicht zu denken, denn die Pferde dreier Reiter, die schon auf dem Felsenpfad hielten, hatten bereits vor Schreck das Gleichgewicht verloren und kamen nur kurze Zeit nach dem Doktor zerschmettert und verstümmelt in der Tiefe an, während die beiden, die noch sicheren Boden unter sich fühlten, durch tödliche Pfeilschüsse in den Unterleib und in den Hals am Gebrauch ihrer Waffen gehindert wurden, und deshalb von den blutdürstigen Räubern mit leichter Mühe, ohne die Pferde, ihren Kameraden nachgesandt werden konnten.

Die Räuber hatten ihren Angriffsplan so schlau durchdacht, und mit einer solchen Übereinstimmung gehandelt, daß schon

zwei Minuten nach dem Beginn der grauenvollen Szene außer ihnen nur noch die beiden gesattelten Pferde die verhängnisvolle Stelle belebten. Tief unten aber, zwischen den zackigen Überresten des niedergespülten Plateaus, da lagen regungslos die blutigen Leiber derer, die kurz vorher noch noch mit fröhlichem Mut die Wildnis durchzogen und hoffnungsvoll der Zukunft gedacht hatten. —

Mit einer gewissen Beruhigung hatten die Frauen beobachtet, daß der falsche Navahoe, nachdem er die Negerin bis zur Abflachung begleitet, zurückkehrte, um auch des Doktors Pferd zu führen. Selbst als dieser den Beistand des Indianers mit scharfen Drohworten zurückwies, ahnten sie noch keinerlei Gefahr, und glaubten nur, daß eine kleine Eitelkeit ihn zu solchem Benehmen veranlaßt habe. Als aber das gräßliche Geheul ihre Ohren traf, und sie, sich umwendend, den durch das Bäumen des Pferdes weit hinausgeschleuderten Gatten und Vater erkannten, wie er, einem sicheren Untergang rettungslos anheimfallend, den leeren Raum durchmaß, da preßte die Todesangst ihnen einen einzigen Schrei aus, und als ob sie dem Verlorenen hätten zu Hilfe eilen wollen, warfen sie sich von den Pferden und stürzten auf den gefährlichen Pfad zu.

Sie kamen indessen nicht weit, denn im nächsten Augenblick vernahmen sie dicht vor ihren Ohren teuflisches Gelächter, und gleichzeitig fühlten sie sich von starken Armen umfangen.

Was in nächster Zeit mit ihnen vorging, das blieb ihnen dunkel, sie unterschieden nur noch die braunen, tierischen Physiognomien grimmiger, unbarmherziger Räuber, und eine wohltätige Ohnmacht raubte ihnen auf längere Zeit das Bewußtsein. Die Negerin aber erfüllte die Luft mit ihrem Jammergeheul, und nur die Fesseln, die ihr angelegt wurden, hielten sie davon ab, aus Verzweiflung in den Abgrund hinabzuspringen.

Der vollständig geglückte Ausgang des Unternehmens schien den Apaches das Vertrauen auf das Übergewicht ihres Anführers, des blutdürstigen Seminolen, das bei der früheren Wendung der Dinge schon schwankend geworden war, wieder in erhöhtem Grade zurückgegeben zu haben. Sie bewiesen es wenigstens,

indem sie sich aufs pünktlichste in seine Anordnungen fügten, ja ihm sogar die Bestimmung über die gemachte Beute überließen.

Daß sie nach Entdeckung der Tat verfolgt werden würden, durften sie nicht bezweifeln, es war ihnen daher jetzt von Wichtigkeit, die Verfolgung so weit wie möglich hinauszuschieben.

Daher hegte der Seminole die Absicht, seine Verfolger zu dem Glauben zu verleiten, daß auch die Frauen sich dort unten befänden. Er hoffte dadurch die Aufmerksamkeit von sich selbst abzulenken, und den Eifer der Nachsetzenden, da es nach ihrer Meinung nur Morde zu strafen und keine Menschen zu retten galt, abzustumpfen.

Mit teuflischer Bosheit entledigte er die drei Frauen ihrer Oberkleider und Kopfbedeckungen, befestigte diese an drei verschiedenen Zedernzweigen, so daß sie eine entfernte Ähnlichkeit mit menschlichen Figuren erhielten, und warf sie dann ebenfalls zu den Leichen hinab.

Einen eigentümlichen Blick sandte er noch auf sein blutiges Werk, einen Blick, in dem befriedigte Rache und gräßlicher Triumph um den Vorrang stritten, und nachdem er dann die noch immer bewußtlosen Frauen, wie auch die Negerin auf ihren Sätteln hatte festschnüren lassen, bestieg er eines der erbeuteten Pferde, setzte sich an die Spitze des Zuges und schlug unverzüglich den Rückweg nach der Schlucht des Moro ein. —

Leutnant Fetters hatte unterdessen seinen Weg ungestört fortgesetzt. Es war schon spät am Nachmittag, als er, dem Tal des Puerco aufwärts folgend, endlich bei der Übergangsstelle anlangte. Er glaubte zuerst gar nicht, daß es der verabredete Punkt sei, weil der Doktor mit seiner Familie und dem Rest der Eskorte noch nicht eingetroffen war. Die Wagenführer, die den Weg früher schon mehrfach zurückgelegt hatten, überzeugten ihn aber, daß ein Irrtum nicht möglich sei.

Das Lager war aufgeschlagen; die Pferde hatten sich an den im trockenen Flußbett zurückgebliebenen Wasserpfützen gelabt und suchten nach nahrhaftem Gras auf den Uferrändern; die Feuer rauchten und flackerten; unter den kundigen Händen

der Köche entstanden duftende Speisen; auf den östlichen Abhängen aber blieb es tot und öde. Schüsse wurden abgefeuert; das hundertfache Echo verhallte donnernd in den fernen Schluchten, bis es zum leisen Rollen herabsank, doch vergeblich harrte man auf eine Beantwortung der Signale, und wieder und immer wieder richteten sich die Blicke nach den Höhen hinauf, über welche Beute witternde Geier und Raben mit trägem Flügelschlag kreisten.

Fetters Unruhe wuchs von Minute zu Minute, und bittere Selbstvorwürfe bestürmten ihn, als er bedachte, daß er sich durch verletzte Eitelkeit habe bestimmen lassen, sich nicht den Beschützern des jungen Mädchens anzuschließen. Er fürchtete für Martha, die in seiner Erinnerung in aller Lieblichkeit vor ihm stand; er fürchtete für die seinem Kommando anvertrauten Soldaten, über deren Verbleib er Rechenschaft abzulegen hatte; als echter Sohn eines Sklavenstaates fürchtete er aber am meisten, daß seine Fähigkeit, sowie sein Talent als Offizier und angehender Feldherr in Zweifel gezogen werden dürften.

Die Sonne neigte sich dem Untergang zu, und da noch immer kein Zeichen auf die Annäherung der Vermißten deutete, so hielt man dieselben anfänglich für verirrt.

Den Glauben an einen ernstlichen Unfall wagte noch niemand auszusprechen, denn man vermutete ganz richtig, daß, wenn eine der Damen vielleicht erkrankt, oder irgendein anderer durch einen Sturz Schaden genommen hätte, ihnen jedenfalls die Nachricht durch vorausgesandte Boten zugekommen wäre.

Auch zogen sie in Erwägung, daß den Damen der Pfad vielleicht zu gefährlich erschienen, und auf ihren Wunsch der Rückweg nach dem Moro eingeschlagen worden sei. Doch auch in diesem Falle hätten sie schon längst im Tal des Puerco wenigstens sichtbar sein müssen.

Als die Sonne hinter den westlichen Bergen versank, begaben Fetters und drei von seinen Leuten sich auf den Weg, um dem Pfade über die Höhen so lange zu folgen, bis sie auf Spuren der Vermißten stoßen würden. Sie hatten sich mit Decken und Lebensmitteln versehen, waren also darauf

vorbereitet, die Nacht dort oben zuzubringen, was sie für um so wichtiger hielten, weil sie dann durch weithin sichtbare Signalfeuer die Aufmerksamkeit der Verirrten auf sich zu lenken gedachten.

Der Weg war überaus schwierig und hindernisreich; sie arbeiteten sich indessen unermüdlich, aber langsam empor, und nur dann gönnten sie den erschöpften Gliedern Ruhe, wenn sie auf irgend einem Vorsprung ein Feuer anzündeten und dasselbe mit leicht brennenden dürren Zedernzweigen nährten.

Außer den im Lager Zurückgebliebenen bemerkte aber niemand die hellen Flammen, und vergeblich hoffte Fetters, ähnliche Signalfeuer im Lager zu erblicken, die ihn, verabredetermaßen, von dem Eintreffen des Doktors und seiner Familie in Kenntnis setzen sollten.

Die vier Späher gelangten ungefähr um die Mitternachtsstunde bis dicht an einen tiefen Abgrund, an dem nur ein ganz schmaler Pfad vorbeiführte. Sie sahen ein, daß es gefahrvoll sein würde, ihren Weg noch weiter fortzusetzen, und beschlossen daher, den Anbruch des Tages daselbst zu erwarten.

Die Erschöpfung ließ sie bald in einen tiefen Schlaf versinken, aus dem sie nicht eher erwachten, als bis die Strahlen der Sonne in ihren geschützten Winkel drangen.

Sie rafften sich empor und blickten erwartungsvoll ins Tal hinab, doch nur zwei kleine Rauchsäulen kräuselten sich kaum erkennbar über den Lagerfeuern empor.

Die Vermißten waren also noch nicht eingetroffen, und die Forschungen mußten daher unverzüglich fortgesetzt werden.

Das erste, was ihre Aufmerksamkeit fesselte, als sie die kleine Abflachung, auf der sie übernachtet, verließen, waren mehrere Abdrücke von beschlagenen Pferdehufen, die ganz deutlich in den kleinen niedergewaschenen Kiesstrahlen ausgeprägt, teils vorwärts, teils rückwärts standen.

Behutsam folgten sie dem überhängenden Felsenpfade, auf dem sie ebenfalls mehrfach die von Hufeisen gerissenen weißen Schrammen entdeckten. Die Blicke hielten sie fest auf den Boden geheftet, um die Anwandlungen von Schwindel zu besiegen,

und erst, als sie um den Vorsprung herum, und von dort aus auf ähnlichem, gleichsam frei in der Luft schwebendem Wege sicheren Boden erreichten, wagten sie wieder genauer auf ihre Umgebung zu achten.

Plötzlich erbleichte Fetters; er hatte nahe am Rande des Abgrundes Blutspuren entdeckt, die ihn veranlaßten, in die Tiefe hinabzuschauen.

„Barmherziger Gott!“ waren die einzigen Worte, die er hervorzubringen vermochte, und im nächsten Augenblick lagen die drei Begleiter an seiner Seite und richteten ebenfalls, den Kopf etwas vorschiebend, ihre Blicke auf den Boden der Schlucht.

Sie sahen eine große Anzahl von Geiern; sie sahen die Leichen von Menschen und Pferden und erkannten, daß kein einziger der ganzen Gesellschaft dem gräßlichen Ende entgangen war. Vergeblich suchten sie die Gestalt des Indianers zu unterscheiden, auch die Zahl der Pferde schien ihnen nicht vollständig zu sein, doch es war zu weit hinab, um mit Gewißheit bestimmen zu können, ob nicht mehrere Pferde übereinanderlagen.

„Es ist gräßlich!“ sagte Fetters, sich aufrichtend und einen Blick der Verzweiflung auf seine Gefährten werfend. „Es ist gräßlich! Aber welchem unglücklichen Zufall verdanken sie es, daß sie alle miteinander hinabstürzten?“

„Es ist leicht erklärlich,“ antwortete der eine Soldat, „die in entgegengesetzter Richtung stehenden Spuren lassen alles erraten. Um die Wegsamkeit des Pfades auszukundschaften, begaben sich einige Reiter dorthin, sie kehrten zurück, ohne die übrigen gewarnt zu haben, und wo ein Ausweichen nicht möglich war, da mußten alle in den Abgrund hinabstürzen.“

„Wo ein Ausweichen nicht möglich war, da mußten alle in den Abgrund hinabstürzen,“ wiederholte Fetters mechanisch, indem er seine starren Blicke wieder auf die verstümmelten Leichen heftete.

„Und wer nicht von selbst stürzte, den rissen die erschreckten Pferde mit hinab“, fuhr der Soldat wieder fort.

„Ja, ja, dort unten liegen sie,“ sagte Fetters leise vor sich hin. „Auch ich läge dort, wenn ich ihnen nach der Höhe hinauf gefolgt wäre.“

Ob er Freude darüber empfand, daß er selbst dem Verderben entgangen war, oder ob Kummer über den Tod des jungen Mädchens sein Herz zerriß, das war schwer aus den Zügen zu erraten, die das Entsetzen so furchtbar entstellte. —

Als eine Woche später ein stärkeres Kommando eintraf, um den Schauplatz des Verbrechens genauer zu durchforschen, da hatten heftige Regengüsse die Spuren schon so sehr verwischt, daß selbst die mitgenommenen Navahoes nichts Verdächtiges mehr zu entdecken imstande waren.

In der Tiefe aber, wohin man sogar mittels Stricken nicht zu gelangen vermochte, da lagen nur noch zerrissene Zeugstreifen und benagte Gebeine, und längere Zeit verstrich, ehe es ruchbar wurde, daß daselbst von feindlichen Indianerhorden ein neunfacher Mord verübt worden sei.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Fandango.

An einem Abend, so rauh, so dunkel und so unbehaglich, wie ihn der Monat Dezember nur immer aufzuweisen hat, bot der viereckige Marktplatz von Santa Fé gar bunte, geräuschvolle Szenen. Es wurde nämlich in der geräumigen Trinkhalle, die einen großen Teil der Nordseite des Platzes einnimmt, ein glänzender Fandango gegeben, und um den Gästen, die sich massenhaft einstellten, den Weg bequemer zu machen, waren an mehreren Stellen, vorzugsweise aber an dem Flaggenstock auf der Mitte des Platzes, Laternen aufgehängt worden, deren rotes, flackerndes Licht indessen nur sehr spärlich die nächtliche Dunkelheit in geringem Umkreise verdrängte.

Düster wie die Beleuchtung auch war, genügte sie doch vollständig, Hunderten von Tanz- und Trinklustigen den Weg nach ihrem Ziel zu bezeichnen, selbst auch dann, wenn die Türen und Fenster des Fandangosaales nicht offen gestanden hätten, und aus demselben heller, aber durch den Tabakrauch

gedämpfter Lichtschimmer, übermäßig lautes Jubeln und die Musik von Gitarren, Harfen, Violinen und Tamburinen hervorgedrungen wären.

Ging es im Innern des Hauses geräuschvoll zu, so blieb es auf dem Platze nicht stiller, und man erblickte trotz der rauhen, feuchten Luft doch zahlreiche Männer, Weiber, Kinder, Hunde und Maultiere, die sich bei den Laternen zu dichten Gruppen zusammendrängten, in lauten Scherzen, unmäßigem Gelächter und lustigem Gesang ihrer frohen Laune Luft verschafften, und schließlich, mit Zurücklassung der Tiere, unter schallendem Jubel dem Tanzplatz zustürmten.

Es war noch etwas zu früh für die üblichen und so beliebten Balgereien, und daher ging es bei aller Ausgelassenheit in dem wirren Getreibe noch recht ordentlich zu, so daß man sich sogar ohne Lebensgefahr in dasselbe hineinwagen konnte.

Auch beim Tanz herrschte noch Ordnung, und wenn die durcheinander wirbelnden Paare mitunter auch heftig zusammenprallten, oder auf den Boden rollten und die erste Grundlage eines umfangreichen Haufens menschlicher Glieder bildeten, so gab das doch nur immer Veranlassung zu maßlosem Gelächter. Die Paare erhoben sich wieder, die Musik wurde durch das Absingen einiger lustiger Verse verstärkt, und dahin ging es im tollen Walzer, daß der Schweiß von den Stirnen perlte und die Luft sich keuchend den gepreßten Lungen entrang. Und welch buntes Bild zeigten nicht die Tanzenden?!

Im grellfarbigsten Flitterstaat prangten die Sennoritas; ihre Augen leuchteten vor Entzücken; die runden Wangen glühten, und zwischen den wundervollen Zähnen glimmten die feinen Zigarettos. Das schwarze starke Haar umgab in langen Zöpfen oder blumengeschmückten Kronen die braun angehauchten Schläfen; Kettchen von Gold, Messing und Glasperlen, an welchen Amulette- und Heiligenbilder hingen, schlangen sich um den wohlgeformten Hals, und überall, wo sie nur anzubringen waren, da flatterten seidene Schleifen und Bänder, so bunt und schön, wie sie nur je über die endlosen Prärien geführt und in den Kaufläden von Santa Fé feilgehalten wurden.

Das war ein Leben! Die hübschen Mädchen flogen förmlich; ihnen war es gleich, wer ihre Taille umschloß, wenn er nur festhielt und sie herumzuschwingen vermochte; Tanz war ja Tanz, und wenn hier und nur dort ein wärmerer Händedruck oder ein flüchtiger Kuß gewechselt wurde, erkannte man, daß auch die Herzen der Sennoritas zu unterscheiden und zu bevorzugen wußten, und sich mehr zu diesem oder jenem hinneigten.

Bunt, wie das Gewirre der leichtfüßigen Sennoritas, war auch die Auswahl der Tänzer. Es fehlte freilich das Farbenspiel, welches die Frauen und Jungfrauen auszeichnete; dafür aber herrschte eine größere Mannigfaltigkeit unter den Physiognomien, die auf so verschiedene Nationalitäten deuteten, wie auch unter den Kostümen und Anzügen, die wiederum die verschiedenen Lebensstellungen und Erwerbszweige verrieten.

Der Trapper mit den ledernen, gestickten und ausgefransten Leggins und ähnlichem Jagdhemd tanzte gewiß ebenso lustig in seinen leichten Mokassins, wie der mexikanische Stutzer in der beschnürten Jacke und den malerischen Calzoneros; und wenn man genau darauf achtete, so bemerkte man bald, daß die verliebten Sennoritas die ausgewetterten Jäger viel häufiger schäkernd an den langen Bärten zausten, als ihre eigenen zierlich geputzten Landsleute.

Auch der Karawanenführer und der Karawanenknecht, unter denen vorzugsweise Amerikaner, Engländer und Deutsche vertreten waren, hatten ihr möglichstes getan, bei dieser Gelegenheit würdig zu erscheinen. Es nahm sich zwar sonderbar genug aus, daß hier ein Paar lange Wasserstiefel und ein modischer Leibrock, dort kostbare Calzoneros und ein rotes Flanellhemde zusammengebracht worden waren, doch ließ sich der gute Wille nicht verkennen, mit welchem bedeutende Geldsummen verschwendet worden waren, wenigstens ein wertvolles, der Gelegenheit angemessenes Kleidungsstück auf dem Körper zu tragen.

Worin sich aber die ganze anwesende Männerwelt vollkommen glich, war die wilde Ausgelassenheit, mit der jeder seine Sennorita herumschwang und dabei den staubigen Boden nach

dem Takt der Musik stampfte; die Bereitwilligkeit, mit der jeder seine Dame mit perlendem Champagner, edlem El Pasowein oder süßem Brandypunsch traktierte, und selbst ein Gläschen nach dem andern über die durstige Zunge gleiten ließ; aber auch die Verschwendungssucht, mit der jeder sein Geld auf den Schenktisch warf und die zunächst Stehenden aufforderte, mit auf seine Rechnung zu trinken, wenn sie nicht auf ewig verdammt sein wollten.

So ging es also auf dem Fandango her, und ein toller Fandango war es; ein Fandango, der von seinen Teilnehmern ausgezeichnete Organe verlangte, wenn sie nicht taub, blind und durch den gezwungenen Genuß gar vieler kräftiger Getränke auch gefühllos werden wollten. —

In einem kleinen Seitengemach, dessen Tür in den Tanzsaal führte, saßen um mehrere kleine Tische, zum Teil auch auf denselben, Gruppen von Männern, die weniger Neigung zum Tanz zu haben schienen, den schweren El Pasowein aber nicht verschmähten, und sich bei der Flasche und bei der vollen Aussicht auf die Tanzenden ohne Zweifel ebensogut unterhielten, und vielleicht noch besser, als wenn sie sich mitten in dem tollen Gewühle befunden hätten.

Besonders in die Augen fallend waren drei junge Männer, die der Tür zunächst saßen, mit einem Anstrich von Behaglichkeit ihren Wein schlürften und mit lachenden Blicken dem Tanz zuschauten. Das wilde Treiben in ihrer Umgebung ergötzte sie aufs höchste, obgleich sie keine Lust zeigten, sich in dasselbe zu mischen. Die Sennoritas, die sie zum Tanze aufmunterten, vertrösteten sie mit harmlosen Witzworten auf eine spätere Stunde, zu der die Füße der meisten Tänzer erlahmt und die Köpfe zu schwer geworden sein würden, um den Körper im Gleichgewicht zu halten, und schlossen ihre Entschuldigung mit der Beteuerung, daß sie dann mit Freuden ihre ganze Gewandtheit und ihre letzten Kräfte zum allgemeinen Besten aufzuopfern gedächten.

Die eine oder die andere der fröhlichen Landestöchter leerte dann wohl, der wohlgemeinten Einladung folgend, ein Glas des goldigen El Paso, drehte plaudernd und schäkernd mit

geübten Fingern eine zierliche Zigarette, rauchte sie an und bot sie demjenigen, der augenblicklich nicht mit einer solchen versehen, und dahin tanzte sie wieder mit einer Ausdauer und Energie, daß ein sich um die Stelle eines Senators bewerbender Amerikaner sie um ihre Lungen hätte beneiden mögen.

Die drei jungen Leute, die sich so auf ihre eigene Weise belustigten, waren niemand anders, als Robert Andree, sein Freund Sidney Bigelow und der schwarze Juan, der auch hier schon unter dem Namen des ersten Arriero Kaliforniens bekannt war.

Sie wohnten seit einigen Wochen in dem Exchange-Hotel an der östlichen Ecke des Marktplatzes, von wo aus sie ihre kleinen Ausflüge in das Land zu den Viehzüchtern unternahmen, mit denen sie Geschäfte abzuschließen gedachten.

Am vorhergehenden Tage von einem solchen Ausfluge heimgekehrt, hatten sie den Aufenthalt in dem Gasthause zu einsam gefunden, und waren daher dem Menschenstrom nach der Fandangohalle gefolgt. Sie waren frühe genug eingetroffen, um sich in einem Winkel festzusetzen, der voraussichtlich von dem allgemeinen Drängen und Stoßen etwas verschont bleiben würde.

Auf ihren Zügen war zu lesen, daß keine Sorgen sie drückten, und daß sie sich überhaupt so zufrieden fühlten, wie es unter den obwaltenden Verhältnissen nur immer möglich war. Sogar Sidney zeigte sich redseliger, als Robert es sonst an ihm gewohnt war. Ob nun infolge des reichlichen Genusses des feurigen Getränkes, oder weil er, seinem echt amerikanischen Charakter frönend, seine Neugierde nicht zu bezähmen vermochte und dem Freunde auf schlaue Weise ein Geheimnis zu entlocken beabsichtigte, das war nicht leicht zu erraten.

„Ich sage dir jetzt zum letztenmal," antwortete Robert, indem er lachend sein volles Glas ergriff; „ich merke sehr wohl, du willst den Schlauen spielen; deine ganze Bewunderung, die du, deiner Gewohnheit entgegen, für das Sandiagebirge aussprichst, läuft nur darauf hinaus, daß du zu erfahren wünschest, was ich am Rio Tuerto mit dem Mexikanerburschen verhandelte!"



Da sauste der Tomahawk des hinterlistigen Seminolen auf den Kopf des Pferdes nieder, so daß dieses sich hoch aufbäumte und mit seinem Reiter über den Rand des Abgrundes hinunterstürzte. (S. 198.)

„Ich kümmere mich den Henker um deinen Mexikanerburschen", versetzte Sidney nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, aber in herzlicher, gutmütiger Weise sein Glas gegen das Roberts und Juans klingend. „Ich sage nur, er war für einen Mexikaner ein verteufelt hübscher Junge; entschuldigt mich, Don Juan, ich meine es nicht böse," bemerkte er, zu dem Arriero gewendet, „dann erscheint es mir aber auch etwas wunderbar, daß du, Freund Robert, der du in diesem Lande so fremd bist wie ein neugeborenes Kind oder wie ich selber, dort im Gebirge Bekannte hast; denn es konnte doch nur ein alter Bekannter sein, der auf das von dir gegebene Signal schnell herbeikam."

„Allerdings war es kein Zufall, daß der Junge sich zu uns gesellte, ich kann dir aber heilig versichern, daß ich ihn ebensowenig kannte, wie dort die beiden Pelzjäger, die, wie es scheint, einen Solotanz aufführen wollen. Übrigens laß dir gesagt sein, es ist nicht mein Geheimnis; glaube mir, wäre es das meinige, dann würde ich dich sowohl wie Juan schon längst in mein Vertrauen gezogen haben."

Sidney schwieg zu diesen Äußerungen und wandte seine Aufmerksamkeit dem Tanzplatz zu, wo eine ungewöhnliche Bewegung entstanden war.

Zwei Pelzjäger, die schon etwas mehr getrunken, als gerade nötig war, um den Durst zu vertreiben, hatten sich nämlich bis in die Mitte des Saales gedrängt und dort so lange ein gellendes indianisches Kriegsgeheul erschallen lassen, bis die Musik und jede andere Unterhaltung verstummte.

Beide, zwei athletische wilde Gestalten, die es nicht der Mühe wert gehalten, ihr abgenutztes hinterwäldlerisches Kostüm zu wechseln, führten lange Äxte in den Händen und begannen dieselben, sobald etwas Ruhe eingetreten, im Kreise um sich zu schwingen, so daß Tänzer und Zuschauer, wenn sie nicht getroffen werden wollten, weit zurückweichen mußten.

Es bildete sich daher schnell, trotz des Fluchens, des Kreischens und der Drohworte der Zusammengedrängten, ein leerer Raum in der Mitte der Halle, auf welchem die Ruhestörer sich sogleich anschickten, eine Rede zu halten.

Leidenschaftliche Redner, wie die Amerikaner im allgemeinen sind, zeigen sie sich auch nicht weniger leidenschaftlich im Zuhören, selbst auch dann, wenn die Rede wenig oder gar keinen Gehalt hat. Es kommt ihnen in den meisten Fällen eben nur darauf an, Schmeicheleien auf sich und ihre Republik oder Drohungen gegen die ganze übrige Welt zu vernehmen, um ihren wilden Enthusiasmus zu wecken.

Die Stellung der Jäger, die deren Absicht deutlich kundgab, genügte daher, bei dem amerikanischen Teil der Versammlung Stille hervorzurufen, und alle übrigen mußten sich schlechterdings fügen, wenn sie nicht Veranlassung zu ernsten Streitigkeiten geben wollten.

Nach einer kurzen Verhandlung kamen die beiden Trapper überein, daß der Ältere zuerst das Wort ergreifen solle, und nach einigem Hin- und Herfragen, wer von ihnen eigentlich der Ältere sei, begann endlich der eine:

„Ladies und Gentlemen! Sennoritas und Sennores! Mitbürger und Bürger der ewig unteilbaren und unbesiegbaren Republik!"

Donnernder Applaus schnitt hier dem Redner das Wort ab. Nachdem er dann unter Mitwirkung seines Gefährten durch indianisches Geheul die Ruhe wieder einigermaßen hergestellt, begann er von neuem:

„Ja, Bürger wollt Ihr sein, aber tanzen könnt Ihr alle nicht! Fehlt Euern Bewegungen der Charakter! Der Bär, wenn er auf zwei Beinen steht, hat Charakter; der Biber, wenn er den Baum fällt, hat Charakter! Aber Ihr?! Ihr habt höchstens Politik in den Beinen! Zum Tanz gehört außer gesunden Knochen mathematisches Studium, oder ich will verdammt sein! Ist nicht genug, von einem Bein aufs andere zu springen, wie eine Präriehenne auf dem ersten Schnee, oder sich herumzudrehen wie ein Stückchen Eichenrinde auf einem Wasserwirbel! Mille Carajo! Auf zwei Füßen zugleich tanzen! Darin liegt Charakter!"

Nachdem der Redner sodann einen zufriedenen Blick auf seine applaudierende Umgebung geworfen, sodann wieder Ruhe geboten und sich geräuspert hatte, fuhr er fort:

„Um tanzen zu lernen, müßt Ihr auf einige Jahre zu den Indianern gehen! Da aber nicht alle Menschen, am allerwenigsten Ladies, klug genug sind, um den Weg in ein reguläres Wigwam zu finden, so wollen mein Kamerad und ich den Pferde- und Büffeltanz vor Euch aufführen, und die Musik soll den Yankeedoodle dazu aufspielen, oder Ihr sollt alle im Fegefeuer braten!“

„Aber nicht länger als eine Viertelstunde!“ fügte der andere Jäger brüllend hinzu.

„Nein!“ schrie der erste wieder, „ich will verdammt sein, wenn ich meine, auf eine Viertelstunde! Ewig sollen sie braten! Braten so lange, bis sie aussehen wie ein Büffel, den der Präriebrand angesengt hat!“

„Sacré mille Goddam Caramba!“ fiel der zweite Jäger dem ersten in die Rede; „braten, bis ihre Knochen zerbröckeln wie ein verbrannter Maiskuchen! Aber nur eine Viertelstunde wollen wir tanzen.“

Das betäubende Gelächter, welches der Aufklärung des Mißverständnisses folgte, zwang den Redner, innezuhalten; nach einigen Minuten fuhr er aber wieder fort:

„Also nicht länger als eine Viertelstunde tanzen wir, oder gerade so lange, wie ein Jesuitenpfaffe hängen muß, um seine Seele zum Teufel fahren zu lassen! Damit Ihr aber nicht denkt, daß wir unsere Kunst für Geld zeigen,“ bei diesen Worten warf er ein Goldstück auf die Erde, „fordere ich die ganze Gesellschaft auf, auf meine Rechnung zu trinken.“

„Hurra! Hurra! und abermals Hurra!“ donnerte die Versammlung. „Musik! den Yankeedoodle!“ fuhren einzelne fort zu brüllen. „Hurra für den Büffeltanz! Hurra für den Pferdetanz! Hurrah für den lustigen Yankeedoodle und die lustigen Sterne und Streifen!“

Die Musik stimmte an, die beiden Jäger schulterten die Äxte, stellten sich nebeneinander und begannen sich in den Knien im Takt hinunter und herauf zu biegen, wobei sie in den gräßlichsten Tönen und Modulationen das indianische „Hau, Hau, Hau“ sangen.

Einige Minuten blickte die Versammlung voll Interesse

auf die beiden Tänzer, allmählich aber nahm sie insoweit an der Vorstellung teil, daß die eine Hälfte derselben mit in den Yankeedoodle einstimmte, während die andere schnell die indianische Melodie erfaßte und mit aller Kraft der Lungen das ewige „Hau“ mitbrüllte.

Lauter wurde die Musik und lauter tönte es aus den rauhen, heiseren Kehlen. Die Tänzer wie die Zuschauer wurden warm, eine förmliche Wut ergriff sie; denn erstere ließen es jetzt nicht mehr bei dem Bücken und Neigen bewenden, sondern sprangen in regelmäßigen Pausen mit beiden Füßen zugleich empor, und immer neue Jäger traten gellend und heulend aus dem Gedränge der Zuschauer und gesellten sich zu den Tanzenden, denen sie es in der Heftigkeit der Bewegungen zuvorzutun trachteten.

„Ein Trupp Oglalas könnte seine Sache nicht besser machen, als diese wilden Jäger,“ bemerkte Robert zu Sidney gewendet, der nicht umhin konnte, mit seinen schweren Stiefeln unter dem Tisch den Takt zu der geliebten Melodie des Yankeedoodle zu stampfen.

„Ein herrlicher Anblick!“ war das einzige, was der über die Ausgelassenheit seiner Landsleute enthusiasmierte Sidney hervorzubringen vermochte.

„Ja, ein Anblick, wie er eben nur im fernen Westen geboten wird,“ versetzte Robert; „aber auch ein Anblick, der in einer Stadt des Ostens Schrecken und Grauen einflößen würde.“

„Grauen und Schrecken?“ fragte Sidney verwundert, indem er aufsprang. „O Robert, dann kennst du noch lange nicht das Jungamerika! Solltest nur unsere Farmerburschen sehen, wenn die Musik ruft!“ Und ehe er noch ganz ausgesprochen, bewegten sich seine Füße und Hände, als ob sie aus ihren Gelenken hätten fallen wollen, während der kolossale Oberkörper, den heftigen Bewegungen der Glieder folgend, sehr wenig anmutig hin und her schlotterte.

„Sidney! Sidney! hat dich eine Tarantel gestochen!?“ rief Robert mit vor Lachen fast erstickter Stimme. „Sidney, wenn dich so die schöne Maria sähe.“

Doch Sidney war zu sehr von der Musik berauscht, als daß

er hätte hören mögen. Roberts Worte schienen ihn sogar nur noch anzufeuern, denn er schleuderte Hut und Rock zur Seite, richtete die Blicke fest auf seine Füße, die auf derselben Stelle im schnellsten Tempo auf den Boden klapperten, und mit den Händen den Takt auf Brust und Lenden schlagend, sang er:

„Der Yankee-Bursch gereiset hat,
Er wollte werden weiser,
Er sagt, er könnt nicht sehn die Stadt,
Da wären zu viel Häuser!
Yankeedoodle. —"

Ein Schuß, der jetzt in der Halle fiel, und dem lautes Kreischen der Frauen folgte, veranlaßte ihn, plötzlich innezuhalten und durch die Tür zu blicken.

Eine tolle Verwirrung herrschte daselbst, die Musik verstummte auf einige Minuten, spielte aber sogleich wieder auf, nachdem ihr einige Flüche zugeschleudert worden waren; die Balldamen drängten sich der Tür zu, um ins Freie zu gelangen, fanden dieselbe aber von einigen halbberauschten Männern besetzt, und preßten sich wie Hilfe suchend in enge Knäuel zusammen. Die wilden Tänzer aber hatten eine lange Reihe gebildet und sprangen einer hinter dem andern im Kreise herum; das indianische „Hau" übertönte die Musik, das Kreischen und das Gelächter; in ihren Händen blitzten das breitklingige Messer und die kurze Revolverpistole, während die beiden Vortänzer in wahrhaft erschreckender Weise die schweren Äxte schwangen.

„Hurra! die Sennoritas müssen mitsingen!" brüllte ein bärtiger Trapper, seinen Revolver gegen die Decke abfeuernd, daß der von der Decke losgerissene Kalk weit umherspritzte. Die Sennoritas leisteten Folge, denn ihr Gekreisch gewann auf Augenblicke die Oberhand über den tollen Lärm.

„Gut gemacht!" rief ein anderer Tänzer, „laßt uns antworten!" Und fast gleichzeitig hoben sich die Hände der Trapper, legten sich flach auf ihre bärtigen Lippen, und dadurch, daß sie ein gellendes Geheul ausstießen und mit den Händen in zitternder Bewegung auf den geöffneten Mund schlugen, entstand ein so höllischer Lärm, daß selbst die allerwildesten

Indianer bei ihrem Skalptanz ihn nicht besser hätten erzeugen können.

„Die Reihe ist an den Damen!“ kommandierte jetzt einer, als ihm die Luft ausging, und krachend schlugen ein halbes Dutzend Pistolenkugeln in die Decke.

Neues Zetergeschrei, neues Lachen und neues indianisches Geheul ertönte, und dazwischen knallten die Pistolen, als wenn es das unschuldigste Feuerwerk gewesen wäre, so daß zuletzt kein einziges Wort mehr verstanden werden konnte, und das Ganze mehr einem wilden Kampf von Teufeln, als irgend etwas anderem glich.

Doch wie alles sein Ende erreicht, so nötigten auch hier die Erschöpfung und der Mangel an geladenen Pistolen die Tänzer, mit ihrem tollen Treiben innezuhalten.

Auf diese Pause nun schien ein Trainführer, ein baumlanger Amerikaner, gewartet zu haben, um seine Meinung auszusprechen. Er war nämlich so dicht an die Bretterwand, die den Tanzsaal von der Trinkstube trennte, gedrängt worden, daß er seine Glieder fast nicht mehr zu rühren vermochte. Sobald er nun glaubte, daß seine Stimme vernommen werden könne, brüllte er über die Köpfe der vor ihm Stehenden hinweg:

„Wenn die verdammten Hinterwäldler nicht aufhören, die Sennoritas zu erschrecken, und sogleich auch andere ehrliche Leute tanzen lassen, so werden sie aus der Tür geworfen werden!“

„Sacrrr bleu! Wer spricht von verdammten Hinterwäldlern hier?“ fragte ein kleiner, vierschrötiger Kanadier, sich umschauend.

„Ich sage es, du Lumpenkerl von einem Biberfänger!“ rief der Amerikaner zurück.

Das letzte Wort war aber noch nicht aus seinem Munde, da zuckte es wie ein Blitz durch die Luft, und im nächsten Augenblick haftete ein kurzes Schlachtmesser mit der Spitze dicht an seiner Schläfe in der Bretterwand. Das mit unglaublicher Sicherheit geworfene Messer würde ihm unbedingt in das Gesicht geflogen sein, wenn er nicht die Bewegung des Kanadiers rechtzeitig wahrgenommen und den Kopf, das einzige, was

von seinem Körper nicht festgeklemmt war, schnell zur Seite geneigt hätte.

Der Streit, der jetzt zu entstehen drohte, rief urplötzlich eine lautlose Stille hervor, und leise drängten sich die Umstehenden von den beiden Kämpfern zurück, um ihnen freien Spielraum zu verschaffen, sich selbst aber aus dem Bereich der Gefahr zu bringen.

Der plötzliche Übergang von dem wilden Toben zu der schwülen Stille schien niederschlagend auf das aufgeregte Blut zu wirken, denn anstatt die Pistole zu ziehen und auf seinen Feind zu feuern, ließ der Amerikaner nur ein lautes „Goddam" erschallen, worauf er kaltblütig das Messer aus der Wand riß.

„Ich habe gesagt: Lumpenkerl von einem Biberfänger!" begann er zu dem Kanadier, dem unterdes schon längst wieder von seinem Kameraden ein Messer in die Hand geschoben worden war. „Wenn Ihr kein Lumpenkerl wäret, so hätte mir das Messer mitten ins Auge fliegen müssen."

„Sacré mille tonnere!" fluchte der Franzose, aber doch nicht mehr in so wütendem Tone. „Wenn Ihr langer Goliath nicht so ein dummer Esel gewesen wäret, den Kopf zur Seite zu neigen, so würdet Ihr Euch überzeugt haben, daß ich mein Ziel wohl zu treffen weiß, und diesmal war es in der Tat auf das Schwarze in Eurem Auge abgesehen!"

„Dummheiten! So etwas kann jeder sagen!" erwiderte der Goliath, dem Trapper das Messer über die vor ihm Stehenden hinweg darreichend. „Beweisen sollt Ihr's, und zwar gleich! Ein Stück Kreide, ein Stück Kreide!" rief er dann nach der Tür des Schenkzimmers hinüber.

Die Kreide wurde geholt, und alle lauschten gespannt, welche Vorschläge gemacht werden würden.

Ohne sich indessen aus seiner Ruhe bringen zu lassen, zeichnete der Amerikaner einen Kreis, der ungefähr einen Fuß im Durchmesser haben mochte, auf die Wand, und hielt dann seine linke Hand mitten in denselben, während er mit der rechten den Revolver aus dem Gürtel zog.

„Jetzt zeigt, ob Ihr ein Lumpenkerl seid!" rief er dem Trapper zu. „Ihr sollt Euer Messer hier in den Kreis werfen

ohne meine Hand zu berühren. Trefft Ihr außerhalb desselben, oder auch nur in den Kreidestrich, dann seid Ihr ein Lumpenkerl und bezahlt zwei Gallonen El Pasowein; ritzt Ihr mir aber die Haut, dann schieße ich Euch eine Kugel durch den Kopf!"

Ein allgemeines Gelächter der Trapper belohnte diesen Vorschlag zu einem gütlichen Vergleich, wie sie es nannten, und als dann wieder einigermaßen Ruhe eingetreten war, nahm der Kanadier das Wort:

„Ihr mögt mir ebensogut einen Büffel an die Wand malen, wie jenen Tonnenreifen! Verdammt will ich sein, wenn ich mein Messer werfe, ehe Ihr nicht den Kreis halb so groß gemalt habt. So — so — so ist's recht!" fuhr er fort, als er wahrnahm, daß der Amerikaner seiner Aufforderung Folge leistete. „So ist's recht; nun haltet stille. Aber noch ein Wort! Damit Ihr nicht denkt, daß ich's ums Geld tue, bezahle ich die zwei Gallonen vorher; hier ist das Geld!"

„Und damit Ihr nicht denkt, daß ich Euch vor den Kopf schießen will, um nachher von Eurem Kameraden massakriert zu werden," entgegnete der Amerikaner, die Pistole in den Gurt schiebend. „Aber die Nase schlage ich Euch entzwei, wenn das Messer mich berührt."

„Fertig!" kommandierte der Kanadier statt aller Antwort. Die zunächst Stehenden machten ihm Platz; er selbst trat noch einige Schritte zurück, so daß er sich gegen fünfzehn Fuß weit von seinem Ziele befinden mochte, und nahm dann eine seinen Zwecken entsprechende Stellung ein.

Den linken Fuß stellte er nämlich weit voraus, dagegen ließ er, indem er sich zurückbog, die ganze Last der Körpers auf dem rechte Fuße ruhen, 'und legte das Messer so in die Hand, daß das Heft zwischen dem Ballen des Daumens und der Faust eingeklemmt war, die Klinge aber auf den lang ausgestreckten Fingern ruhte und etwa zwei Zoll weit über den Mittelfinger hinausragte. Langsam wog er die Waffe dann in dem niederhängenden Arm einige Male hin und her, holte plötzlich weit hinten aus, schnellte den rechten Fuß und die Last des Körpers, gleichzeitig mit der bewaffneten Hand

nach vorne, und krachend grub sich die Spitze des Messers gerade vor dem Zeigefinger des Amerikaners tief in das Holz.

„Goddam, ein feines Kunststückchen!" bemerkte dieser, die Waffe, deren Griff von der Erschütterung noch zitterte, mit Aufmerksamkeit betrachtend und dann mit einem heftigen Ruck aus dem Holz ziehend. „Bei Gott, ein feines Kunststückchen!" fuhr er wohlgefällig fort, ohne sich um das Beifallsgebrülle zu kümmern, das sich ringsum erhob. „Ja, Ihr seid wahrhaftig kein Lumpenkerl," rief er dem Kanadier zu; „nein, beim allmächtigen Gott nicht! Aber Brüderschaft will ich mit Euch trinken!"

„Und ich? Und ich!?" jauchzte der Kanadier, bei dem das französische Element jetzt zum Durchbruch kam; „Sacrrr bleu! Meine Sennorita ist die Schönste in Santa Fé, und mit der sollt Ihr tanzen! Sacrrr Goddam! Es ist das erste Mal, daß Jean Lebeau sein Schätzchen ausleiht. Hallo! Sacrrr mille Caramba! Sennorita Schata! hier heran! Musik! Musik! einen Walzer!"

Die Musikanten stimmten an, die Sennoritas kamen aus ihren Winkeln hervor, der Amerikaner ergriff die schöne Schata, Jean Lebeau die erste beste, andere Paare schlossen sich an, und der Fandango war wieder im Gange, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, nur daß der Ballstaat der Damen etwas zerknittert aussah und die Gesichter der Männer, nach der Anstrengung des Pferde- und Büffeltanzes und dem allgemeinen Versöhnungstrunk, eine höhere Röte angenommen hatten.

„Das ist ein Leben!" sagte Robert zu seinen Gefährten, die gleich ihm nicht ohne Spannung den Ausgang des Streites erwartet hatten.

„Ein herrliches Leben!" versetzte Sidney, „aber wohl dem, der sich nicht dareinzumischen braucht. Ich glaube, meine Mutter verginge vor Angst, wenn sie eine Ahnung von einem mexikanischen Fandango erhielt, und dabei dächte, daß ich an einem solchen teilnehmen könnte."

„Und doch verspüre ich große Lust in meinen Füßen, etwas mitzuwalzen," bemerkte Robert, „du weißt, es ist ein deutscher Nationaltanz. Aber es ist schon zu spät, ich denke, wir brechen

auf, ehe dergleichen Szenen wiederholt werden. Es könnten doch einige harmlos abgefeuerte Kugeln ihren Weg hierher finden."

Eine neue Bewegung, die im Tanzsaal entstand, unterbrach wieder ihr Gespräch, und alle drei erhoben sich, um, durch die Tür blickend, ihren Grund kennen zu lernen.

Die Tür, die ins Freie führte, war nach den letzten geräuschvollen Auftritten noch nicht wieder freigemacht worden, obgleich sie nicht mehr mit Gewalt geschlossen gehalten wurde.

Dort nun entdeckte Robert sogleich, daß ein ärmlich gekleideter Mexikanerbursche sich hereingedrängt hatte, von den Zunächststehenden aber wieder hinausgeworfen werden sollte.

„Was will der Peon hier unter freien Leuten und Caballeros!? Hinaus mit ihm! Hinaus auf die Straße! Werft den Schlingel aus dem Fenster!" so schallte es wild durcheinander. Zugleich vernahm Robert aber auch, wie der jammernde Knabe um Nachsicht, um Barmherzigkeit bat.

„Um der heiligen Jungfrau willen, Sennores, glaubt mir, ich kam nicht aus Neugierde, ich kam ja nur, um jemanden aufzusuchen!" flehte die sanfte, schluchzende Stimme.

„Hinaus mit ihm! Wer könnte hier mit einem Peon Bekanntschaft haben? Hinaus, hinaus!" und im nächsten Augenblick ergriffen kräftige Arme den Knaben und schoben ihn der Tür zu.

Dieser mochte das Vergebliche seiner Bitten einsehen, denn er verstummte und ließ sich ohne Widerstand hinausdrängen. Ehe er aber verschwand, sandte er noch einen flehenden, suchenden Blick rückwärts, und Verzweiflung malte sich auf seinen Zügen, als seine Augen nicht fanden, was sie vielleicht zu finden hofften.

Robert aber hatte ihn erkannt; es war der Knabe aus dem Bergwerk, der Knabe, an den er Hohendorfs Aufträge ausgerichtet, und den er als dessen Lebensretter kannte.

„Fernando!" rief er leise aus, jedoch laut genug, um von seinen Gefährten verstanden zu werden, und im nächsten Augenblick drängte er sich, von diesen gefolgt, der Tür zu, die sich kurz vorher hinter dem armen hilfsbedürftigen Knaben geschlossen hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Fernando.

Es war keine leichte Arbeit für Robert, sich einen Weg zwischen den berauschten Männern und den leidenschaftlichen Sennoritas zu bahnen. Es gelang ihm aber, indem er gegen erstere derbe Scherze gebrauchte, bei den fröhlichen Mädchen dagegen zartere Mittel anwendete, Mittel, denen diese nicht zu widerstehen vermochten, und die ihm zwar manchen schmollenden, aber nichtsdestoweniger freundlichen Blick eintrugen, gleichwohl ihm jedoch einen Durchgang verschafften.

Hier küßte er eine alabasterne Schulter, dort einen schwellenden Mund, wenn man ihn mit Gewalt zum Tanz zwingen wollte. Auf einer andern Stelle wieder schlug er lachend die drohende Faust eines eifersüchtigen Liebhabers zur Seite, der sich wegen der allzu deutlichen Aufmerksamkeiten und der sie belohnenden Blicke an dem Fremden rächen wollte; und wenn man ernstlich auf ihn eindrang, dann wurden seine Gegner schnell wieder besänftigt, und zwar nicht weniger durch Sidneys drohende Faust, die sich mit eigentümlichem Ausdruck über seines Freundes Schulter schob, wie auch durch die Sennoritas, deren runde Arme sich liebkosend und beschwichtigend um den Hals ihrer Auserkorenen legten.

Der schwarze Juan beobachtete alles mit Adlerblicken; sein dunkles Gesicht leuchtete vor Entzücken, wenn Männer mit leichter Mühe zurückgewiesen wurden. Wenn Roberts Schnurrbart aber die Lippen einer heißblütigen Sennorita berührte, dann sprühten seine schwarzen Augen Blitze; denn er gedachte seiner schönen Herrin, sowie an das, was sie ihm beim Scheiden geboten.

Endlich nach vielem Drängen und Stoßen gelangten die drei Kalifornier ins Freie.

Robert schaute sich um; pechschwarze Finsternis verhüllte den Marktplatz und die ganze Stadt. Die Laternen waren teils erloschen, teils entfernt worden, und der Lichtschimmer,

der durch die Fenster des Fandangosaales fiel, reichte eben nur bis über die Straße.

Er rief mit halblauter Stimme den Namen „Fernando“, doch niemand antwortete. Er versuchte, die Dunkelheit mit den Augen zu durchdringen, indem er sich auf den Boden niederkauerte, aber vergeblich. Seine Augen hatten sich, seit sie die erleuchteten Räume verließen, noch nicht an die Finsternis gewöhnt, und nach längerer Zeit erst vermochten die drei Gefährten genug von ihrer Umgebung zu unterscheiden, um überhaupt ihren Heimweg nach dem Exchange-Hotel antreten zu können.

„Ihr habt den Knaben in dem Sandiagebirge gesehen,“ wandte Robert sich zu seinen Gefährten, die ihm schweigend nachfolgten, „ich meine Fernando, der zu uns ins Lager kam. Habt Ihr ihn nicht in dem Burschen wiedererkannt, den man auf so brutale Art zur Tür hinauswies?“

„Vor meinen Augen nehmen sich alle Mexikanerburschen gleich aus,“ versetzte Sidney mit offenbar erheuchelter Geringschätzung, aber doch innerlich erfreut, jetzt vielleicht etwas Näheres über den geheimnisvollen Knaben zu erfahren. „Alle haben pechschwarze Haare, braune Gesichter und dunkle Augen, und sind in der Tat nur schwer von einander zu unterscheiden.“

„Ja, Sennor, es war Fernando,“ hob Juan jetzt an, ohne auf Sidneys Worte zu achten; denn er war schon zu sehr daran gewöhnt, denselben in wenig freundlicher Weise von andern Nationen, außer der amerikanischen, sprechen zu hören, als daß er besonders großen Wert auf dergleichen Äußerungen gelegt hätte, um so mehr, da er sein braves Herz kannte, das in entscheidenden Fällen doch immer den Sieg über die angestammten Vorurteile davontrug.

„Ja, Sennor, es war Fernando,“ wiederholte der Arriero, „und wenn er kam, um Euch zu suchen, so werden wir ihn bald genug finden.“

„Wo aber sollen wir ihn suchen bei dieser Dunkelheit?“ fragte Robert ungeduldig; „Ihr habt Euch ja selbst überzeugt, daß nicht viel dazu gehört, einen armen verlassenen Knaben

von diesen mehr rauhen und verwilderten, als erbarmungslosen Menschen aus der Stadt gewiesen zu sehen.“

„Suchte er Euch,“ antwortete Juan, „dann konnte er Eure Anwesenheit auf dem Fandango nur im Exchange-Hotel erfahren haben. Wenn ich übrigens recht hörte, so bezeichnetet Ihr damals dem Burschen den uns schon in Kalifornien empfohlenen Gasthof als den einzigen Ort, wo Ihr mit Bestimmtheit anzutreffen sein würdet. Er wird also nach demselben zurückgekehrt sein, um Euch daselbst zu erwarten.“

Bei diesen Worten bogen sie um die Ecke des Marktplatzes und standen gerade vor der erleuchteten Trinkhalle des erwähnten Gasthofes, die eine solche Lage hatte, daß sie von der Straße aus durch die geöffnete Tür übersehen werden konnte.

„Er ist noch nicht eingetroffen,“ sagte Robert enttäuscht, denn er hatte wirklich erwartet, den Knaben dort vorzufinden.

Als er aber eben im Begriff stand einzutreten, fühlte er sich von Juan zurückgehalten, der ihn aufforderte, nach dem weiter abwärts gelegenen Torwege des Gasthofes hinüberzuhorchen.

Deutlich drang von dorther aus dem finstern Winkel heftiges Schluchzen zu ihnen herüber, ein Schluchzen, so herb und schmerzlich, daß es bei einem Wilden Teilnahme erwecken, dem gefühlvollen Menschen aber Tränen hätte entlocken können.

„Fernando! Fernando!“ rief Robert leise aus. Das Schluchzen verstummte und im nächsten Augenblick stand der Knabe in der Tür und streckte Robert mit flehender Geberde, aber mit einem Ausdruck der Freude, beide Hände entgegen.

„Du hier, Fernando? Und in Tränen?“ fragte Robert teilnehmend, sobald er den Knaben erkannte.

„O Sennor, möge die heilige Jungfrau Euch für die freundlichen Worte belohnen, und möget Ihr mich nicht verstoßen. Ich komme, um Euren Schutz zu erflehen, denn ich bin jetzt ganz allein, und es gibt keine Seele, die sich meiner erbarmt!“

Hier vermochte der Knabe vor Schluchzen nicht weiterzureden.

„Komm, Fernando, komm mit in unser Gemach,“ versetzte Robert gerührt, „aber beruhige dich; mein Rat soll dir werden,

und niemand dich mehr mit Verachtung behandeln. Fürchte dich nicht, mein Kind," fuhr er fort, als er bemerkte, daß der Knabe seine großen Augen mißtrauisch auf Sidney und Juan richtete. „Fürchte dich nicht, es sind meine Freunde; ich habe ihnen zwar noch nichts mitgeteilt, weil es dein Geheimnis war, das ich zu bewahren hatte, du selbst magst es aber ohne Furcht tun; sie werden ebenfalls deine Freunde sein, solange du ihre Freundschaft verdienst."

„Ich danke Euch, Sennores," erwiderte Fernando, die Tränen mit Gewalt zurückdrängend, und den beiden nun ebenfalls die Hand reichend. „Ich danke Euch von Herzen; glaubt mir, ich verdiene Euer Mitleid im höchsten Grade, und wenn —"

„Nicht hier, nicht hier, mein Kind," unterbrach Robert in der ihm angeborenen wohlwollenden Weise den Knaben; „komm, es ist hinlänglich Raum für dich in unserem Gemach; du sollst dich vor allen Dingen erfrischen, und dann magst du uns mitteilen, was dich zu solcher Stunde hierher getrieben hat."

Eine halbe Stunde später saß die kleine Gesellschaft vereinigt in einem Hinterzimmer des Hauses vor dem behaglichen Kaminfeuer.

Fernando erzählte mit sanfter, klagender Stimme seine Geschichte. Ohne ihn zu unterbrechen, lauschten die drei Kalifornier, und manch teilnehmender Seitenblick streifte die zusammengekauerte Gestalt des armen Knaben, der mit dem kindlichsten Vertrauen und rührender Offenheit seine Worte bald an den einen, bald an den andern richtete, oder wie träumend vor sich in die Flammen schaute.

Nachdem er alles noch einmal wiederholt hatte, was Robert schon größtenteils durch Hohendorf erfahren, ging er auf seine letzten Erlebnisse über.

„Ich weiß nicht, ob ich es ein Glück oder Unglück nennen soll," begann er, „daß ich Eurem Freunde ein Mittel angab, mir Nachrichten zukommen zu lassen. Ich versichere Euch aber, daß ich mich unendlich freute, die Stange mit dem Wimpel von der Höhe aus zu erblicken. Ich freute mich, daß es außer

meinem Onkel noch jemanden gab, der meiner gedachte.“

Nach längerem Schweigen, das die Freunde aus Achtung vor dem Kummer des Knaben nicht zu unterbrechen wagten, fuhr er endlich wieder fort:

„Natürlich mußte es mich überraschen und mir unglaublich erscheinen, daß mein Onkel im Besitz von so viel Reichtum sein sollte. Euer Freund schien aber nicht der Mann zu sein, der mit einem armen verlassenen Knaben ein grausames Spiel hätte treiben mögen, und da Eure Angaben, trotzdem Ihr bis auf den heutigen Tag weder die Eingänge zu den Stollen, noch die Stollen selbst kennt, so überaus genau waren, so entschloß ich mich nach hartem Kampf, Nachforschungen nach den Schätzen anzustellen.

Eines Tages, als mein Onkel mich nicht in dem Bergwerk vermuten konnte, begab ich mich, ausgerüstet mit einem Hammer und einer Lampe, in den mir von Euch bezeichneten Gang. Ich zählte die Schritte genau und gelangte bis in die Nähe des Verstecks, würde es aber nie gefunden haben, wäre ich nicht vertraut mit dieser Art von Falltüren gewesen. Ehe ich dann meine Arbeit fortsetzte, lauschte ich eine Weile. Ich wußte zwar, daß der alte Mann nicht erscheinen könne, doch ich bebte fieberhaft bei dem leisesten Geräusch, das ich selbst erzeugte. — Ich drehte den Stein herum, leuchtete in das Versteck, und es überraschte mich jetzt gar nicht mehr, wirklich den ledernen Sack darin liegen zu sehen.

Ich hätte aber doch vor Freude laut aufschreien mögen; denn in den Schätzen, die der Sack barg, sah ich ja die Mittel, uns dem Elende entreißen und vor allen Dingen lesen und beten lernen zu können. Die alten Inschriften, die rings an den Wänden eingemeißelt waren, sollten für mich Leben erhalten; die Bücher, die ich in den Ansiedelungen gesehen, sollten zu mir sprechen; ich sollte selbst welche besitzen, und sollte selbst sogar schreiben lernen. —

Mir schwindelte, und nach längerer Zeit erst war ich imstande, meine Hand prüfend auf den Schatz zu legen.

Er war kalt und hart, aber deutlich fühlte ich das Gold.

Plötzlich bemächtigte sich meiner ein neuer Schrecken.



— — krachend grub sich die Spitze des Messers gerade vor dem Zeigefinger des Amerikaners tief in das Holz. (S. 218.)

Wie, wenn er den Sack gezeichnet und sich die Lage desselben und die ihn zusammenhaltenden Schleifen und Bänder genau gemerkt hatte? So dachte ich, und der Gedanke wurde gleichzeitig zur festen Überzeugung. Nur einen einzigen Blick warf ich noch auf die Schätze, schloß dann vorsichtig den Stein wieder, und eilte, so schnell mich meine Füße zu tragen vermochten, ans Tageslicht.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß ich zu irgendeinem Entschluß gekommen wäre. Meine Furcht vor der Wut des Onkels einerseits, und andererseits wieder der Gedanke, daß er es war, der seit meiner frühesten Jugend zugleich Vater- und Mutterstelle bei mir vertrat, hielten mich ab, mir die Entdeckung zunutze zu machen. —

Da ging die noch immer milde Herbstluft in scharfe Winterkälte über.

Ich bin an Frost und Hitze gewöhnt, doch bebte und zitterte ich jetzt in meiner unzureichenden Kleidung mehr als früher; vielleicht, weil ich mir sagte, es könne uns geholfen werden, wenn mein Onkel nur wolle. Noch mehr schmerzte es mich, den alten halbnackten Mann sich vergeblich bemühen zu sehen, durch verstärktes Arbeiten seinen hinfälligen Körper zu erwärmen. Mit doppeltem Jammer aber beobachtete ich, wie er seine Leiden vor mir zu verbergen suchte und mir täglich wiederholte: ‚Es ist für dich, daß ich arbeite und friere.‘

Eines Morgens, es sind jetzt fünf Tage her, weckte uns wieder die bitterlichste Kälte. Es hatte im Gebirge geschneit, und auch auf der Felsplatte, auf der wir uns den Tag über aufzuhalten pflegten, lagen viele weiße Flocken. Unsere Glieder, vorzugsweise aber die nackten Füße, waren erstarrt, so daß es mir nur mit der größten Mühe gelang, ein Feuer anzuzünden und trockenes Holz herbeizuschaffen. Mein Blicke fielen zufällig auf die Füße meines armen Onkels, und es schnitt mir durch die Seele, sie mit Blut bedeckt zu sehen. Kälte und Frost hatten die spröde Haut zerrissen; er achtete dessen aber nicht. Ich war auf dem Punkte, auf die Knie zu sinken und zu gestehen, daß ich sein Gold gefunden, zugleich aber auch um so viel zu bitten, wie erforderlich, um einige

Decken und warme Kleidungsstücke dafür einzukaufen. — Es war gut, daß ich es unterließ, er würde mich nach meinem Geständnisse ermordet haben, ohne meine Bitten, mein Flehen abzuwarten.

Seine wunden Füße und sein geisterhaftes Aussehen ließen indessen schnell einen andern Entschluß in mir reifen.

Ich entwarf den Plan, auf die Gefahr hin, von ihm entdeckt zu werden, von dem Golde zu nehmen, das Notwendigste anzuschaffen und ihm demnächst vorzuspiegeln, daß ich es gefunden oder von freundlichen Menschen geschenkt erhalten habe.

Die Gelegenheit dazu bot sich noch an demselben Tage. Er beauftragte mich nämlich, durch den Gang zu eilen und den im Flußbett befindlichen Schlußstein von innen sicher zu befestigen, ein Zeichen, daß er mich auf dem andern Wege zur Stadt senden wollte. Er vergaß diese Vorsichtsmaßregel nie, wenn er sich, wie ich jetzt sehr wohl einsehe, zu seinen Schätzen zu begeben gedachte.

Der Schlußstein lag aber so fest in seinen Fugen, daß das schärfste Auge daselbst keinen Eingang vermutet hätte. Ich unterließ daher die unterirdische Wanderung und eilte, nachdem ich, um einer Überraschung vorzubeugen, den zwischen meinem Onkel und mir befindlichen Schlußstein geräuschlos durch einen Keil zugestützt, schnurstracks mit Lampe und Hammer zu dem Versteck.

Ich fand es leicht wieder. Mit bebender Hand erhob ich den Stein und öffnete den Sack.

Der Anblick des vielen Goldes versetzte mich in die furchtbarste Angst; ich ermannte mich indessen, steckte so viel zu mir, wie ich für meinen Zweck nötig hielt, band den Sack eiligst wieder zu, schob den Stein in seine alte Lage zurück und schlug dann ohne weiteren Verzug den Rückweg ein.

In der Hast achtete ich aber nicht auf meinen Weg, und schon beim zweiten Schritt stolperte ich und stürzte heftig auf den felsigen Boden.

Hier nun geschah, was eigentlich das Unglück herbeigeführt hat. Die Lampe entfiel meiner Hand, ich verschüttete das

wenige Öl, das noch darauf war, und was noch schlimmer, ich hatte bei dem Sturz diese Wunde hier am Kopf davongetragen, die im ersten Augenblick sehr stark blutete.

Wie von Gespenstern verfolgt, floh ich nach diesem Unfall an den Ausgang des Stollens zurück und harrte noch eine Weile, ehe ich ins Freie trat, um meine große Aufregung einigermaßen zu besiegen.

Was ich zuerst für ein Unglück gehalten, erschien mir jetzt als meine Rettung, denn da der alte Mann auf den ersten Blick erraten mußte, daß mir etwas Ungewöhnliches zugestoßen sei, ich selbst aber nicht imstande gewesen wäre, die Tat zu leugnen, so hoffte ich durch die Wunde mein verstörtes Aussehen am besten erklären und einem Sturz auf der Treppe zuschreiben zu können. Die Öl- und Blutspuren, die ich übrigens für kaum bemerkbar hielt, beabsichtigte ich später zu vernichten.

Alles verlief, wie ich gewünscht hatte. Der Onkel bedauerte mich, wie ich nicht bezweifle, aus aufrichtigem Herzen, tröstete mich in der freundlichsten Weise über meinen Unfall, und eine halbe Stunde später befand ich mich auf dem Wege nach dem Städtchen, um Lebensmittel einzukaufen, zugleich aber auch Decken, Schuhe und einen warmen Rock für meinen Onkel anzuschaffen.

Das Geld reichte weiter, als ich vermutet hatte, und ein sehr schweres Bündel trug ich auf meinen Schultern, als ich das Städtchen wieder verließ.

Leichten Herzens trat ich meine Wanderung an, doch je näher ich der heimatlichen Höhle kam, um so schwerer wurden die Besorgnisse, die meine Brust bedrückten, und um so langsamer schlich ich auf dem dunkeln Pfade dahin.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als ich endlich am Fuße des Berges anlangte, von wo aus ich das kleine Feuer auf dem Plateau hätte erblicken müssen. Ich stand still, schaute hinauf, doch die Felsplatte war und blieb dunkel.

Eine unbeschreibliche Angst ergriff mich; ich legte meine Bürde nieder und flog mehr als ich lief den steilen Abhang hinan, ohne innezuhalten, bis ich mich vor der heimatlichen Abflachung befand.

Die Strickleiter war hinaufgezogen; mein Onkel mußte also oben im Minengange sein, und hatte unbedingt entdeckt, daß ich um seine Schätze gewußt und mir von denselben angeeignet hatte.

Ich rief seinen Namen; zuerst leise, dann lauter, und endlich mit vollster Kraft meiner Lungen, doch Antwort erhielt ich nicht.

Auf einem Umwege und mit Gefahr meines Lebens in der Finsternis an den Abhängen hinkletternd, gelangte ich auf die Abflachung.

Das Feuer, das dort zu brennen pflegte, war erloschen; sonst aber fand ich noch alles in dem Zustande, in dem ich es verlassen, nur der alte Mann fehlte, und die Strickleiter, die nach der zweiten Abflachung hinaufführte, war ebenfalls verschwunden.

Wiederum begann ich zu klettern und zu steigen. Die Nägel sprangen mir von den Fingern, so fest klammerte ich mich an das Gestein; ich fühlte, daß warmes Blut mir unter den Händen und Füßen hervorrieselte und ihnen einen sicheren Halt gewährte. Die Angst stählte aber meine Kräfte, die gebenedeite Jungfrau beschützte mich, und ich überwand auch dieses Hindernis.

Mit einem Sprunge erreichte ich dann den Eingang; ich brachte die Spitze des Hammers in die Fuge, ich hob mit aller Kraft, aber der Stein rührte sich nicht; er war von innen festgestützt worden.

Verzweiflung ergriff mich, und einmal über das andere rief ich meinen Onkel beim Namen, bald flehend, bald trotzig und herausfordernd. Er hörte mich indessen nicht, oder wollte mich nicht hören.

Längere Zeit verrann, ohne daß ich imstande gewesen wäre, einen ruhigen Gedanken zu fassen; ich weiß nur, ich klagte mich fortwährend an, die Wut und den Wahnsinn des alten Mannes heraufbeschworen zu haben.

Plötzlich leuchtete es vor meinem Geiste auf; ich hatte ja den Schlußstein, der im Bett des Flüßchens den Eingang zum Bergwerk versperrte, nicht befestigt.

Im nächsten Augenblick warf ich die Strickleiter von der Felsplatte hinunter und gelangte, ich weiß nicht wie, in das Flüßchen hinab, wo ich Decken und Bekleidungsgegenstände niedergelegt hatte. Ich rührte aber nichts an; für mich gab es nur noch den Eingang zum Bergwerk, und hinein mußte ich, selbst auf die Gefahr hin, von meinem erbitterten Onkel in den dunkeln Gängen ermordet zu werden.

Der Stein und der Hebel, der zum Öffnen des ersteren diente, befanden sich auf ihrer alten Stelle. Es konnte also niemand das Bergwerk verlassen haben. Er war noch da; ich mußte unbedingt in nächster Zeit mit ihm zusammentreffen.

Mit solchen Gedanken begab ich mich in den finstern Gang.

Die Lampe hatte ich bei meiner letzten Anwesenheit dort zurückgelassen, und da der alte Mann die seinige ebenfalls mitgenommen, so mußte ich meine Forschungen in der schwärzesten Dunkelheit ausführen.

Die Wanderung selbst war für mich durchaus nichts Ungewöhnliches, denn seit meiner frühesten Kindheit mit jeder Unebenheit des Bodens, mit jeder Biegung vertraut, hatte ich nur in den seltensten Fällen mir die Mühe genommen, um besser um mich schauen zu können, eine Lampe oder Kienfackel anzuzünden. Wenn ich es aber tat, so geschah es hauptsächlich, um die eingemeißelten Buchstaben und Inschriften zu betrachten.

Ich liebte es, auf die merkwürdigen Zeichen zu schauen und darüber nachzudenken, was sie wohl zu bedeuten hätten, und wo die, von denen sie herrührten, wohl ihr Ende gefunden."

Hier ließ der Knabe mit einem für sein Alter ungewöhnlichen Ausdruck tiefen Nachdenkens das Haupt auf die Brust sinken. Augenscheinlich tauchten die für ihn geheimnisvollen Schriftzüge in seiner Erinnerung auf und beschäftigten, indem sie sich gleichsam verkörperten, seinen Geist ausschließlich.

Die Aufmerksamkeit der drei Freunde aber war so sehr von dem, was sie vernommen, gefesselt worden, daß sie das Schweigen Fernandos kaum zu bemerken schienen. Nur Sidney unterbrach die eingetretene Stille, indem er einige Holzscheite

in das niedergebrannte Kaminfeuer warf und emsig in der Kohlenglut zu schüren begann.

Sobald die Flammen dann hell aufflackerten, lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, und Fernando, als ob die verstärkte Beleuchtung ihn aus seinem Brüten geweckt hätte, nahm den Faden seiner Erzählung wieder auf.

Etwas unbeschreiblich Rührendes lag in der Erscheinung des Knaben, wie er in seiner ärmlichen Lumpenhülle zwischen den drei rüstigen Männern saß und mit trauriger, aber überaus wohlklingender Stimme, wie zu sich selbst sprechend, seine Leiden beschrieb.

„Ich habe in meinem Leben nie eine andere Furcht, als die vor meinem Onkel und die vor dem Spott und den Mißhandlungen fremder Menschen kennen gelernt," fuhr Fernando fort. „Als ich aber in dieser verhängnisvollen Nacht den Stein hinter mir zufallen hörte, ergriff mich ein unnennbares Grauen, und ich eilte, von Schrecken gejagt, unaufhaltsam durch die dunkeln Gänge, um auf meinen Onkel zu stoßen oder doch wenigstens in den Besitz meiner Lampe zu gelangen. Meine Furcht war so groß, daß es mir Erleichterung, ja Freude gewährt hätte, den alten Mann plötzlich mit geschwungenem Messer vor mir zu sehen, bereit, eine seiner grimmigen Drohungen wahr zu machen.

Die Lampe fand ich auf ihrer alten Stelle; ich zündete sie an, und jetzt erst wagte ich, trotz der mich umgebenden Dunkelheit, wieder meine Augen zu öffnen, die ich lange geschlossen gehalten. Ich glaube, Furcht vor irgendeiner übernatürlichen Erscheinung hatte mich dazu veranlaßt.

Mit dem Licht in der Hand und bebend vor Angst und Erwartung, trat ich also jetzt den Rückweg wieder an. Mein nächstes Ziel war der Seitengang, in dem, wie ich wußte, die Schätze verborgen waren.

Lange vorher, ehe ich jenen Punkt erreichte, rief ich meinen Onkel laut beim Namen; aber nur ein einziges Mal, denn der vielfache Widerhall meiner Stimme klang mir so schauerlich in den Ohren, daß ich glaubte, vor Grauen sterben zu müssen.

Endlich erreichte ich die Stelle, auf der ich wenige Stunden vorher niedergestürzt war.

Ich leuchtete auf den Boden, und entdeckte auf dem massiven Gestein nicht nur die Ölflecken, sondern auch eine Blutlache. Ich mußte nach dem Fall einige Minuten liegen geblieben sein, weshalb sich eine größere Blutmasse aus meiner Kopfwunde angesammelt hatte.

Mein nächster Blick fiel jetzt auf den Stein, den ich an seiner Form und den Fugen ohne weitere Forschungen sogleich wiedererkannte.

Anfangs beruhigte es mich, daß er nicht berührt zu sein schien, im nächsten Augenblick aber ergriff mich schon wieder eine Angst, von der ich mir keine Rechenschaft abzulegen vermochte, und ehe ich eigentlich zur rechten Besinnung kam, hatte ich den Stein aus seinen Fugen gedrängt und das Versteck geöffnet.

Hastig hob ich die Lampe empor und leuchtete hinein, und mit Schrecken gewahrte ich, daß der Sack samt seinem Inhalt fehlte.

Aber wo war mein Onkel? Das war die Frage, die sich schwer auf meine Brust wälzte und mich mit namenloser Besorgnis erfüllte.

Ich weinte, denn ich hatte den alten Mann immer geliebt; ich rief nach ihm, so laut ich vermochte, doch nur der Widerhall antwortete mir in schauerlicher Weise; sonst war es still in dem Bergwerk, so still wie im Grabe.

Ja, das Grab; wenn ich begraben wäre, dann würde mich ewig solche Ruhe umgeben," sagte Fernando wie in Zerstreuung, wobei ihm große Tränen über seine gebräunten Wangen rollten. „Wie schön muß die Grabesruhe sein. O, ich möchte begraben sein und von der Jungfrau Maria ohne Aufhören träumen; von der Jungfrau Maria mit dem Sternenkranz und dem kleinen Kinde in ihren Armen, so wie sie im Städtchen über dem Altar der Kirche steht.

Sie sieht ja so heilig, so gut aus; es konnte nicht ihr Wille sein, daß ich so verlassen auf der Welt dastehen sollte, dazu bestimmt, zu leiden und zu dulden. O, wie schön muß die Grabesruhe sein!"

Tränen erstickten hier die Stimme des Knaben. Roberts und Juans Blicke hingen voll der innigsten Teilnahme an der schmächtigen Gestalt. Sidney dagegen hatte sein Gesicht abgewendet; seine Augen waren ihm feucht geworden. Alle Vorurteile, die ihm im gewöhnlichen Leben einen gewissen Anstrich von Schroffheit und Lieblosigkeit verliehen, waren bei Fernandos Erzählung wie Schnee vor der Sonne geschmolzen, und es zeigte sich sein biederes, unverdorbenes Herz, wie die Natur es ihm gegeben, noch unentstellt durch die Einflüsse eines nationalen kindischen Eigendünkels und noch verschont von einer schädlichen, rücksichtslosen inneren Landespolitik.

„Was soll ich Euch nun noch weiter über jene schreckliche Nacht mitteilen?" begann Fernando endlich nach einer längeren Pause. „Wieder und immer wieder durcheilte ich die Gänge, so lange, bis das Tageslicht durch die Felsspalten hereinschimmerte, und auch dann noch setzte ich meine Forschungen fort, bis ich vor Hunger und Erschöpfung die Füße nicht mehr zu heben vermochte und kraftlos zu Boden sank.

Von meinem Onkel hatte ich nicht die kleinste Spur gefunden; auf jedem Schritt, in jedem Winkel hatte ich ihn gerufen, ohne ein Lebenszeichen von ihm zu erhalten; und doch kann er das Bergwerk nicht verlassen haben. Den hochgelegenen Ausgang auf der Felsplatte hatte er ja hinter sich fest verschlossen, während er den Eingang im Flußbett nicht zu öffnen vermochte, weil sich der eiserne Hebel außerhalb befand.

Ich glaubte schon, er habe sich in einem Anfall von Geistesschwäche da, wo der Hauptgang eine kurze Strecke außerhalb des Felsens an dem unzugänglichen Abhange hinführt, in die Tiefe hinabgestürzt, doch hätte sein Körper dann ja dort unten liegen müssen, und das ganze Flußbett habe ich durchforscht, ohne auch nur den Abdruck einer seiner Füße zu entdecken. — Er ist verschwunden, er hat sich ein Leid angetan und ich habe es verschuldet.

Ich blieb nur noch einen Tag dort, und erst, als ich die letzte Hoffnung, wieder mit meinem Onkel vereinigt zu werden, aufgeben mußte, begann ich an meine eigene Zukunft zu denken.

In meiner Angst und Not fiel mir das Anerbieten ein, das Ihr mir damals machtet. Die freundlichen Worte, die Ihr zu mir spracht, hatte ich nicht vergessen; ich wiederholte mir sie eines nach dem andern und gestand mir, daß Ihr mich nicht ebenfalls verstoßen würdet. —

Glücklicherweise war mir der Name des Hauses, in dem Ihr, wie Ihr sagtet, einkehren wolltet, nicht entfallen; ich begab mich daher unverzüglich auf den Weg und traf nach einer mühevollen Wanderung, auf der ich mir nur wenig Ruhe gönnte, heute abend erst hier ein. Man teilte mir mit, Ihr wäret zum Fandango gegangen und würdet erst spät heimkehren. Meine Unruhe, Euch zu sehen, mich von Eurer Anwesenheit zu überzeugen, trieb mich Euch nach und in die Fandangohalle hinein. Wie überall, so erging es mir auch dort; ich wurde mit Stößen und harten Worten aus der Tür gewiesen, und beschloß daher, auf der Straße auf Eure Heimkehr zu harren.

Hier bin ich nun, verlassen von meinem Onkel und verachtet von der ganzen Welt, der ich doch nie ein Leid getan. Ich möchte arbeiten, doch wer wird einem schwächlichen Knaben Arbeit geben? Ich möchte ein Hirte werden, doch wer wird einem Unbekannten, der selbst nicht weiß, woher er gekommen, seine Herde anvertrauen? Verstoßt mich daher nicht, edler Sennor, nehmt mich an als Euren Diener und glaubt mir, ich will treu und redlich zu Euch stehen, ich will Euch nie Grund geben, zu bereuen, Euch meiner angenommen zu haben!"

Hier schloß Fernando seine Erzählung. Seine großen tränenden Augen hielt er mit flehendem Ausdruck auf Robert geheftet, der schweigend vor sich niederschaute. Auch Sidney und Juan schwiegen. Die Flammen aber flackerten lustig empor, und wie vor lauter Übermut knisterte und knackte das trockene Holz, als Sidney in Ermangelung eines Schüreisens mit dem Absatz seines schweren Stiefels die Scheite übereinanderstieß.

„Robert, ich sollte denken, wir können den Burschen bei unseren Herden verwenden," platzte er endlich ungeduldig heraus, da er bemerkte, daß dieser immer noch mit einer Antwort zögerte.

Ein freundliches Lächeln stahl sich bei diesen Worten über die dunkeln Züge Juans. Er schien so viel Mitgefühl für einen armen Mexikanerburschen gar nicht bei dem eingefleischten Amerikaner erwartet zu haben.

Robert blickte wohlgefällig auf Sidney. „Also du meinst, daß wir ihn verwenden können?“ fragte er seinen Freund, scheinbar den Knaben nicht mehr beachtend. „Hast du aber auch bedacht, daß es nur ein armer Mexikaner ist, und kein Mitglied deiner großen unbesiegbaren, untadelhaften Nation?“

Sidney errötete bei dieser Frage wie ein junges Mädchen und reichte Robert statt jeder Antwort die Hand. „Laß doch den Burschen nicht so lange in Ungewißheit,“ versetzte er bittend, „du siehst ja, es ist eine Lebensfrage für ihn.“

„Ungewißheit?“ fragte Robert, sich zu Fernando wendend, „solltest du wirklich noch Zweifel hegen, ob wir uns deiner annehmen werden? Nein, mein Kind, du sollst in unserer Gesellschaft bleiben, du sollst uns auf der Wanderung nach Kalifornien begleiten, und sei versichert, du wirst dein Brot nicht umsonst bei uns essen, vorausgesetzt, Kalifornien ist dir nicht zu weit.“

„Es ist mir nicht zu weit,“ erwiderte der Knabe schüchtern, „aber würdet Ihr wir wohl gestatten, vor der Abreise noch einmal und zwar in nächster Zeit, das Bergwerk zu besuchen, und würdet Ihr mir beistehen, es nach dem armen alten Mann zu durchforschen?“

„Gewiß, gewiß, mein Kind, das soll geschehen, und nicht eher fordern wir dich auf, dich uns gänzlich anzuschließen, als bis über das Los deines Onkels keine Zweifel mehr obwalten. Zwei bis drei Monate dauert es noch, bis wir die Herden zusammenziehen und die Rückreise nach Kalifornien antreten. Betrachte dich aber schon von heute ab als einen unserer Hirten; mein Freund Juan hier wird dich in allem unterweisen, was du zu tun hast. Er wird dir beim Einkauf von wärmeren und dauerhafteren Kleidungsstücken behilflich sein, zu welchem Zweck ich dir den Lohn für einen Monat im voraus bezahle. In Kalifornien wird es ebenfalls nicht an Beschäftigung für

dich fehlen, und es hängt nur von dir selbst ab, dich in eine glückliche, zufriedene Lage hineinzuarbeiten."

Es war lange nach Mitternacht, als die drei Freunde ihre in demselben Gemach befindlichen Lagerstätten aufsuchten. Fernando erhielt einige Decken und streckte sich vor dem Kamin auf den Boden. Noch nie hatte er seines Wissens eine Nacht in solcher behaglichen Umgebung zugebracht, und wenn auch der Gedanke an das ungewisse Schicksal seines Onkels ihm immer und immer wieder Tränen in die Augen trieb, so wurde sein Schmerz doch gemildert durch das Bewußtsein, nun nicht mehr verlassen dazustehen.

Das verkohlende Holz in dem Kamin knisterte und knackte fort und fort, und bildete eine entsprechende Begleitung zu den langgedehnten regelmäßigen Atemzügen fest schlummernder Menschen; die unförmlichen Schattenbilder an den Wänden vergrößerten sich und wurden schwerfälliger in ihren Bewegungen, und nachdem sich das letzte Flämmchen gleichsam mit Widerstreben in eine Rauchsäule verwandelt hatte, vereinigten sich die Schattenbilder zur zusammenhängenden nächtlichen Dunkelheit.

Siebzehntes Kapitel.

Im San Franzisko-Gebirge.*)

Auf den ungeheuern Länderstrecken, die im Osten vom Rio Grande del Norte, im Süden vom Rio Gila, im Westen und Norden von dem Rio Colorado des „Westens" begrenzt werden, bilden die alten ausgebrannten Vulkane, bekannt unter dem Namen San Franzisko-Mountains, den am meisten hervorragenden Punkt. Dem einsamen Wanderer jener wilden, ungastlichen Regionen, sei er nun Forscher oder Jäger, bieten die kühn emporstrebenden Gipfel eine weithin

*) Dies San Franzisko-Gebirge in Neumexiko steht in keiner Beziehung zu der Stadt oder dem Fluß gleichen Namens in Kalifornien.

sichtbare Landmarke, nach der er sich leicht orientieren und die einzuschlagende Richtung bestimmen kann.

Wer nun die malerischen Außenlinien dieser Berggruppe aus der Ferne beobachtet, empfindet fast unwillkürlich ein gewisses Verlangen, sie näher kennen zu lernen und an ihren Abhängen die Genüsse zu suchen, die stattliche Forsten, liebliche Täler, eine ergiebige Jagd und vor allen Dingen frische kristallklare Quellen gewähren; lauter Genüsse, oder vielmehr Naturgaben, die in weitem Umkreise nur sehr spärlich auf dem wüsten Terrain zerstreut sind.

Das Gebiet der San Franzisko-Mountains wird von den Tonto-, den Yampai- und den Cosninaapaches, lauter räuberischen, sehr grausamen Indianerstämmen, gewissermaßen als Eigentum betrachtet; doch dehnen auch die Zunnis, die ebenso friedlichen Moquis und die zeitweise nomadisierenden unbändigen Navahoes ihre Jagdzüge bis dahin aus. Diese bekämpfen dann mit Erfolg den mächtigen grauen Gebirgsbären, den die dort lebenden feigen Apachestämme mit ihren unzureichenden Waffen nicht gern anzugreifen wagen, und der sich infolge des ihm zugefügten geringen Abbruchs zu einer unglaublich großen Zahl vermehren konnte. —

Trockener, eisig kalter Nordwind fegte über die dürren, unfruchtbaren ansteigenden Ebenen, die das Tal des Rio Colorado Chiquito fast auf der ganzen Strecke, vom Gebiet der Zunnis bis an den Fuß der San Franzisko-Berge einfassen.

Es war nach der Zeit, in der Fernando ein Unterkommen in Santa Fé gefunden, als zwei einsame Reiter sich mühsam ihren Weg zwischen den zahlreichen vulkanischen Kegeln hindurchsuchten, die gewissermaßen den Übergang von der unfruchtbaren Wüste zu den Walddistrikten der San Franzisko-Berge bilden.

Schon seit dem frühen Morgen hatten sie sich im Schnee befunden, und dieser nahm an Tiefe in gleichem Grade zu, in dem sie sich aufwärts bewegten. Mittag war noch nicht lange vorüber, fallende Flocken verdichteten die Atmosphäre aber so sehr, daß es wie Dämmerung auf Berg und Tal ruhte und nur in geringem Umkreise eine Aussicht möglich war.

Sie hatten glücklicherweise den Wind im Rücken, wodurch es ihnen erleichtert wurde, die Reittiere sowohl, wie die beladenen Saumtiere, von denen jeder eins hinter sich herzog, vorwärts zu bringen.

Ihre Gestalten waren vollständig in große blau und weiß gestreifte wollene Decken verhüllt, so daß sogar vom Kopf nichts bemerkt werden konnte. An den Bogen und den gefüllten Köchern aber, die an den Sattelknöpfen hingen, und an der Art und Weise, wie die langen, in einem Überzug von Hirschleder geborgenen Büchsen quer vor ihnen auf dem Hals der Tiere ruhten, ließen sich auf den ersten Blick zwei Indianer, und zwar Jäger von den städtebauenden Stämmen erkennen.

Sie schienen sehr vertraut mit der Bodengestaltung zu sein, denn obwohl der Schnee sie blendete, hielten sie kein einziges Mal still, um über die einzuschlagende Richtung zu beraten.

Jetzt näherten sie sich einer breiten Schlucht, die die Richtung ihres Weges quer von Norden nach Süden durchschnitt. Der Anblick der Schlucht schien bei dem vordersten Reiter einige Zweifel wachzurufen, denn ehe er den Versuch unternahm, in diese hinab, oder vielmehr nach der andern Seite hinüber zu gelangen, zog er den Zügel seines Pferdes an und wartete, bis sich der andere Reiter an seiner Seite befand.

„Was meint Ihr, Gevatter," begann er, sich der Zunnisprache bedienend, das Wort Gevatter aber auf Spanisch hinzufügend, „was meint Ihr, werden wir die Cosninahöhlen noch vor Einbruch der Nacht erreichen, oder zieht Ihr es vor, die Nacht in dieser Schlucht zuzubringen? Ich kenne etwas weiter abwärts Höhlen, die sich sehr gut zum nächtlichen Aufenthalt eignen, und Gras können die Pferde zur Genüge unter dem Schnee hervorscharren. Der Wind hindert sie dort nicht."

„Es kann nicht mehr weit bis zu den Cosninahöhlen sein," erwiderte der Angeredete, der niemand anders als Pasqual war; „wenn es hell wäre, dann würde mein junger Krieger von hier aus den Abhang unterscheiden, unter dem sie liegen. Auch der Rauch des Feuers unserer Freunde würde sichtbar

sein. Laßt uns nur weiter reiten; wir finden dort mehr Bequemlichkeit für uns und für die Tiere."

„Bueno!" versetzte der andere Zunni, indem er sein Pferd an dem mit einer tiefen Schneelage bedeckten Abhang hinunterlenkte, und schweigend setzten sie ihre Wanderung wieder fort.

Nicht ohne Schwierigkeit erreichten sie das jenseitige Ufer; sobald sie aber dort oben festen Fuß gefaßt hatten, bogen sie gegen Süden ab, die Richtung der Schlucht zum Wegweiser wählend.

Eine Stunde war schon vergangen, seit die Reiter die Schlucht überschritten hatten, als sie endlich nach mühseliger Wanderung im Schneesturm und rasch einfallender Dämmerung die Cosninahöhlen erreichten, wo sie von José in Empfang genommen wurden.

Für die Zunnis, die mit jedem Winkel in den Gebirgen vertraut waren, hatte der Anblick natürlich nichts Überraschendes. Ein Fremder aber würde sich viel eher angesichts einiger Bauernhütten gewähnt haben, als vor einer Reihe unterirdischer Zufluchtsstätten, die von der Natur einst selbst geschaffen wurden.

Der nördliche steile, aber nicht unzugängliche Uferabhang schien nämlich durchlöchert zu sein, indem starke Lichtstrahlen, die von den in den Höhlen angezündeten Feuern herrührten, durch eine Anzahl von Öffnungen ins Freie strömten. Da nun durch den hellen Glanz die nächste Umgebung in noch schwärzere, undurchdringlichere Finsternis zurücksank, so gehörte eben keine ungewöhnlich rege Phantasie dazu, die freilich unregelmäßig geformten, aber in gleicher Höhe liegenden, erleuchteten Punkte für geöffnete Türen und Fenster eines langen Familienhauses zu halten.

Nur eine einzige menschliche Gestalt, die sich in ihrem Äußern kaum von den Zunnis unterschied, belebte für den Augenblick die Höhlen. Sie wurde mehrfach sichtbar, wenn sie an den Öffnungen vorüber von Feuer zu Feuer glitt, diese schürte und mit trockenem Holz nährte, offenbar um den Reisenden das Auffinden dieses Punktes zu erleichtern.

José bemerkte kaum, daß ein Schatten die Hauptöffnung

verdunkelte, so rief er einige Worte in spanischer Sprache hinauf.

„Ja, Sennor!“ schallte es zurück, worauf die Gestalt verschwand und dann ebenso schnell wieder mit zwei flackernden Holzscheiten erschien, die sie außerhalb der Höhle auf dem schmalen Vorsprung kreuzweise übereinanderlegte.

Die schwachen Flammen kämpften mit den wirbelnden Schneeflocken um ihr Dasein; als die Gestalt aber mit einem Arm voll dürrer Reiser herbeieilte und sie behutsam über den Holzscheiten auftürmte, da loderte das Feuer hoch empor und beleuchtete, trotz des starken Schneefalls, die bassinähnliche Schlucht, die etwas weiter oberhalb wie ein Sack endigte, und im entferntesten Winkel, unter überhängenden Felsen eine Gruppe dicht verwachsener Zedern, niedriger Tannen und einzelner nackter Laubholzbäume zeigte.

Ohne Zögern gingen die drei Zunnis nunmehr ans Werk, die Tiere des Gepäcks und der Sättel zu entledigen, und als sich dann die dichten Zweige hinter dem letzten, dem Wasser zueilenden Pferde schlossen, begannen sie sogleich ihre ganzen Habseligkeiten an dem Abhang hinauf und in die Höhlen hineinzuschaffen.

Die Öffnungen der Höhlen waren übrigens so klein, daß man nur in ganz gebückter Stellung oder kriechend hineingelangen konnte. Die meisten befanden sich noch in unberührtem Zustande, während andere von den zeitweise dort hausenden Tontos und Cosninas durch das allereinfachste Mauerwerk verengert worden waren.

Sobald der Posten, der so lange das Feuer auf dem Vorsprung genährt und geschürt hatte, die letzte Ladung der Sachen in Sicherheit sah, begab er sich zu den Zunnis, die in dem größten Gemach emsig damit beschäftigt waren, vor der Kohlenglut den Schnee aus ihren Decken und der ledernen Kleidung zu entfernen.

„Pasqual, mein lieber Freund und Wohltäter!“ rief er aus, indem er dem alten Häuptling die Hand reichte und sich an seiner Seite niederließ. „Seid Ihr wirklich eingetroffen? Ich begann in der Tat schon zu fürchten, ich würde mir den Weg nach dem Gila hinunter allein suchen müssen.“

„José war ja bei Euch, Sennor Hohendorf," erwiderte Pasqual mit einer freundlichen Redseligkeit, wie sie sonst bei Indianern nicht gewöhnlich ist.

„Ja, José war bei mir," versetzte Hohendorf mit Wärme, „und wenn José mein Bruder wäre, so würde er nicht mit größerer Treue zu mir haben stehen können. Aber ich fürchtete, Euch nicht wiederzusehen, und wie hätte ich Euch dann meinen Dank aussprechen sollen? Läge ich doch ganz gewiß jetzt in Eisen, wenn Ihr Euch meiner nicht angenommen hättet."

„Das Schicksal wollte es so," entgegnete Pasqual, der wieder sein ernstes Wesen annahm. „Das Schicksal, das durch den Mund des Medizinmädchens zu mir sprach. Ihr seid aber ein guter Mann, und Manuel ist ein Verräter. Euch helfe ich gern, doch Manuel nur, weil ich muß."

„Und über die Familie des Doktors habt Ihr weiter nichts vernommen?" fragte Hohendorf mit traurigem Ausdruck.

„Nicht mehr, als Ihr schon wißt," antwortete der Zunni. „Ihre Gebeine bleichen in der unzugänglichen Schlucht, und trotz aller Bemühungen der Weißen und der Indianer gelang es nicht, den Mördern auf die Spur zu kommen."

Ein längeres Schweigen trat jetzt ein, und alle schienen den Erinnerungen und Mutmaßungen nachzuhängen, die durch das letzte Gespräch wachgerufen worden waren.

„Habt Ihr Fleisch?" fragte Pasqual endlich, sich zu José wendend.

„Fleisch genug," erwiderte dieser, indem er mit der Hand in den Hintergrund der Höhle wies, wo die Stücken eines zerlegten Bären an den vorspringenden Lavazacken aufgehangen waren. „Tsana-Tona versteht es, Bärenfleisch schmackhaft zu rösten; auch er wird durch den Schnee nicht gesättigt sein," bemerkte Pasqual nach einer Pause, wie zu sich selbst sprechend.

Der indirekt angeredete Zunni, ein schöner kraftvoller Bursche, sprang auf, holte das Verlangte herbei, schnitt einige Scheiben davon ab, und nachdem er dann von roten Kohlen ein kleines Lager bereitet hatte, begann er die auf Pfeilspitzen aufgespießten blutigen Fleischschnitten regelrecht über der Glut zu drehen und zu wenden.

Bald war das Mahl bereit und gab es auch weiter nichts als halbrohes Fleisch und frisches Quellwasser, so lagerten sich die vier Freunde doch mit dem Ausdruck großer Zufriedenheit um die behagliche Kohlenglut.

Draußen tobte der Sturm mit wachsender Wut. Bäume krachten und Felsen bebten. Die ganze Natur schien im Aufruhr und die Elemente sich gegenseitig im erbittertsten Kampf anzufallen. — Es war eine schreckliche Nacht.

Angenehme Wärme herrschte dagegen in der mittelsten und geräumigsten der Höhlen. Das Feuer bestand nur noch aus einem großen Berg glühender Kohlen, auf die hin und wieder ein Stück Holz geworfen wurde, um eine gleichmäßige Temperatur in dem abgeschlossenen Raume zu erhalten, zugleich aber auch um etwas Helle zu verbreiten.

Weiße Aschenflöckchen umtanzten den Kohlenberg oder bildeten auch kleine bewegliche Kreise und Häufchen, die auf dem festgestampften glatten Boden umherspielten, und sich gar oft dem Schnee im Ausgang der Höhle zugesellten. —

José und Tsana-Tona hatten sich in ihre Decken gewickelt und schliefen. Pasqual und Hohendorf dagegen saßen noch lange auf, ihre Blicke hielten sie fast beständig auf die Kohlenglut geheftet, während ersterer mit halblauter Stimme seine letzten Erlebnisse schilderte.

„Ja, es ist wahr, und Ihr braucht es nicht länger zu bezweifeln," erzählte er im Verlauf der Unterhaltung; „Manuel ließ Euch durch die Navahoes verraten. Ich wußte es durch das Zaubermädchen, daß ihm nicht zu trauen sei; es zeigte stets Abneigung gegen ihn. Doch vernehmt: zwei Tage waren verflossen, seit mir durch Tsana-Tona die Nachricht geworden, daß von Fort Defiance eine Patrouille unterwegs sei, um in der Stadt Zunni nach dem entflohenen Soldaten zu forschen; zwei Tage, seit Ihr in Josés Begleitung die Wanderung hierher angetreten. Ich glaubte schon, Tsana-Tona habe sich geirrt, und bereute, daß wir so schnell gehandelt hatten. Da klopfte es des Abends, es war drei Stunden nach Sonnenuntergang, plötzlich an meine Pforte, und als ich öffnete, erkannte ich sogleich sechs Soldaten, die, wie sie mir

mitteilten, gekommen waren, um Euch in unsern Mauern aufzusuchen.

Sie hatten Euch keine Zeit zum Verbergen lassen wollen und deshalb die nächtliche Stunde zu ihrem Besuch gewählt.

Ich wußte Euch in Sicherheit, und stellte ihnen daher anheim, zu jeder Zeit mit ihren Nachforschungen zu beginnen, ja, sagte ihnen sogar, um Zank und Streit mit den jungen Zunnis zu vermeiden, meine Begleitung durch jede Wohnung der Stadt zu.

Noch in derselben Nacht öffnete ich ihnen alle verborgenen Räume meines eigenen Hauses, in dem sie dann lange genug weilten, um eine verirrte Feldmaus auffinden zu können.

Das Medizinmädchen schien auch ihnen Furcht einzuflößen; sie verließen ihr Gemach sehr schnell wieder, und ich glaube, Ihr wäret unentdeckt geblieben, wenn Ihr darin geweilt hättet. — Es ist aber besser so. —

Wir haben unsern Jagdzug nur um einige Wochen früher angetreten, und Ihr werdet unangefochten mit Euern Freunden am Gila zusammentreffen. — Das Schicksal hat es so beschlossen.

Doch hört weiter: Nach drei Tagen erst zogen die Soldaten wieder ab. Sie zogen ab mit der Überzeugung, daß sie durch ein falsches Gerücht irregeleitet seien. —

Manuel hatte sich während der ganzen Zeit gleichgültig gezeigt. Ich erkannte trotzdem in ihm den Verräter. Aber ich schwieg; ich wollte ihn nicht veranlassen, aus Rache offen gegen mich als Ankläger aufzutreten. Ich ließ ihn bei dem Glauben, daß Ihr an den Rio Grande geflohen seiet, und trat deshalb meine Reise hierher vier Wochen später an. Er hatte keine Ahnung davon, daß ich Euch wiedersehen würde, und harrt ungeduldig meiner Rückkehr, um dann noch einmal die Reise nach Quivira zu unternehmen. Die Schätze werden aber nie die seinigen werden. Er ist ein Verräter. — Das Medizinmädchen müßte denn darauf bestehen. —“

Hier schloß der Zunni seine Rede. Hohendorf nickte zustimmend und reichte, statt aller Antwort, dem Häuptling die Hand, die dieser herzlich drückte. — Zehn Minuten später, da lagen auch sie zwischen ihren Decken und ließen sich vom Sturm in den Schlaf lullen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Entdeckung.

Zahlreiche Quellen vereinigen sich in der Nähe der San Franzisko-Vulkane zu einem Flüßchen, das unter dem Namen Rio Verde oder Rio San Franzisko in südlicher Richtung dem Rio Gila zueilt.

Obgleich seine ganze Länge kaum über zwei Breitengrade reicht und sein Tal verhältnismäßig nur schmal ist, so lebte auf seinen Ufern doch einst eine nicht unbedeutende Bevölkerung, die sich schon zu einer gewissen Stufe der Kultur emporgeschwungen hatte.

Jetzt ist jene Landstrecke wieder in Urwildnis zurückgesunken, und wenn nicht Scherben alter tönerner Gefäße fast in der ganzen Ausdehnung des Tales zerstreut, und gar oft dicht gestreut umherlägen; wenn nicht die Spuren von Fundamentmauern hin und wieder die anmutigen Rasenflächen waldumsäumter Niederungen unterbrächen, und graue, bemooste, mehr oder weniger erhaltene Ruinen untergegangener Städte und Ansiedelungen die Höhen nicht vielfach krönten oder malerisch zwischen stolzen Baumgruppen hervorlugten, dann möchte man glauben, daß der Rio Verde und seine Einfassung noch unberührt so dalägen, wie sie aus einer schöpferischen Hand hervorgegangen waren.

Sogar die alten Bäume mit ihrer tiefgeborstenen Rinde sehen aus, als wenn sie aus tausendjähriger Ferne herstammten und nie die zerstörende Hand des Menschen in ihre Nähe gekommen wäre. —

Es ist ja schon zu lange her, seit eine halbzivilisierte Nation dort lebte, fühlte und dachte. Die Wunden, die sie den grünen Forsten schlug, sind längst vernarbt und verschwunden, und die Menschen, die jetzt dort auf kümmerliche Art ihr Leben fristen, die sind wie die wilden Tiere; sie nehmen, was die Natur ihnen bietet, ohne lange sichtbare Spuren hinter sich zurückzulassen.

Ungefähr sechs Wochen nach den im vorigen Kapitel geschilderten Begebenheiten finden wir Hohendorf und die drei

Zunnis im Tal des Rio Verde wieder. Sie hatten in langsamen und kurzen Märschen die winterlichen Regionen der San Franzisko-Berge verlassen, hin und wieder in der Nähe von Biberansiedelungen und an wildreichen Punkten einige Tage gerastet, und reisten schon seit längerer Zeit auf grünschillerndem Rasen, unter knospentreibenden Bäumen und umweht von milder, warmer Frühlingsluft.

Die Pferde waren bepackt mit gedörrtem Fleisch, Pelzwerk, Decken und sonstigen Habseligkeiten, und um ihnen die Last zu erleichtern, wanderten die Männer zu Fuß.

Ihr Weg führte, nachdem sie einen hohen Bergrücken überstiegen hatten, auf dem rechten Ufer des Flüßchens hin. Da sie einem wenig betretenen Indianerpfad folgten, in dem sie nur einer hinter dem andern Platz fanden, so bildeten sie mit ihren sieben Pferden eine lange Reihe, zu lang, als daß sich die durch größere Zwischenräume voneinander getrennten Gefährten die Zeit durch lebhafte Gespräche hätten verkürzen mögen.

Außerdem befanden sie sich ja auch auf dem Gebiete der räuberischen Apaches; ein Umstand, wichtig genug, die Stimmen nicht zu laut erschallen zu lassen, überhaupt mit so wenig Geräusch wie möglich zu reisen.

Die Wanderer führten ihre Waffen zum augenblicklichen Gebrauch bereit bei sich, und der scharfsinnige Tsana-Tona schritt eine kurze Strecke vor seinen Gefährten voraus, während diese seine Pferde mit in ihre Obhut nahmen und in geschlossener Reihe folgten.

Es war um die Zeit, in der sie gewöhnlich kurze Mittagsrast hielten, sie schauten in der Tat schon nach einer geeigneten grasreichen Fläche für die Pferde aus, als Tsana-Tona plötzlich seine Schritte mäßigte, die prüfenden Blicke fest vor sich auf den Boden heftete, und endlich ganz stille stand.

Bald danach wandte er sich zu Pasqual und Hohendorf und forderte sie auf, die Pferde unter Josés Aufsicht zu lassen und gemeinschaftlich mit ihm einige auf losem Erdreich ausgeprägte Abdrücke von nackten Füßen zu untersuchen.

Seiner Aufforderung wurde Folge geleistet. José knüpfte, um die Pferde besser bewachen zu können, die an ihren Köpfen

befestigten Fangleinen zusammen und stellte sich etwas abseits vom Pfade auf, worauf die drei übrigen Jäger zu den Spuren hineilten, die des Kleinen Truthahns Mißtrauen wachgerufen hatten.

Was sie dort erblickten, hätte wohl kaum bei jemand anders, als gerade bei einem Indianer Verdacht irgendeiner Art erregt; denn anstatt der Abdrücke von Sandalen und Mokassins, die Hohendorf in bedeutender Anzahl zu finden erwartete, entdeckte er neben dem Pfade, in dem, durch die jüngsten Nachtfröste gelockerten Erdreich, und einmal in einem frischen Maulwurfshaufen, die Umrisse von stark hervortretenden Ballen und Knöcheln eines mächtig großen nackten Fußes, die nicht wenig Ähnlichkeit mit den Spuren eines ausgewachsenen Bären trugen.

„Ein Apache würde nicht aus dem Pfade gewichen sein," bemerkte Pasqual niederkniend, und die Zeichen aufmerksam betrachtend.

„Kein Apache, keine Rothaut wanderte hier," bekräftigte Tsana-Tona, „aber ein Mann mit schwarzer Haut. Die Spur des Negers ist kaum von der eines Bären zu unterscheiden."*)

„Wie aber kommt ein vereinzelter Neger hierher?" fragte Hohendorf verwundert, denn es unterlag keinem Zweifel, daß die Zunnis in ihrer Annahme nicht irrten.

„Entlaufene Schwarze finden gewöhnlich gute Aufnahme bei den Apaches wie bei den Komanches," versetzte Pasqual, indem er sich erhob; „sogar bei den Navahoes gibt es Neger, die ihren weißen Herren entflohen sind. Die bei den Apaches eingebürgerten Neger sind oft wilder und grausamer, als die Apaches selbst."

Er wollte noch etwas hinzufügen, doch wurde er durch Tsana-Tona daran verhindert. Dieser war nämlich wieder einige Schritte vorausgegangen und auf neue Spuren gestoßen, die ihm einen Ausruf der Verwunderung entlockten.

„Apaches, kleine Apaches!" sagte er, sich zurückwendend, und im nächsten Augenblick befanden sich Pasqual und Hohendorf an seiner Seite.

*) Komische Tatsache.

„Kleine Apaches!“ wiederholte Pasqual; „kleine Apaches!“ wiederholte auch Hohendorf, sobald er am Abhange des Ufers und am Rande des sandigen Flußbettes die Abdrücke der Füße von vier oder fünf Kindern erkannte, und schweigend setzten sie dann ihre gemeinschaftlichen Forschungen wieder fort.

Nach kurzer Zeit gelangten sie an einen vielbetretenen Pfad, der, aus dem Bett des Flusses kommend, ihren Weg quer durchschnitt und den Schluchten in den nahen schroffen, teilweise dichtbewaldeten Bergen zuführte.

Sie stiegen zum Wasser hinab, um zu erfahren, in welcher Richtung der Pfad sich auf dem östlichen Ufer verlängere, und entdeckten sogleich, daß er gerade am Fluß endige, und offenbar von den in den benachbarten Schluchten hausenden Eingeborenen nur betreten werde, um den täglichen Wasserbedarf herbeizuschaffen.

Die Stapfen der beiden großen Füße und der Kinder fanden sie an dieser Stelle noch deutlicher, ebenso die Spuren einer Anzahl barfüßiger Weiber, die erst am frühen Morgen dort gewesen sein mußten. Dagegen suchten sie vergeblich nach Abdrücken von Mokassins, aus deren Schnitt und Form sie auf die Nähe von Männern hätten schließen können.

Blankgenagte Schädel und Knochen von Pferden, sowie die Abfälle der aus den Wurzeln der Agave bereiteten faserigen Speise, die zerstreut umherlagen, deuteten indessen darauf hin, daß eine Bande der wilden Mezkaleroapaches zeitweise dort lagere, vielleicht auch noch in der Nähe weile, und gerade hier ihre widerwärtigen Feste und Mahlzeiten abgehalten habe.

Außer diesem entdeckten sie nichts, was von Einfluß auf ihre fernere Handlungsweise gewesen wäre. Sie wußten, daß sie sich im Bereich der gefährlichsten Pferdediebe befanden; sie wußten, daß bei einiger Wachsamkeit von ihrer Seite die feige Gesellschaft sich nicht an sie heranwagen würde, doch beschlossen sie, um jeden feindlichen Zusammenstoß zu vermeiden, eine geeignetere und minder gefährliche Gegend aufzusuchen, wo sie dann die wenigen Wochen bis zu Roberts Ankunft in den Dörfern der Pimos mit der Jagd auszufüllen gedachten.

Nach kurzer Beratung begaben sie sich daher mit ihren Pferden nach einer durch die Naturumgebung begünstigten und leicht zu verteidigenden Lagerstelle zurück, an der sie im Lauf des Vormittags vorbeigekommen waren, um von dort aus vorläufig das südlich von ihnen liegende Terrain zu durchforschen.

Als die langgereckten Schatten der westlichen Berge den Rio Verde berührten und den feuchten Wiesen und Niederungen bläuliche Nebelstreifen entlockten, da lauerten im sichern Hinterhalt der schlaue Tsana-Tona und in seiner Gesellschaft Hohendorf.

Sie waren übereingekommen, um nicht unvermutet auf die tierischen Wilden zu stoßen, am Fluß auf die nach Wasser gehenden Weiber zu harren, und dann den zuletzt heimkehrenden unbemerkt nachzuschleichen. —

Sie konnten dann bis in die unmittelbarste Nähe des Raubnestes vordringen und dort alles ausspähen, was ihnen zu wissen nur immer von Wichtigkeit war.

Die Geduld der beiden Kundschafter wurde nicht lange auf die Probe gestellt; denn die Sonne war eben hinter den zackigen Bergen verschwunden, als der Wald, der sich bis an die westlichen Abhänge ausdehnte, sich plötzlich belebte und ein verworrenes Geschnatter und Gekreisch von Weibern und Kindern zu ihren Ohren drang.

In gleichem Grade, in dem nun die Gesellschaft allmählich näher rückte und die verschiedenen Gestalten sich mehr voneinander trennten und deutlicher wurden, wuchs auch Hohendorfs Verwunderung. Daß es auf dem amerikanischen Kontinent noch Eingeborene gäbe, die den sie umschwärmenden Bestien vollkommen ähnlich waren, das war ihm fremd.

Gingen die Kinder vollständig unbekleidet, so beschränkte sich der Anzug der Weiber eben nur auf eine zerfetzte Hirschhaut, oder die letzten Überreste einer wollenen Decke, die sie entweder um die Hüften geschlungen, oder auch als Mantel um die Schultern trugen. Die unregelmäßigen Formen der dürren gekrümmten Glieder erinnerten nicht wenig an die

langbeinigen großen Erdspinnen, die mit schwankendem, unsicherem Schritt über frisch aufgeworfenen Acker hineilen.

Einen solchen Eindruck mochten die von der Natur so vernachlässigten Geschöpfe bei Hohendorf hervorrufen, als sie keifend und zankend zum Rio Verde hinabstiegen, ihre Wassergefäße füllten und dann in derselben Ordnung, in der sie gekommen, den Heimweg wieder antraten.

Die letzten der schwarzbraunen Gestalten waren aber noch nicht hinter dem bergenden Buschwerk verschwunden, da sprang Tsana-Tona schon auf und bedeutete Hohendorf, sich ihm anzuschließen.

„Wir können ruhig gehen, die Weiber werden morgen bei Tagesanbruch unsere Spuren vernichten," erläuterte er während des Gehens, „ohne darauf nur einen einzigen Blick geworfen zu haben. Lassen wir aber außerhalb des Pfades die Fährten unserer Mokassins zurück, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß einzelne umherstreifende Männer auswittern, von wem ihr Lager umschwärmt wurde. Sie werden unser Benehmen dann für feindselig halten und uns infolgedessen belästigen. Sie sind wie die Wespen; wir können vermuten, daß hinter jedem Busch, hinter jedem Felsblock einer von ihnen verborgen liegt, um uns einen verräterischen Pfeil zuzusenden." *)

Unter solchen Gesprächen waren die beiden Kundschafter bis an den Fuß des nächsten Berges gelangt, und noch immer erschallte vor ihnen das widrige Geschnatter der Weiber. Die nächtliche Dunkelheit hatte schon bedeutend zugenommen, doch war eine tiefe Finsternis nicht zu befürchten, da an dem klaren Himmel die Sterne, einer nach dem andern, auftauchten, und der volle Mond schon hoch über den östlichen Waldungen stand.

Nach kurzer Wanderung errieten die Freunde aus dem Lärm, daß die Weiber plötzlich auf der linken Seite am Abhange der Schluchteinfassung hinaufkletterten.

Der Weg mußte ihnen dort Schwierigkeiten verursachen, denn das Geschnatter verwandelte sich allmählich in einzelne

*) Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß ich hier nur nach der Natur und aus Erfahrung schildere.

kurze Ausrufe, die von einem höhergelegenen Punkte mit kreischenden Worten und ähnlichem Gelächter beantwortet wurden.

Die beiden Späher erreichten jetzt die Stelle, wo der Pfad abbog, und befanden sich kaum fünfzig Ellen hinter der wilden Bande, die augenscheinlich nur sehr langsam vorwärts kam.

Sie hielten an, einesteils um nicht zu nahe an die von ihnen verfolgten Personen heranzugeraten, dann aber auch, um die Gestaltung des vor ihnen liegenden Bodens einigermaßen zu erforschen.

Das erste, was ihre Aufmerksamkeit fesselte, war der Schein eines oder mehrerer Feuer, die selbst ihnen zwar verborgen blieben, die Lage der indianischen Raubhöhle aber genau bezeichneten.

Indem sie nun unverwandt darauf hinblickten, erhielten die Gegenstände in der nächsten Umgebung der Feuer vor ihren Augen genauere Formen, und sie entdeckten sehr bald, daß die Apaches sich dort die zerfallenden Ruinen einer untergegangenen indianischen Stadt, wie sie deren in letzter Zeit mehrere auf ihrem Wege beobachteten, zu ihrem Zufluchtsort gewählt hatten.

Der Anblick des alten Gemäuers erklärte mit einem Mal, warum die Bande sich in solcher Entfernung vom Wasser niedergelassen, und sich lieber der Mühe des Wassertragens unterzog, als daß sie einen ihren Wünschen und Neigungen entsprechenden Schlupfwinkel aufgab *).

Der Zunni folgerte daraus, daß die Männer einen Raubzug unternommen und ihre Familien auf die Dauer ihrer Abwesenheit dort untergebracht hatten, und daß sie unter

*) Es ist eine auffallende Erscheinung, daß viele dieser Städteruinen den Flüssen und Bächen fern liegen. Die einstigen Bewohner trugen ihren Wasserbedarf, wie noch heute in den bewohnten Pueblos wahrnehmbar, auf den Köpfen herbei, oder leiteten ihn durch Kanäle in ihre Nähe. Bei manchen dieser Ruinen entdeckt man auch die Spuren längst versiegter Quellen. Das Versiegen der Quellen in vulkanischen Regionen ist nichts Ungewöhnliches. Siehe Möllhausens Tagebuch einer Reise usw. und Möllhausens Forschungsreisen II.

solchen Umständen ihre Forschungen mit um so größerer Sicherheit würden fortsetzen können.

Sobald daher das Geräusch und das Zetergeschrei hinter den Mauern die Vereinigung aller Mitglieder bekundete, traten Hohendorf und sein indianischer Gefährte behutsam ihre Wanderung an. Der höhersteigende Mond leuchtete ihnen auf ihrem Wege, der größtenteils über grobes Gerölle hinführte, und sie gelangten, vorsichtig von Stein zu Stein springend, schon nach wenig Minuten in den Schatten des alten Gemäuers, den der Mond immer mehr und mehr verkürzte.

Hier nun veranlaßte Hohendorf durch eine leise Bewegung seinen Gefährten, anzuhalten und zu lauschen. Er hatte nämlich deutlich englische Worte vernommen, die in einem Organ gesprochen wurden, das dem der Apacheweiber nicht unähnlich war, und daher von dem Zunni, weil er der englischen Sprache nicht mächtig, für das reinste Apache-Mezkalero gehalten wurde.

Nach einer kurzen Pause, die allein von dem widrigen Geschnatter ausgefüllt wurde, ließ sich die englischsprechende Stimme wieder lauter als alle übrigen vernehmen, und zwar mit jenem eigentümlich breiten Ausdruck, wie Hohendorf ihn vielfach bei alten Negern und Negerinnen beobachtet. Er bezweifelte daher nicht, daß die Worte von derselben Person ausgingen, deren Spuren am Fluß die Aufmerksamkeit seiner Gefährten erregt.

„Verdammtes indianisches Gesindel!“ kreischte die Stimme so laut, daß das Echo an der gegenüberliegenden Felswand jede Silbe deutlich wiederholte. „Ja, verdammt seid Ihr, und was noch schlimmer, Ihr sein gar nichts! Ihr nicht weißer Mann, Ihr nicht Nigger! Ihr lauter Lumpen, zu schlecht, um Massas Schweine damit zu füttern, ihr alle Mörder und Diebe und Narren obendrein! Ja, schaut auf mich und lacht! Ihr denken, ich euch sagen Komplimente; ihr denken, ich euch lieben! Ihr euch ärgern, weil ihr nicht so schwarz wie ich! Ich euch aber schimpfen, weil ihr nicht verstehen! Ihr Alligators! Ihr Narren! Ihr Hunde! Ihr faulen Niggers! denn zu Indianern seid ihr zu schlecht! Nein, umgekehrt! Nein, auch das nicht; Mörder ihr sein! Diebe! Schurken! Ich das

arme Niggerweib euch schimpfen, und ihr ruhig zuhören! Ihr alles einstecken! Ich euch peitschen, wenn ich nicht fürchten, daß ihr mich skalpieren!"

Weiter reichte der Atem der Negerin nicht, kaum aber hatte sie ihre Schmährede beendigt, so erfüllte das scheußlichste Jubelgeheul der Weiber die grauen Ruinen, und lange wollte der Applaus nicht endigen, mit dem die Zungenfertigkeit der schwarzen Rednerin belohnt wurde.

Endlich aber drang ihre Stimme wieder durch. „Lacht nur, ihr schmutzigen Alligators," eiferte sie weiter; „lacht, so viel ihr wollt, ihr lacht mich nicht schmutzig braun, wie ihr seid, und euch selbst nicht schön schwarz, wie ich bin. Ihr habt gar keine Farbe! Ihr versteht nur weiße Ladies zu quälen, und weiße Männer zu morden! Aber verraten will ich euch, sobald sich Gelegenheit zeigt! Ihr alle hängen, auch mein verdammter Gatte hängen, er am höchsten hängen! Ich nicht seine Frau, er mich gestohlen! Ich ihm Gift geben und euch alle verraten! Ich, das arme Niggerweib, euch das sagen, und ihr alle zuhören und lachen, ihr nicht verstehen gut Englisch! Ihr noch dummer als ein zweijähriger Niggerjunge auf der Straße in Neuorleans. Kleine Niggerkinder englisch sprechen und ihr nicht! Ha ha ha!" und die Negerin lachte, daß man es mit dem Wiehern eines Pferdes hätte vergleichen mögen, und mit ihr lachte und kreischte die ganze Schar der Weiber und Kinder.

Hohendorf wartete einen neuen Ausbruch der Beredsamkeit der Negerin nicht mehr ab. Er hatte genug vernommen, was seine Neugierde bis aufs Äußerste stacheln mußte. Es lag ein finsteres Geheimnis hinter der Anwesenheit der Negerin an solchem Ort, und seine ganzen Geisteskräfte vereinigten sich dahin, das Geheimnis zu durchdringen, und vor allen Dingen eine Unterredung mit der gefangenen Sklavin zu ermöglichen.

In flüsterndem Tone teilte er Tsana-Tona seine Absicht mit, doch stieß er hier auf unerwarteten Widerstand.

„Ihr dürft Euer Gesicht der Negerin nicht zeigen," entgegnete dieser, sobald er Hohendorfs Plan vernommen. „Die

schwarzen Menschen haben lange Zungen; zu lang, als daß sie sie stillhalten könnten. Zeigt der Negerin Euer weißes Gesicht, und sie verkündet es augenblicklich ihrer ganzen Umgebung. Nein, nein; wenn Ihr wissen wollt, ob noch andere Gefangene in der Gewalt dieser Mezkaleros schmachten, dann gebraucht Eure Augen und Ohren. Mit Gewalt richten wir nichts aus. Die List der Schlange und die Schlauheit des Fuchses sind oft mehr wert, als die Kraft des Bisons oder des grauen Bären."

Mit diesen Worten kroch der Zunni der Rückwand der umfangreichen turmähnlichen Ruine zu, und Hohendorf, der das Richtige der Bemerkung wohl einsah, folgte ihm auf dem Fuße.

Das erneuerte Gekreisch und Gejauchze innerhalb der Mauern war ihnen günstig, denn es übertönte das Geräusch, das einzelne unter der Last ihrer Körper zusammenstoßende Steine erzeugten, und unbemerkt glitten sie ganz um die Ruine herum, so daß sie sich bald auf der Südseite oder vielmehr oberhalb derselben befanden. Sie erblickten dort allerdings Lichtstrahlen, die durch Öffnungen in dem Gemäuer ins Freie drangen, doch war keine einzige derselben dem Boden nahe genug und hinreichend groß, um als Tür benutzt werden zu können. Sie hatten also bei ihrem weiteren Verfahren eine unvermutete Überraschung, die ihre Entdeckung herbeiführen mußte, nicht zu befürchten.

Soviel Hohendorf bei einem flüchtigen Hinblick wahrgenommen hatte, trug das morsche, von Luftziegeln und Feldsteinen in Würfelform errichtete Gebäude überhaupt keine Spuren von Pforten oder Türen, und nur eine eingestürzte Stelle der nördlichen Hauptmauer, die in ihrer zufälligen Form einer Bresche glich, war von den Apaches als Eingang benutzt worden.

Da die niedergerollten Mauertrümmer rings um das ganze Gebäude einen Wall bildeten, der sich bis zu einer Höhe von sechs Fuß an die Wände lehnte, so wurde den beiden Spähern ihre Aufgabe erleichtert, denn sie konnten dadurch bequem die Öffnungen erreichen, die von den vermoderten Balken zwischen

dem Gestein zurückgelassen worden waren, und durch diese ihre Blicke in das Innere senden.

Was sie durch die nächste dieser zufälligen Luken wahrnahmen, entsprach ganz dem, was sie zu sehen erwartet hatten. Dicke, aber vielfach eingestürzte Mauern teilten den untern Raum der Ruine in Gemächer. Mehrere wurden bis in die äußersten Winkel durch große flackernde Scheiterhaufen erhellt, und um diese herum reihte sich in häßlichen Gruppen eine bedeutende Anzahl von greisen, triefäugigen Männern, Weibern jeden Alters und Kindern, die sich gegenseitig an Häßlichkeit, Unsauberkeit und tierisch wildem Ausdruck gleichsam übertrafen.

Die Aufmerksamkeit fast aller war offenbar, trotzdem sie die Beschäftigung des Essens nicht außer acht ließen, der ununterbrochen schmähenden Negerin zugewendet. Diese saß aber so hinter einem Mauervorsprung, daß Hohendorf und der Zunni ihrer nicht ansichtig werden konnten.

Große Körbe mit eßbaren Zederbeeren und Tannensamen standen rings umher, und dazwischen lagen wieder die blutigen Stücke eines geschlachteten Pferdes und die braunen faserigen Agavekuchen. Nach welcher Speise die verschiedenen Gestalten aber ihre Hände ausstrecken mochten, der graue Bär verzehrt mit mehr Anmut die süße Zederfrucht, und der Wolf mit natürlicherem Benehmen seine Beute, als diese gräßlich ungestalteten Wesen die Kerne aus den Nüssen hülsten, die schweren Knochen benagten und sich schließlich darum schlugen.

Mit Abscheu blickte Hohendorf eine Weile auf diese Szene, die durch die rote wechselnde Beleuchtung der lodernden Feuer gleichsam einen dämonischen Charakter erhielt.

Leise wie Schatten bewegten sich die beiden Männer endlich wieder weiter und gelangten nach einigen Schritten an eine zweite Öffnung, aus der nur ein ganz schwacher Lichtstrahl fiel.

Tsana-Tona schaute zuerst hinein; kaum aber hatte er einen Blick in das Innere geworfen, so bog er sich auch wieder schnell zurück. Was er gesehen hatte, mußte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, denn ehe Hohendorf seine Augen

vor die Öffnung bringen konnte, faßte er ihn am Arm und flüsterte folgende Worte:

„Fesselt Eure Zunge und Euer Herz! wir müssen sie retten; ein lautes Wort, und wir sind verraten, sie aber verloren."

„Sie? wer?" fragte Hohendorf, erschreckt durch des Zunnis ernstes Wesen, indem er sich der Öffnung zudrängte.

„Kennt Ihr alle Indianer? Kenne ich alle Weiße?" fragte Tsana-Tona zurück. „Weiße sind es, weiße Frauen; wir müssen sie retten, oder die Kinder der Mezkaleros spielen nach kurzer Zeit mit ihren Gebeinen."

Hohendorf hatte sich unterdessen von seinem Gefährten losgerissen und war an die Öffnung getreten. Lange schaute er hinein; sein Atem stockte; seine Hände ballten sich zusammen, aber kein Laut kam über seine Lippen.

„Entsetzlich!" war das einzige, was er hervorzubringen vermochte, als er, wie um Luft zu schöpfen, einen Schritt zurücktrat. Im nächsten Augenblick befanden sich seine Augen aber schon wieder vor der Öffnung, und drängten sich fast aus ihren Höhlen, um alles zu fassen, was vor ihm lag.

Die Öffnung mündete in ein abgesondertes Gemach, in dessen Mitte ein kleines Feuer brannte. Vor dem Feuer nun, dem spähenden Hohendorf gerade gegenüber, kauerte ein zusammengeschrumpfter Apache, dessen graue struppige Haare und borstenähnlicher spärlicher Bart sein hohes Alter verrieten. Auf seinen dürren Lenden hielt er das blutige Schulterblatt eines Pferdes oder Maultieres, und betrachtete mit ausdruckslosen Blicken die Lieblingsspeise, von der er von Zeit zu Zeit mit seinen scharfen Zähnen die halb gar gerösteten Teile herunterriß.

Doch der Anblick des stumpfsinnigen Wilden war es nicht, was Hohendorf vor Entsetzen fast erstarren machte, sondern die Gestalten zweier Frauen, die in geringer Entfernung von dem Alten, die Füße dem Feuer zugekehrt, auf dem Rücken lagen, und vor Erschöpfung und Elend kaum noch ein Lebenszeichen von sich gaben.

Der Apache wühlte mit dem benagten Knochen in der Glut; die Flammen schlugen empor und erhellten auf einige

Minuten das Gemach, und Hohendorf erkannte in den bleichen abgezehrten Gestalten die wieder, die er einst in der Sierra Madre von dem Lavawall aus beobachtet hatte. —

Es war die Gattin des erschlagenen Doktors und ihre Tochter. Doch in welchem Zustande?! Sie schienen ihrem Ende nahe zu sein. —

Hohendorf bebte vor bitterem Weh, als er gewahrte, wie nur eine schreckliche Lumpenhülle die Unglücklichen bedeckte, und die langen seidenen Haare, aufgelöst und verwirrt, die bleichen Züge umgaben. Er strebte einen Blick ihrer Augen zu erhaschen, doch die Augen hielten sie geschlossen, wie um den Anblick ihrer Umgebung von sich auszuschließen, und nur die tiefen Seufzer, die sich hin und wieder der Brust entrangen, verrieten die unbeschreibliche Pein und Qual der beiden armen Opfer.

„Gott, mein Gott, wie lange soll es dauern, bis du uns erlösest!" sagte die Mutter mit endlosem Jammer im Ausdruck ihrer Stimme.

„Mutter, o, stirb nicht, bleibe bei mir," — klagte die einst so lebensfrische, mit allem Liebreiz der Jugend ausgestattete Tochter. Sie wollte noch mehr hinzufügen, doch der alte Apache hielt ihr den Knochen an den Mund, indem er sie durch Zeichen aufforderte, davon zu essen.

Martha Dayton wendete den Kopf zur Seite; der Indianer führte mit stumpfsinnigem Lachen die ekelhafte Speise zu seinem eigenen Munde; Hohendorfs Faust aber erhob sich mit dem Revolver nach der Maueröffnung.

„Wenn Ihr schießen wollt, dann zielt auf die weißen Frauen," bemerkte der Zunni kaltblütig, ohne Miene zu machen, seinen Gefährten zurückzuhalten. „Ihr Tod wird leicht sein, leichter, als wenn die über den Tod des Alten erbitterten Weiber herbeistürzen und sie zerreißen."

„Ihr habt recht, Tsana-Tona," erwiderte Hohendorf, die Pistole sinken lassend und dem Zunni die Hand reichend. „Ihr habt recht; ich war unbesonnen; aber laßt uns beraten, wir müssen handeln, schnell handeln; keine Minute ist zu verlieren."



— In ein lautes Jammergeheul ausbrechend, schwang sie den Feuerbrand, daß die Funken nach allen Richtungen hin stoben. (S. 258.)

„Nicht beraten, nicht schnell handeln," versetzte der Zunni ruhig, „wir nicht handeln ohne Pasqual und José."

„Aber sie sind fern, und die Zeit verrinnt!"

Ein furchtbares Gellen, das jetzt aus dem Gemach der Gefangenen zu ihnen drang, veranlaßte sie wieder durch die Öffnung zu schauen, und es bedurfte der ganzen Kraft des Zunnis, Hohendorf zu beruhigen, der abermals im Begriff stand, von seinen Waffen Gebrauch zu machen.

Die schreckliche Bande, die halbnackte Negerin an der Spitze, in der Hohendorf übrigens auf den ersten Blick die Dienerin des unglücklichen Doktors erkannte, war mit flackernden Feuerbränden in das Gemach gedrungen und gerade auf die beiden Frauen zugestürzt.

Der Anblick war grausig; sogar Tsana-Tona befürchtete, man hege verderbliche Pläne gegen die beiden Gefangenen, trotzdem er wußte, daß die Weiber es nicht wagen durften, während der Abwesenheit der Männer irgend eine Entscheidung zu treffen.

Es war indessen nicht auf ihr Leben abgesehen, sondern es gewann den Anschein, als ob die Negerin, zum Ergötzen der Versammlung, ihre frühere Herrschaft nur quälen wolle. Sie schwang nämlich den Feuerbrand fortwährend in der drohendsten Weise, und stellte sich dann so dicht neben den beiden Frauen auf, daß jeder, der außer ihr sie zu berühren trachtete, von ihrer schweren Waffe getroffen werden mußte.

„Meine teure, gute Mrs. Dayton! Martha, meine gute, süße Tochter!" rief sie mit schriller Stimme aus, jedoch ohne ihre wilden Bewegungen einzustellen. „Erschreckt nicht über die arme Maiblume! Eure alte Maiblume ist nicht wahnsinnig, ist nicht krank, will nur trösten und mit euch sprechen. Schmutzige Alligators von Apaches mich aber bewachen. Ich so tun, als ob ich euch hasse, damit ich frei umherlaufe; ich alten Inschunhäuptling nur heiraten, damit ich für euch sorgen!"

Hier überwältigte die Rührung die alte getreue Dienerin, und in ein lautes Jammergeheul ausbrechend, schwang sie den Feuerbrand, daß die Funken nach allen Richtungen hin stoben. die Apacheweiber und -kinder aber stimmten mit in das Geheul

ein; sie hielten das Jammern für Triumphgeschrei und waren entzückt über die scheinbare Grausamkeit der von ihnen so beneideten schwarzhäutigen Frau.

Ein Schauder durchrieselte Hohendorf, als er auf die Szene vor sich blickte, aber doch auch beruhigend wirkten die Worte der Negerin auf ihn, die ja so deutlich die Hingebung bekundeten, mit der sich das getreue Wesen die Aufgabe gestellt, die Leiden ihrer Herrschaften, wenigstens so viel in ihren Kräften stand, zu mildern.

Nachdem Maiblume endlich ihr Schluchzen mit Gewalt erstickt hatte, nahm sie wieder die drohende Stellung an, wirbelte den Feuerbrand ums Haupt und kreischte von neuem den Gefangenen ihren rauhen, aber aufrichtigen Trost zu:

„Meine gute alte Lady und mein süßes Kind nicht weinen!“ rief sie aus, wobei ihre dicken vorspringenden Augäpfel vor innerer Bewegung leuchteten. „Es bricht der armen Maiblume das Herz, ihre Ladies so weinen zu sehen! Und Pferdefleisch wollen sie euch zu essen geben! Die Alligators, die Schurken, die Mörder, die Diebe! und wollen euch für Lösegeld verkaufen, die schändlichen Haifische! Ihr sollt aber kein Pferdefleisch essen, so lange eure arme Maiblume noch einen Finger zu rühren vermag! Eine Forelle habe ich heute morgen für euch gefangen und geröstet; sie duftet wie reines Gold! ich über euch fortspringen und die Forelle zwischen euch fallen lassen, und dann eßt sie, wenn euch niemand sieht. Die Alligators! verkaufen sollen sie meine guten Ladies nicht! ich sie alle vorher vergiften, ich warten, bis weiße Menschen kommen, und dann die Alligators verraten. Solange aber bleibt die arme Maiblume des gräßlichen Seminolen getreues Weib und liebt alle Apaches! Die Narren denken, ich ihnen jetzt vorsingen! Ha ha ha! ich sie ausschimpfen, ich sie totschlagen, wenn ich nicht Furcht vor Skalpieren! Hau, hau — au Ahau!“

Und in das Geheul ihrer Umgebung einstimmend, sprang das Weib über die Gefangenen hinweg, als ob es dieselben habe zertreten wollen.

Es mußte der anhänglichen Seele schon beim ersten Versuch geglückt sein, den Fisch unbemerkt in die Nähe der beiden

Gefangenen gleiten zu lassen, denn kaum befand sie sich auf der andern Seite derselben, so stürzte sie wie eine Furie, mit dem Feuerbrande wild um sich schlagend, dem Ausgange zu, und hinter ihr her drängten die von Entzücken berauschten Weiber und Kinder.

In dem Gemach herrschte wieder trübes Halbdunkel; der alte Indianer ließ seine blöden Augen noch einmal nach allen Richtungen umherwandern, legte dann den Pferdeknochen auf seine emporgezogenen Knie, stützte sein zottiges Haupt auf den Knochen und entschlief.

Kaum erkannten die Gefangenen an den tiefen Atemzügen ihres Wächters, daß er sie nicht mehr beobachte, so begannen sie sich im flüsternden Tone gegenseitig ihre Leiden zu klagen und Trost zuzusprechen. Sie hatten sich halb aufgerichtet und verzehrten unter Tränen, aber mit dankbaren Herzen, die Forelle.

Im Nebengemach aber übertönte die durchdringende Stimme der Negerin das Gekreisch ihrer Umgebung, indem sie fortfuhr, ihrer Wut und ihrem Kummer, die abwechselnd die Oberhand gewannen, durch endlose Verwünschungen Luft zu machen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Befreiung.

Hohendorf und Tsana-Tona hatten bis zu diesem Augenblick regungslos auf der Lauer gestanden.

Das Erstaunen, des ermordeten Doktors Gattin und Tochter, die man seit Monaten tot geglaubt, in Wirklichkeit vor sich zu sehen, war einer ruhigeren Überlegung gewichen, und ihre Gedanken beschäftigten sich ausschließlich nur noch damit, wie es ihnen wohl am schnellsten und sichersten gelingen würde, die Gefangenen ihren Peinigern zu entreißen.

Sie bezweifelten nicht, daß jene im Laufe der Nacht nicht mehr beunruhigt werden würden. Da aber schon am folgenden Tage die abwesenden Männer vielleicht wieder eintrafen, wo-

durch ihnen vorläufig jede Aussicht auf Rettung abgeschnitten wurde, so glaubten sie für ihre Pläne keinen geeigneteren Zeitpunkt wählen zu können, als gerade die nächsten Stunden.

Der Zunni weigerte sich aber standhaft, irgend etwas ohne Beihilfe Pasquals und Josés zu unternehmen, so sehr Hohendorf auch darauf drang, augenblicklich einzuschreiten und das Apachegesindel zu verjagen.

Nach kurzer Beratung kamen sie daher überein, daß Tsana-Tona sogleich nach dem Lager aufbrechen, Hohendorf aber bis zur Ankunft der Zunnis in der Nähe der Ruinen verweilen solle, um die Ausgänge, wie überhaupt das Benehmen der innerhalb der Mauern Befindlichen zu überwachen.

Der Zunni begab sich nun vorsichtig in die Schlucht hinab und stellte es Hohendorf anheim, nach eigenem Ermessen seine Wachsamkeit den Ruinen selbst, oder deren weiteren Umgebung zuzuwenden. —

Langsam verstrich die Zeit; der Lärm in der Ruine verstummte allmählich, der Feuerschein zwischen den zerbröckelnden Mauern wurde schwächer, und nächtliche Ruhe umgab alles. —

Drei Stunden waren verstrichen, und noch immer verkündete nichts die Annäherung der Freunde. Ungeduldig beobachtete Hohendorf den Stand des Mondes, der sich schon stark dem Westen zuneigte. Doch als er wieder niederwärts blickte, wer beschreibt sein Erstaunen und seinen Schrecken, als er nur wenige Schritte vor sich, gerade da, wo der Schatten der Ruinen an das mondbeleuchtete Gerölle grenzte, die schwarzen Umrisse eines menschlichen Wesens sitzen sah, das gleich ihm in die Tiefe hinabspähte. —

Da warf die Gestalt plötzlich den Kopf zurück, richtete ihre Blicke auf den gestirnten Himmel und hob gleichzeitig wie flehend ihre Arme empor.

„O, meine guten, süßen Ladies!“ klagte eine heisere Stimme, die vergeblich gegen heftiges Schluchzen ankämpfte.

Eine Zentnerlast fiel bei diesen Worten Hohendorf vom Herzen, denn die Negerin hatte sich zu erkennen gegeben. Doch wie sollte er ihr nahen, ohne sie zu erschrecken?

Aber es war keine Zeit zu verlieren, die Zunnis konnten in der nächsten Minute eintreffen, durch ihr Erscheinen der Negerin Furcht einflößen und, ohne es zu ahnen, den ganzen verabredeten Plan unmöglich machen.

Schnell und geräuschlos legte er sich auf die Erde, um zu verhüten, daß Maiblume, wenn sie sich umschaue, plötzlich einer ihr fremden männlichen Gestalt ansichtig werde, und kroch ihr dann noch um einige Schritte näher.

„Maiblume!" flüsterte er laut genug, um von ihr verstanden zu werden.

Die Angeredete schaute auf, jedoch ohne ihre Stellung zu verändern, und brach in leise Klagen aus. —

„Meine süße Missus ruft," sagte sie vor sich hin, „nein, es ist der Geist meiner Missus; o, sie wird sterben, ehe ich die Alligators vergiftet!"

„Maiblume!" wiederholte Hohendorf eindringlicher; „Maiblume, rühre dich nicht, sprich kein Wort, es gilt die Rettung deiner Herrinnen."

Die Negerin machte eine heftige Bewegung, wie um aufzuspringen, die Warnung war indessen zur rechten Zeit gekommen, denn sie kauerte sich schnell wieder zusammen und drückte die eine Hand fest auf ihren breiten Mund, während sie die andere in die Wolle ihres Hauptes krallte.

„Maiblume," fuhr Hohendorf fort, „gib keinen Laut von dir, was du auch immer sehen und hören magst. Die Rettung ist nahe, aber fessele deine Zunge. Erwacht eins der Apacheweiber, bevor die Hilfe eingetroffen, so bist du und die Ladies verloren. Versprichst du aber, uns nicht zu verraten, so werde ich zu dir kommen und dir alles mitteilen."

Die Negerin nickte heftig in zustimmender Weise mit dem Kopfe, die Hand entfernte sie indessen nicht von ihrem Munde, aus Besorgnis, ein Laut könne ihr entschlüpfen; ebensowenig veränderte sie ihre Stellung, als Hohendorf vor sie hintrat und in vertrauenerweckender Weise die Hand auf ihre Schulter legte.

Ehe er aber ein Wort hervorzubringen vermochte, veranlaßte ihn die Negerin, durch eine Bewegung des Erschreckens, inne zu halten.

Er schaute sich um und erblickte in geringer Entfernung, aber getrennt voneinander, drei Gestalten, die sich wie Schatten hinter den Felsblöcken erhoben und in denen er sogleich seine Zunnifreunde erkannte.

Die Gegenwart der Negerin hatte sie so lange abgehalten, Hohendorf ihre Anwesenheit kundzutun. Sobald sie jedoch bemerkten, daß letzterer ein Gespräch mit der Negerin anknüpfte, ein unfreiwilliger Verrat von dieser Seite also nicht zü befürchten sei, glitten sie schnell zu den beiden heran, um, ohne weiteren Verzug, zur Ausführung ihres Unternehmens zu schreiten.

Pasqual ließ die Negerin sofort durch Hohendorf auffordern, in die Mitte der Apacheweiber zurückzukehren, dort, ohne jemanden zu wecken, das Feuer zu schüren und einzelne Holzscheite so anbrennen zu lassen, daß sie später von den Eindringenden als Fackeln benutzt werden konnten. Ferner erhielt sie die ausdrückliche Weisung, beim ersten Schrei der Zunnis eine der Fackeln zu ergreifen, mit dieser zu den Gefangenen zu eilen, sie über das Geräusch zu beruhigen und auf ihre Rettung vorzubereiten.

Maiblume verstand die Absicht des Zunnis vollkommen. Ihre großen Augäpfel strahlten im Mondenschein vor Entzücken, und nachdem sie zum Zeichen des Einverständnisses einige Male genickt, schlich sie gewandt und geräuschlos in das Innere der Ruine zurück.

„Wir wollen kein Blut vergießen," sagte Pasqual dann zu seinen Gefährten, sobald die Negerin hinter den Mauern verschwunden war. „Nein, kein Blut darf fließen, es sei denn in der Verteidigung des eigenen Lebens oder dem der Gefangenen. Die Apaches sind feige," fuhr er, seine Blicke auf die Ruinen geheftet, fort, die sich schon, dank den Bemühungen der Negerin, zu erhellen begannen; „sie werden fliehen, sobald sie unsern Kriegsruf vernehmen, aber wir dürfen die Gefangenen nicht der Rache des erbitterten Gesindels preisgeben. — Gebt mir daher Euern Revolver," wendete er sich zu Hohendorf, „damit ich einige Male über ihre Köpfe wegschießen und sie erschrecken kann. Nehmt Ihr dafür meine Büchse und stellt Euch außerhalb

der Mauern an einer Stelle auf, wo Ihr die Gefangenen im Auge behalten könnt. Aber eilt auf Euern Posten,“ schloß Pasqual hastig, „denn seht nur, das schwarze Weib hat ein Feuer angelegt, daß die Flammen beinahe oben zwischen den Mauern hinausschlagen.“

Der Häuptling hatte seine Anordnungen und Ratschläge mit einer solchen Ruhe und Zuversicht auf glücklichen Erfolg gegeben, daß Hohendorf gar nicht daran dachte, irgend etwas zu entgegnen. Er händigte Pasqual seinen Revolver ein, nahm dessen Büchse, und in der nächsten Minute schon stand er wieder vor der Maueröffnung und richtete seine Blicke auf den dunkeln Winkel, wo, wie er wußte, sich Mrs. Dayton und ihre Tochter befanden. —

Maiblume aber häufte mit wahrer Wut alles Holz, das sich in ihrem Bereich befand, auf die Kohlen, und mit wolllüstigem Grinsen wog sie die schweren, zu Fackeln, vielleicht auch zu Waffen bestimmten Zedernzweige in der Hand, bevor sie das dicke Ende in die Flammen schob.

Plötzlich erschütterte ein Schuß die inneren Räume der Ruine, und gleichzeitig ertönte der durchdringende Kriegsruf der Zunnis, die mit der Schnelligkeit eines Gedankens über die nächsten schlafenden Weiber hinweg ans Feuer sprangen und dort die bereitliegenden Feuerbrände ergriffen.

Der Ruf der Indianer wurde durch das Jauchzen der Negerin beantwortet, die auf den Schuß unverzüglich nach dem Gemach der Gefangenen geeilt war. Dann aber erhob sich ein so furchtbares Zetergeschrei unter den erwachenden Apacheweibern und -kindern, daß die Luft davon zu erbeben schien, und jedes andere Geräusch, selbst das Geheul der Zunnis, daneben gleichsam verschwand.

Abermals feuerte Pasqual einen Schuß über die von panischem Schrecken ergriffene Rotte hin, die sich schlaftrunken übereinander stürzte und, einen Ausweg suchend, wie mit Blindheit geschlagen, mit Gewalt an die Mauern drängte.

Der heftige Knall, der ihnen fremdartige Kriegsruf und die rücksichtslose Gewalt, mit der die Zunnis ihre funkensprühenden Feuerbrände auf die zottigen Schädel fallen ließen,

steigerten die Angst und die Verwirrung immer mehr. An Widerstand irgend einer Art war nicht zu denken. Mütter stampften ihre zurückgeschleuderten Kinder unter die Füße, Kinder traten auf den Leibern ihrer Mütter umher, bis endlich die Spitze des scheußlichen Knäuls an die Bresche der Mauer gelangte und durch diese, jammernd und unter Zurücklassung aller Habseligkeiten, ins Freie stürmte.

Kaum zwei Minuten nach dem ersten Beginn des Angriffs, da waren die Zunnis Herren der Ruine und trafen Vorkehrungen, den gewonnenen Boden gegen einen ihnen an Zahl überlegenen Feind verteidigen zu können.

Sie waren eben damit beschäftigt, das Feuer auseinander zu reißen und der eigenen Sicherheit wegen das Innere der Ruinen zu verdunkeln, als ein Schuß, der im Gemach der Gefangenen abgefeuert wurde, ihre Aufmerksamkeit in eine andere Richtung lenkte.

Hohendorf hatte sich vor dem Beginn des Überfalls an die bekannte Maueröffnung begeben und dort, da er in dem verdunkelten Gemache weiter nichts als die unbestimmten Formen des Indianers zu unterscheiden vermochte, die Mündung seiner Büchse durch die Wand gesteckt und atemlos vor Spannung der Dinge geharrt, die in den nächsten Minuten vor sich gehen sollten.

Da endlich erschien Maiblume mit dem Feuerbrande, und er gewahrte bei der plötzlich eingetretenen Helle, daß der Apache seine rechte Faust mit einem Messer bewaffnet hatte, während die linke noch immer den Pferdeknochen hielt.

Das Licht der Fackel blendete den Wilden, doch nur auf kurze Zeit; denn wie der gefangene Wolf seine Wut blindlings an allen Gegenständen ausläßt, die in den Bereich seiner Zähne kommen, so schwang auch er den schweren Knochen ums Haupt und schleuderte ihn der Negerin an den Kopf, daß diese wie betäubt rückwärts taumelte, worauf er mit einem furchtbar gellenden Schrei das blanke Messer emporhob und sich zu den Gefangenen umwendete.

So schwebte das Leben der Gefangenen in einer Gefahr, die keinen Augenblick Zögerung gestattete.

Hohendorfs Wange lag auf dem Kolben der Büchse; das Licht der Fackel der Negerin, die ihre Besinnung wiedergewonnen, begünstigte ihn, die Mündung hob sich, bis sie in gleiche Linie mit dem Kopf des Wilden trat, und als dieser Miene machte, sich auf die entsetzten Frauen zu stürzen, da sank er, tödlich getroffen, rückwärts auf den Boden.

Es genügte Hohendorf, den Wilden fallen zu sehen; er wußte, daß die Negerin ihm jetzt mehr als gewachsen sein würde, und eilte daher, sich mit seinen Zunnigefährten zu vereinigen und mit diesen das Werk zu beenden.

Dabei beflügelte die Besorgnis um die Gefangenen, auf die er nur einen flüchtigen Blick erhascht hatte, seine Schritte. Als er aber endlich dicht vor ihnen stand und gewahrte, wie Mutter und Tochter sich weinend umschlungen hielten, und wie die getreue Negerin, in einem Atem lachend und weinend, die Hände beider küßte und mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zärtlichkeit ihnen die langen, ungeordneten Haare von den bleichen, abgehärmten Wangen strich, da wendete er sich ab, um die eigene tiefe Rührung zu verbergen.

Seine Blicke fielen auf den widerwärtigen Apache, der mit zerschmettertem Haupt, das Messer noch in der geballten Faust, dalag, und schnell stellte er sich so hin, daß die Frauen denselben nicht bemerken konnten, worauf er die Zunnis durch einen Wink aufforderte, den grausigen Leichnam fortzuschaffen.

Schweigend gehorchten diese, und als sie dann hinter der morschen Mauer verschwanden, folgte er ihnen mit gesenktem Haupte. Sein Gemüt war schmerzlich bewegt; er glaubte die Hand des Todes auf den kummervollen Zügen der Mutter entdeckt zu haben, und tiefes Weh beschlich ihn, indem er ermaß, was die jetzt unter seinem Schutz befindlichen, zarten, hinfälligen Wesen auf ihrer mühseligen Wanderung nach den Grenzen der Zivilisation noch zu erdulden haben würden.

Auf der alten Lagerstelle der Apaches angekommen, entschieden die Männer sich einstimmig dafür, den geschwächten Zustand der Frauen berücksichtigend, die Ruinen in nächster Zeit nicht zu verlassen, sondern sich daselbst so bequem

einzurichten, wie es die Umstände und ihre Mittel nur immer gestatten würden. Sie bezweifelten nicht, daß sie von den heimkehrenden Kriegern der Apaches feindlich verfolgt werden würden, und dies bestimmte sie noch mehr, das alte Gebäude, dessen leicht zu verteidigende Mauern ihnen so guten Schutz gewährten, nicht aufzugeben.

Nicht wenig erfreut waren sie, unter den von der geflüchteten Bande zurückgelassenen Habseligkeiten einen kleinen Vorrat von Mais zu entdecken, den diese, da sie keine Ahnung von Ackerbau hatten, oder vielmehr zu träge dazu waren, offenbar von den am Gila lebenden Indianerstämmen eingetauscht hatten.

Sie wurden dadurch in den Stand gesetzt, ihre Pferde im Falle eines Angriffs auf kurze Zeit mit in die Ruinen hineinnehmen und dort füttern zu können.

Sehr willkommen waren ihnen auch die mancherlei Gefäße, von der ausgehöhlten Kürbisschale bis zum wasserdicht geflochtenen Korb und tönernen Krug, die zur Aufbewahrung des Wassers dienten und zum größten Teil noch gefüllt umherstanden. Die Überreste von Kleidungsstücken dagegen, unter denen sie auch noch Proben von dem Eigentum der Gefangenen entdeckten, warfen sie hinaus oder verbrannten sie.

Nachdem sie die Halle auf diese Weise einigermaßen gesäubert hatten, begaben sich Tsana-Tona und José auf den Weg, die in der Schlucht verborgenen Pferde mit dem Gepäck herbeizuschaffen, während Pasqual sich als Schildwache mitten in die Bresche setzte, und Hohendorf leise nach dem Gemach der Frauen schlich, um sie, sobald die Gelegenheit sich bieten sollte, über ihre Lage und nächste Zukunft zu beruhigen.

Noch immer befanden sich Mutter und Tochter auf der alten Stelle, und noch immer bot die Negerin ihre ganze Beredsamkeit auf, ihre geliebten Herrinnen zu trösten und aufzurichten.

Wie die drei Leidtragenden, so verschieden an Jahren, so verschieden im Äußern, innig beieinander saßen, und die Tränen gleich heiß über die schwarzen wie über die weißen Wangen rollten, da glaubte Hohendorf, noch nie eine rührendere Szene beobachtet zu haben. —

Längere Zeit dauerte es, ehe die Frauen die Ausbrüche ihres Schmerzes so weit besiegt hatten, daß sie wieder der Gegenwart zu gedenken vermochten.

„Ist meine arme Tochter wirklich gerettet?“ fragte Mrs. Dayton mit einer Stimme, die vor Schwäche und innerer Erregung zitterte.

„Nicht allein Miß Martha,“ erwiderte Maiblume schnell, „sondern auch meine süße Mrs. Dayton und ich.“

„Gott sei gepriesen!“ flüsterte die Mutter, tief aufseufzend, „mein armes Kind gerettet! Aber wo sind diejenigen, denen wir unsere Rettung verdanken?“ fragte sie dann.

„Ich sie rufen, meine süße Lady, ich sie rufen,“ antwortete die Negerin, indem sie aufsprang und der halb verschütteten Türöffnung zueilte.

Hohendorf hatte aber kaum ihre Absicht bemerkt, so trat er in das Gemach, und den Befreiten mit vertrauenerweckender Freundlichkeit die Hände entgegenreichend, rief er ihnen zu:

„Ihr seid gerettet, bezweifelt es nicht länger; kein Haar auf euerm Haupte soll mehr gekrümmt werden, und nicht eher verlassen wir diese Ruinen, bis ihr, ohne Beschwerden zu empfinden, zu reisen imstande sein werdet.“

„Segne Euch Gott für diese Worte,“ erklang es fast gleichzeitig aus dem Munde der Mutter wie der Tochter, indem sie die dargebotenen Hände dankbar drückten.

„Ich fürchte, wir werden Euch lange hier zurückhalten,“ fügte Martha mit einem besorgten Blick auf ihre Mutter hinzu, „denn ich glaube, sie ist sehr, sehr geschwächt.“

„Beruhige dich, mein Kind,“ entgegente Mrs. Dayton, und ein Lächeln unbeschreiblicher Liebe erhellte auf Augenblicke ihre bleichen, leidenden Züge. „Die Gewißheit, dich der Welt zurückgegeben zu sehen, wird mich bald wieder kräftigen.“

Martha seufzte; ihre tränenschweren Blicke hafteten an der hinfälligen Gestalt ihrer Mutter, die in der Sorge um ihr Kind den eigenen Zustand vergaß.

„Kräftigere Speisen und sorgfältige Pflege werden euch stärken und bald wieder zum Reisen befähigen,“ tröstete Hohendorf, indem er sich abwendete, denn der Ausdruck im Gesicht

der Mrs. Dayton, das den Stempel einer tödlichen Krankheit trug, schnitt ihm durchs Herz. „Es ist freilich nur wenig, was wir zu bieten haben.“ —

Das Klappern von Pferdehufen auf festem Gestein und lautes Sprechen der Zunnis veranlaßte ihn, abzubrechen.

„Seid ohne Sorge,“ sagte er zu den Frauen, als er gewahrte, daß das Geräusch sie beunruhigte. „Seid ohne Sorgen, es sind meine Zunnifreunde, die mit den Pferden und dem Gepäck eingetroffen sind. Ich gehe nur hin, um alles zu euerm Empfange vorzubereiten, denn hier in dieser feuchten Höhle dürft ihr nicht länger verweilen, wenn eure Gesundheit schnell wieder erstarken soll.“

Nach diesen Worten nickte er ihnen in aufmunternder Weise zu und begab sich in die Vorhalle zu seinen Gefährten, die mit größter Mühe die bepackten Pferde nicht nur den Abhang hinauf, sondern sogar bis in die Ruinen hineingebracht hatten.

Bald darauf grasten die gepflöckten Tiere ganz in der Nähe des alten Gemäuers. Innerhalb desselben, in einem luftigen, jedoch geschützten Winkel lagen auf weichen Bärenpelzen und wollenen Decken Mrs. Dayton und ihre Tochter. Letztere war ohne fremde Hilfe bis dorthin gegangen, die Mutter dagegen hatte getragen werden müssen.

Die verhältnismäßig wohlzubereitete Mahlzeit, die behagliche Wärme, die teils durch Pelze und Decken erzeugt wurde, teils von dem mäßigen Feuer zu den Füßen der Frauen ausging, vor allem aber das Gefühl der Sicherheit übten einen wohltätigen Einfluß auf den Zustand der Befreiten aus. Sie schliefen bald.

Vor ihnen, auf der andern Seite des Feuers, saß Hohendorf. In seine Augen kam kein Schlaf. Wie damals in der Sierra Madre von dem Lavawall aus, so schaute er auch jetzt wieder auf das liebliche Wesen, dessen von Kummer und Elend stark gezeichnete Züge ihm voll zugekehrt waren. Die Augen waren geschlossen, aber fort und fort hafteten seine Blicke an den langen Wimpern und den dunkeln, schön gewölbten Brauen, die hin und wieder, wahrscheinlich noch infolge der Erschöpfung, wie vor Schmerz zuckten.

Die Mutter glich einer Marmorstatue, sie erschien doppelt weiß und zart, weil die ebenholzfarbige Maiblume, die so lange zusammengekauert dagesessen hatte, überwältigt von Ermüdung neben ihre Herrin aufs Lager gesunken war.

„Ich habe nicht umsonst gelebt,“ sagte Hohendorf vor sich hin, indem er seine Blicke mit nie gefühlter Teilnahme über die Gruppe der Schlummernden hingleiten ließ. „Ich habe nicht umsonst gelebt. Möge es mir vergönnt sein, ihre Rettung zu vervollständigen und sie ihrer Heimat zurückzugeben!“ —

Zwanzigstes Kapitel.

Das erste Gebet.

Der Frühling hatte sich im Tale des Rio Grande angemeldet, und Robert Andree bereitete sich vor, die Heimreise nach Kalifornien anzutreten. Seine Geschäfte waren beendigt und der Winter ihm gewissermaßen unmerklich unter den Händen dahingegangen. Vierundzwanzigtausend Schafe befanden sich unter Sidneys und Juans Aufsicht auf der Reise am Rio Grande hinunter, und er selbst war nur noch mit Fernando und einem Packknecht zurückgeblieben, teils um den letzten Rest der Geschäfte zu ordnen, dann aber auch, um des ersteren Wunsch zu genügen und ihn nach dem heimatlichen Bergwerk zu begleiten.

Roberts Interesse für den armen Knaben war von Tag zu Tag gewachsen, und um keinen Preis würde er eine Gelegenheit versäumt haben, bei der er hoffen durfte, das Geheimnis zu durchdringen, das Fernandos ganze Vergangenheit wie ein dichter Schleier umgab.

Dergleichen Hoffnungen erfüllten ihn auch, als er, nach einem nächtlichen Aufenthalt in der kleinen Stadt Tuerto, in aller Frühe aufbrach und in das Bett des Flüßchens gleichen Namens hinabritt.

Er hatte sich hinlänglich mit Licht versehen, und da sich ein Packknecht in seiner Begleitung befand, der die Sorge für die

Pferde zu übernehmen bestimmt war, so hinderte ihn nichts, das Bergwerk in seiner ganzen Ausdehnung zu durchforschen, um die Unruhe, die seinen jungen Schützling betreffs des Schicksals seines Onkels noch immer quälte, vollständig zu beseitigen.

Sie gelangten bald an die Stelle, wo der Pfad nach dem kleinen Felsplateau hinaufführte, auf dem die Bewohner der umliegenden Gegend schon seit langen Jahren den alten Mann hämmern zu sehen gewohnt gewesen.

Alles war dort oben still und überhaupt keine Spur bemerkbar, die darauf hingedeutet hätte, daß der Pfad in den letzten Monaten betreten worden sei.

In Fernandos Zügen spiegelte sich eine ängstliche Spannung, und mechanisch leistete er Folge, als Robert ihn aufforderte, abzusteigen und sein Pferd ebenfalls dem Packknecht zu übergeben. Dieser nun begab sich sogleich nach einer offenen Stelle zurück, um daselbst die Tiere grasen zu lassen und auf Roberts Rückkehr zu harren.

Kaum war der Knecht ihren Blicken entschwunden, so traten sie ihre Wanderung den Berg hinauf an. Fernando vertrat die Stelle eines Führers, und Robert hatte genug zu tun, mit dem Knaben gleichen Schritt zu halten, der auf dem wohlbekannten Pfade mit ängstlicher Eile gewandt von Stein zu Stein sprang und nicht eher anhielt, als bis er den Fuß der ersten Abstufung erreichte.

Dort nun erwartete er Robert und bat ihn, daselbst so lange zu verweilen, bis er auf einem Umwege nach dem Plateau hinaufgestiegen sei und die Strickleiter, die er vor seiner Flucht hinaufgezogen, hinabgeworfen habe.

Nach wenigen Minuten befanden sie sich beide oben und gelangten in gleicher Weise nach der zweiten Abstufung hinauf, wo die verborgene Türöffnung, wie Robert aus Hohendorfs Beschreibung wußte, in das Bergwerk hineinführte.

„Hier hinein, Sennor!“ flüsterte der Knabe, als ob er sich gefürchtet habe, seine Stimme zu laut erschallen zu lassen; „hier hinein, und dann laßt uns Licht anzünden.“

Robert kniete nieder, warf einen flüchtigen Blick auf den

Felsblock, dessen glattgeriebene Angeln sich unhörbar in ihren Fugen drehten, und nachdem er sodann durch die Öffnung in den Gang hineingekrochen war, versah er sich sogleich mit einem brennenden Licht.

Fernando folgte ihm; kaum befand er sich aber innerhalb des Bergwerks, so ließ er, teils aus Gewohnheit, teils auch wohl, um gegen jede Störung gesichert zu sein, den schweren Stein hinter sich zufallen.

Langsam und ohne ein Wort zu wechseln, drangen sie immer tiefer in das Bergwerk ein; aufmerksam prüften sie den Boden und die Seitenwände, doch nirgends entdeckten sie eine Spur, die auf den Verbleib des alten Mannes hingedeutet hätte.

So gelangten sie endlich an die Treppe, vor der der engere Minengang sich abzweigte und tief in den Berg hineinführte.

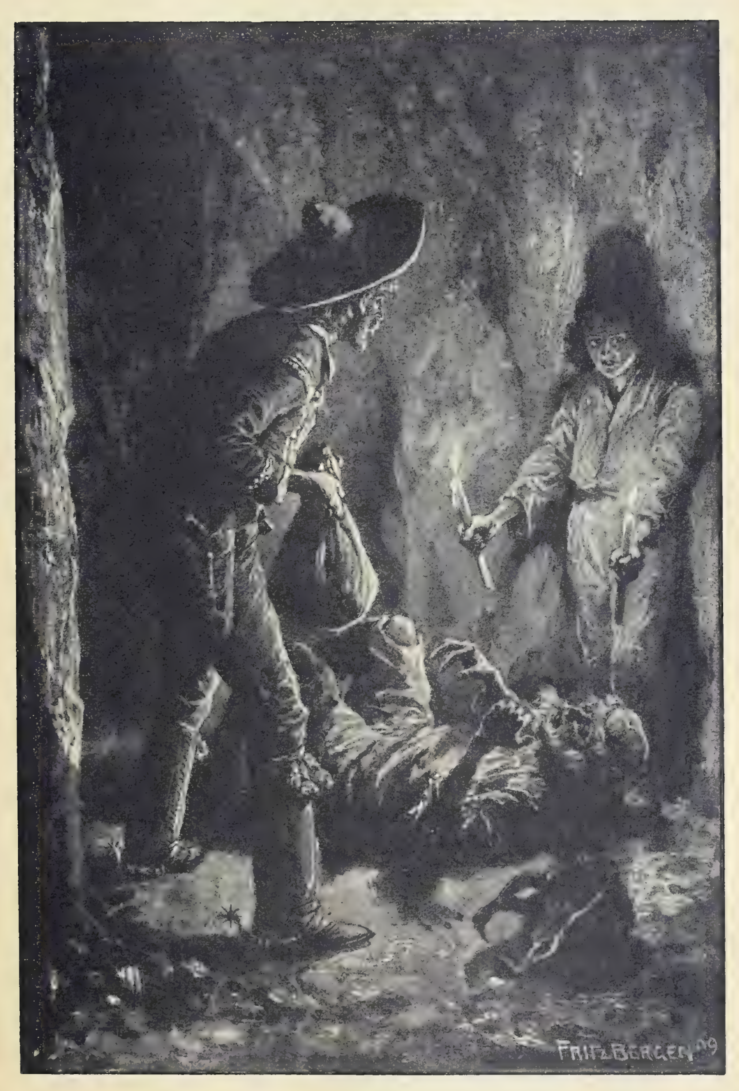
„Dort hatte er sein Gold aufbewahrt," flüsterte Fernando, in den Gang hineinweisend, „er hat das Gold entfernt, er muß dort zuletzt gewesen sein. Vielleicht sind Eure Augen schärfer als die meinigen, und es gelingt Euch, Spuren zu unterscheiden, die mir in der gräßlichen Aufregung entgingen. Dort gerade zu Eurer Linken ist es," sagte Fernando noch einmal leise, und als Robert sich nach der bezeichneten Stelle hinwendete, blickte er in das offenstehende Versteck, in dem der alte Geizhals seine Schätze so lange gehütet.

„Also hier?" entgegnete Robert, indem er die Öffnung genau betrachtete und in dieselbe hineinleuchtete.

„Unter der Regierung des Vizekönigs Mendoza von Neuspanien," las er mit halblauter Stimme, nachdem er eine Weile auf die in die Rückwand des Verstecks eingemeißelten Schriftzüge hingestarrt.

„Schon über zweihundert Jahre ist es her, seit diese Minen bearbeitet wurden," fuhr er, wie in Gedanken versunken fort, denn die alte Inschrift fesselte ihn in diesem Augenblick so sehr, daß er darüber ganz vergaß, warum er sich eigentlich dort befand.

„Ja, und dort hat mein Onkel schon seit einer langen Reihe von Jahren, in der Tat länger, als ich zu denken vermag, das aufbewahrt, was er sich an seinem Körper absparte," bemerkte



— — Der Alte war schon bei Lebzeiten skalpiert worden. (S. 276.)

Fernando schüchtern, denn er fürchtete seinen Beschützer in seinen Betrachtungen zu stören.

„Was er seinem und deinem Körper abgegeizt hat, armes Kind," versetzte Robert, einen Blick aufrichtigster Teilnahme auf seinen jungen Gefährten werfend. „Du würdest das lesen können, wenn er recht an dir gehandelt," fügte er hinzu, indem er auf die Inschrift wies, die seine Phantasie augenscheinlich noch immer beschäftigte. „Doch laß uns wie Männer diese unheimlichen Gänge weiter durchforschen, vielleicht stoßen wir dennoch auf eine Spur von dem Verschwundenen," fuhr Robert fort.

Fernando beantwortete diese aufmunternde Anrede nur mit einem Seufzer, folgte Robert aber mit leichterem Herzen, der unterdessen das Ende des Ganges erreicht hatte, und dort entdeckte, daß der den Gang versperrende Schutt schon seit undenklichen Zeiten nicht gestört worden, und ohne Zweifel das Ausgehen der Goldadern zum Aufgeben dieses Minenganges Veranlassung gegeben hatte.

Nachdem sie aber trotzdem jeden Winkel mit der größten Aufmerksamkeit untersucht hatten, schlugen sie endlich den Rückweg ein, und erreichten sehr bald wieder die Treppe, auf der sie dann ohne Zögern hinunterstiegen.

Robert ging wie gewöhnlich voran und langte am Fuß der Treppe an, als Fernando sich noch sechs Stufen hinter ihm befand.

„Ein eigentümlicher Modergeruch herrscht hier," rief er aus, indem er sich umwendete, „ich wundere mich nur, wie du es hast überwinden können, diese gruftähnlichen Höhlen so lange als deine Heimat zu betrachten."

Fernando gab keine Antwort, und wie Robert dann zu ihm hinaufschaute, gewahrte er, daß der Knabe mit dem Ausdruck des größten Entsetzens auf derselben Stelle stehen geblieben war.

„Fernando! Knabe! was ist dir?" fragte Robert heftig, denn sein Aussehen hatte ihm Schrecken eingeflößt.

„Sprich, Fernando, was ist dir?"

„Sennor, Sennor," erwiderte der Knabe kaum vernehmbar; „solange ich lebe, habe ich täglich diese Räume durchwandert

und nie einen ähnlichen Geruch bemerkt. Es ist Modergeruch, es ist Leichenduft, er ist tot und muß ganz in der Nähe liegen."

„Komm, Fernando, komm," sagte Robert jetzt dringend, denn das Entsetzen des Knaben dauerte ihn innigst; „komm, sei ein Mann! Was wir auch immer entdecken mögen, du weißt, ich bin bei dir und verlasse dich nicht."

„Sennor, ich sah noch nie einen toten Menschen, und nun soll ich ihn leblos sehen! Oh, heilige Jungfrau Maria, stehe mir bei!"

„Fernando!" rief Robert jetzt mit ernster Stimme, denn er sah wohl ein, daß er in diesem Fall wieder mit den Gebrechen einer gänzlich vernachlässigten Jugend zu kämpfen haben würde. „Fernando, komm, nur die Menschen, die sich einer Schuld bewußt sind, beben beim Anblick des Todes!"

„Nein, Sennor!" rief der Knabe, und Tränen stürzten aus seinen Augen, „ich bin mir keiner Schuld bewußt, als der, daß ich das Rechte nicht immer von dem Unrechten zu unterscheiden weiß; und darum weiß ich auch nicht, ob ich das Ende meines alten Onkels herbeiführte oder nicht. Aber ich will stark sein; seht, Sennor, hier bin ich und bereit, Euch bei Euern weiteren Forschungen zu unterstützen."

Mit diesen Worten sprang er die letzten Stufen hinab, so daß er gerade vor Robert zu stehen kam, und blickte ihm fest in die Augen.

Die Treppe war, wie schon früher erwähnt, in das massive Gestein eingemeißelt worden, und die untersten Stufen endigten in einer gemachähnlichen Erweiterung, deren Wände eine große Anzahl roh ausgehauener Nischen zeigten.

Diesen wendete Robert zuerst seine Aufmerksamkeit zu, und vorzugsweise denjenigen, deren Ende von der Mitte des Gemachs aus nicht sichtbar, weil sie sich in kurze Gänge verlängerten, und diese schon nach wenigen Ellen in scharfen Winkeln abbogen.

Vier derselben hatte er sorgfältig untersucht, ohne auf etwas Verdächtiges zu stoßen. Als er aber in die fünfte eintrat, da belehrte ihn der verstärkte eigentümliche Geruch, daß

er sich dicht vor der Enträtselung des plötzlichen Verschwindens des alten Geizhalses befinde.

Er riet Fernando zurückzubleiben, um ihm den Anblick einer vielleicht ergreifenden Szene zu ersparen, und bog dann um die Felsenecke der Nische herum. —

Der Schein seines Lichtes fiel nur wenige Schritte vor ihm auf das Ende des Ganges; indem er aber vor sich niederschaute, erkannte er mit Grausen die zusammengekrümmte, leblose Gestalt eines Menschen. —

„Wenn du den Mut hast, deinen durch den Tod entstellten Onkel anzusehen, dann komm!“ rief er nach einer längeren Pause, während welcher er die Leiche aufmerksam betrachtet hatte, dem Knaben zu.

„Ja, ich will ihn sehen!“ lautete die mit bebender Stimme gegebene Antwort, und im nächsten Augenblick stand Fernando an seiner Seite. —

Jetzt, wo der Knabe die irdischen Überreste seines einzigen langjährigen Gefährten wirklich vor sich sah, schien die gräßliche Vorstellung, die er sich von einem Toten gemacht, plötzlich verschwunden zu sein. Er schmiegte sich wohl ängstlich an Robert, doch stieß er einen tiefen Seufzer aus, als wenn er sich erleichtert gefühlt hätte, und kaum vernehmbar flüsterte er die Worte: „Armer, armer alter Mann!“

Da die durch die Spalten des Gesteins eingedrungene Kälte des Winters, und der Mangel einer sich oft verändernden Atmosphäre einer größern Zerstörung vorgebeugt hatte, so trug der Greis jetzt kaum einen abschreckenderen Ausdruck, als einst bei Lebzeiten, und glich nicht wenig einer grauen, aus Holz geschnitzten Mumie.

Er lag auf dem Rücken, und zwar in einer Stellung, die deutlich bewies, daß sein Tod plötzlich und unerwartet eingetreten; denn der rechte Arm hielt noch immer den ledernen Sack mit dem Golde fest umklammert und an die Brust gedrückt, während die Linke, der die Lampe entfallen, sich auf seinen Hals gelegt hatte.

„Seine Zeit war abgelaufen; ein Schlagfluß hat ihn getötet,“ sagte Robert, dem kein einziger der kleinen, eine solche

Todesart bezeichnenden Umstände entging. „Mag er ruhig schlafen und dir sein Erbteil zum Segen gereichen.“

„Erbteil?“ fragte Fernando ängstlich: O, Sennor, um der Liebe der heiligen Jungfrau willen, rührt das Gold nicht an; ich trage kein Verlangen danach, und ihn würde es noch im Tode beunruhigen, wenn Ihr es von ihm entferntet. Laßt ihn ruhig schlafen. Ich will ihm nur noch die Hand zum Abschied drücken, und dann laßt uns fliehen!“

„Nein, Fernando, das Gold ist dein rechtmäßiges Erbteil,“ entgegnete Robert, dem das Zutreffende der Bemerkung, die der Knabe in seinem Aberglauben fallen ließ, fast ein Lächeln entlockte. „Die Toten fühlen nichts mehr, und seine Seele kann es nur beruhigen, dich im Besitz der von ihm sauer erworbenen Schätze zu wissen. Auch wollen wir nicht fliehen, sondern ihn so verlassen, wie es uns als Christen geziemt.“

So sprechend, gab er Fernando das Licht zu halten und bückte sich nieder, um dem steifen knöchernen Arm das Gold zu entwinden. Bei dieser Beschäftigung wurde er gewahr, daß die auf dem Halse ruhende Hand im letzten kurzen Todeskampfe die Riemen gelöst hatte, durch die die große Pelzmütze seit langen Jahren unter dem Kinn festgehalten worden war. Es schien, als habe der Erstickende sich dadurch Luft verschaffen wollen.

Wie Robert nun den schweren Sack emporhob, wobei der leblose Körper heftig bewegt wurde, rollte die gelöste Mütze rückwärts auf den Boden, und er bemerkte bei dem Schein der beiden Lichter, der gerade den entblößten Schädel traf, daß der obere Teil des Scheitels aus einer einzigen großen Narbe bestand.

Die auffallende Erscheinung veranlaßte ihn, genauer hinzublicken, und er glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er die regelmäßig abgerundete Grenze zwischen dem spärlichen grauen Haarwuchs und der nackten vernarbten Haut erkannte, die einst von einem indianischen Messer gezogen wurde. Der Alte war schon bei Lebzeiten skalpiert worden*).

*) Manche Beispiele haben gelehrt, daß das Skalpieren, wenn der Körper nicht auf andere Weise lebensgefährlich verletzt wurde, nicht immer den Tod zur Folge hat, und daß Skalpierte sich eines langen Lebens erfreuten.

„Kannst du das erklären, Fernando?“ fragte Robert den entsetzten Knaben, indem er auf die Stelle wies, von der, augenscheinlich vor vielen Jahren, die Kopfhaut mit Gewalt heruntergerissen worden war.

„Nein,“ erwiderte der Knabe tonlos; „ich habe nie erfahren, welche Qualen mein armer Onkel erduldet. Ich habe ihn nie mit unbedecktem Haupte gesehen.“

Sinnend schaute Robert bald auf die Mütze, bald auf die starren gerunzelten Züge des Greises. Plötzlich bückte er sich schnell und ergriff die alte Kopfbedeckung. Er hatte darin etwas bemerkt, was seine Aufmerksamkeit fesselte, und als er sich dann dem Licht näherte, gewahrte er eine alte von Schweiß geschwärzte und mit Schimmel überzogene lederne Brieftasche, die mittels einiger dünnen Riemen am Futter der Mütze befestigt war.

„So werden wir doch am Ende noch erfahren, wer du bist und woher du stammst!“ rief er mit zufriedenem Ausdruck aus, nachdem er die Tasche losgetrennt, geöffnet und darin einige alte vergilbte, mit spanischer Schrift ausgefüllte Papiere entdeckt hatte.

„Die Brieftasche mit dem Inhalt ist mein Eigentum“, rief jetzt Fernando, und seine Augen nahmen wieder einmal ihren scheuen wilden Ausdruck an. „Sennor, gebt mir die Tasche mit den Briefen, denn niemand anders als ich darf sie lesen. Es ist mein rechtmäßiges Erbteil! Ihr habt es selbst gesagt!“

„Armes Kind, wie willst du die Schrift entziffern, die ich kaum zu lesen vermag?“ fragte Robert teilnehmend, die Tasche aber noch immer in seinen Händen haltend.

„Sennor, gebt mir die Tasche!“ flehte Fernando, sich vor Robert auf die Knie werfend, „gebt mir die Tasche, wenn Ihr mich nicht unglücklich machen wollt. Ich will lesen lernen, bald lesen lernen; außer mir darf niemand den Inhalt derselben kennen. Verstoßt mich, wenn ich Euch durch mein Benehmen erzürne, aber gebt mir die Brieftasche!“

„Fernando, du hast mich noch nie hintergangen,“ hob Robert mit milder, freundlicher Stimme an, denn sein erstes Erstaunen über die Heftigkeit des Knaben war einem Gefühl

des Mitleids gewichen. „Du hast mich noch nie hintergangen, armes Kind; wie aber soll ich mir erklären, daß du eine solche Wichtigkeit auf diese Briefschaften legst, während du mir doch zur selben Zeit versicherst, daß du nie einen Blick auf dieselben geworfen, also auch keine Ahnung vom Vorhandensein derselben gehabt hast?"

„Ich weiß es nicht, Sennor!" flehte Fernando, und Tränen rollten über seine Wangen. „Ich weiß nicht, wie es zusammenhängt. Aber glaubt mir, ich habe Euch nie hintergangen und werde es nie tun. Vom Vorhandensein der Tasche mit den Briefen habe ich keine Ahnung gehabt, und doch flehe ich zu Euch. Gebt mir die Briefe, es ist das einizge, was ich zu besitzen wünsche!"

„Rätselhafter Knabe!" sagte Robert wie in Gedanken versunken. „Ich glaubte dir behilflich sein zu können, einiges über deine Eltern zu erfahren. Ich will aber nicht weiter in dich dringen. Du hast vielleicht Ursache, über diesen hier so wenig wie möglich verlauten zu lassen, weil du manches aus seiner Vergangenheit ahnest. Da, nimm dein Eigentum, niemand wird dir die Schriften streitig machen, die Schriften so wenig wie das Gold."

Fernando nahm die Tasche, verharrte aber noch immer in kniender Stellung.

„Oh, Sennor, zürnt mir nicht!" bat er schluchzend, indem er Robert die Hände entgegenstreckte, „zürnt mir nicht! ich würde mich ja lieber hier an die Seite meines armen Onkels legen und sterben, als Euern Zorn ertragen. Vergeßt, was ich zu Euch gesprochen, und laßt mich wieder Euer Diener, Euer Sklave sein! Nein, nein!" rief er aus, als Robert ihn aufforderte, sich zu erheben, „ich gehe nicht eher von dieser Stelle, als bis Ihr mir vergeben habt."

„Armes Kind, deine Phantasie muß während deines abgeschlossenen Lebens in diesen Räumen gar seltsam angeregt worden sein," entgegnete Robert, dem flehenden Knaben die Hand reichend; „wie könntest du sonst Verzeihung erbitten, wo du doch nichts verbrochen? Ich habe kein Recht, nach deinen Geheimnissen zu fragen, aber wenn du je in die Lage kommen

solltest, fremder Hilfe und aufrichtigen Rates bedürftig zu sein, dann vergiß nicht, daß ich das erste Anrecht auf dein Vertrauen habe."

„Ich werde Eures Wohlwollens und Eurer Güte stets eingedenk sein, Sennor," versetzte Fernando, hastig aufspringend, und die beiden Lichte ergreifend, die er so lange neben den Leichnam auf den Boden gestellt hatte, „aber kommt fort von hier jetzt, es ist so kalt in diesen Räumen; auch möchten wir meinen Onkel stören!"

„Nein, Fernando, so scheidet man nicht von den Toten," erwiderte Robert ernst. „Es wird dir in späteren Jahren eine Beruhigung gewähren, am Grabe des armen Mannes hier gebetet zu haben. Schau nur auf mich, mein Kind, stelle die Lichte wieder auf die Erde und sprich die Worte nach, die ich sagen werde."

Fernando tat, wie ihm geheißen war; er faltete fromm die Hände, seine großen klugen Augen hafteten mit andächtigem Ausdruck an Roberts Lippen, und Träne auf Träne rollte über seine gebräunten Wangen.

Fromm war die Absicht des Mannes, der mit unbeirrtem, ungefesseltem Geiste, durch das Gebet an solchem Ort auf ein noch unverdorbenes, ungeschultes Gemüt einzuwirken und edles, männliches Selbstvertrauen zu erwecken trachtete; fromm waren die Gedanken des Knaben, der hier zum erstenmal in seinem Leben betete und zum erstenmal in seinem Leben Trost im Gebet fand. — — — —

Eine Stunde später, da glitten Robert und Fernando im Bett des Tuerto durch die enge Felsenpforte ins Freie. Den Schlußstein drückten sie sorgfältig wieder in seine alte Lage zurück, und folgten dann dem Flüßchen aufwärts, wo sie, gemäß der Verabredung, ihre Pferde finden mußten.

Beide waren beschwert mit dem Golde, das sie bei der Leiche des alten Geizhalses gefunden hatten. Sie trugen es verborgen auf ihrem Körper und in den Jagdtaschen, damit es nicht die Habgier frecher Räuber reize.

Nachdem sie zu ihren Pferden gelangt waren, wendeten sie sich zurück nach Santa Fé, wo Robert mit dem größten

Teil des Goldes, das sich auf sechstausend Dollars belief, die letzten Verbindlichkeiten Don Sanchez', die durch den Ankauf der Schafe entstanden waren, löste. Die Schuldverschreibung wurde auf Fernandos Namen, zahlbar in Kalifornien, übertragen, und zusammen verließen sie dann zum zweiten Male die alte westliche Handelsstadt, dieses Mal aber, um in südlicher Richtung den vorangegangenen Gefährten nachzueilen, mit denen sie dann vereinigt nach dem Hochlande hinaufzogen, das die beiden Stromgebiete voneinander trennte.

Robert, Sidney, Juan und Fernando hielten auf der Höhe, angesichts des breiten Spiegels des Rio Grande, als die letzten Nachzügler bei ihnen vorübergetrieben wurden.

„Möge der Gila und sein wildes Tal uns ebenso hold sein, wie es der Rio Grande gewesen!" rief Robert aus, indem er einen letzten Scheideblick zurückwerfend, sein Pferd in die westliche Straße lenkte. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Abschied von den Ruinen.

Vierzehn Tage waren verflossen, seit Hohendorf und die Zunnis die Apachen verjagt und Besitz von den Ruinen genommen hatten. Vierzehn Tage, die eine große Veränderung im Befinden der Mrs. Dayton und ihrer Tochter hervorgebracht hatten.

Marthas Jugend hatte bald wieder den Sieg über die Folgen der namenlosen Qualen und Entbehrungen davongetragen. Der milde Glanz ihrer großen schönen Augen und die anmutige Haltung ihres schlanken Körpers bewiesen, daß sie sich wieder gekräftigt fühle und vollkommen imstande sei, die voraussichtlich nicht übertriebenen Beschwerden der Fortsetzung ihrer Reise zu ertragen.

Mrs. Dayton hatte dagegen ihr Lager noch nicht verlassen. Die Entbehrungen, der Kummer um ihren Gatten und die Sorge um ihr Kind waren zu viel für sie gewesen. Der Keim einer unheilbaren Krankheit, der schon längst in ihrer Brust

geschlummert, hatte sich schnell ausgebildet, und mit unaufhaltsamen Schritten siechte sie dem Grabe zu.

Sie gab sich auch keinen trügerischen Hoffnungen hin. Sie war ergeben in ihr Schicksal, die Besorgnis aber um die Tochter diente dazu, ihr die letzten Lebensstunden zu verbittern und sogar abzukürzen.

Eine trübe Stimmung, die jedes frohe Wort, jedes Lächeln verbannte und sogar die menschenfreundlichen Zunnis augenscheinlich schwer bedrückte, herrschte infolgedessen unter den Bewohnern der Ruine.

An eine Fortsetzung der Reise dachte niemand. Kein Laut der Ungeduld oder der Klage wegen der Zögerung kam indessen über jemandes Lippen, und auf die zarteste Weise suchte Hohendorf die beiden Frauen zu überzeugen, daß er auch ohne das Zusammentreffen mit ihnen in der Gesellschaft der Zunnis längere Zeit an jenem Orte verweilt haben würde.

Seine Hoffnung, in Roberts Expedition eintreten zu können, und mit des letzteren Hilfe die Frauen der Zivilisation zuzuführen, schwand immer mehr. Ja, er wagte sogar nicht einmal, einen der Zunnis mit Nachrichten an den drei oder vier Tagereisen weit entfernten Gila zu senden, aus Besorgnis, die Raubbanden der Apaches würden sich, während der Abwesenheit des Boten, vereinigen und einen gemeinschaftlichen Angriff auf die in solchem Falle zu schwach verteidigten Ruinen unternehmen.

Die vertriebenen Weiber und Kinder schienen allerdings aus der Gegend verschwunden zu sein, doch beruhigte das weder Hohendorf noch die Zunnis, denn sie alle hegten die gleiche Überzeugung, daß mißtrauische Augen sie aus der Ferne beobachteten, und daß die Rückkehr der auf einem Raubzuge befindlichen Krieger, oder auch die Entfernung eines oder zweier Zunnis das Signal zum feindlichen Vorgehen gegen sie sein würde.

Sie verschärften daher womöglich noch ihre Wachsamkeit und Vorsicht, und brachten die Frauen, teils, um die Kranke die dumpfige Atmosphäre mit gesunderer Luft vertauschen zu lassen, teils, um in den eigenen Bewegungen weniger gehindert zu sein, nach dem zweiten Stockwerk hinauf.

Es war ein wundervoller duftiger Frühlingsabend; Mrs. Dayton schlief in ihrem geschützten Winkelchen, und an ihrer Seite kniete, die leisen Atemzüge gleichsam zählend, die getreue Maiblume. Mit Gewalt hatte sie Martha, die den ganzen Tag über nicht von ihrer Mutter gewichen war, von dort fortgetrieben. Die bangende Tochter mochte aber fühlen, wie notwendig ihr selbst einige Erholung sei; sie leistete der Aufforderung der Negerin wenigstens insoweit Folge, daß sie sich außerhalb des Gemachs, auf der Plattform, die durch die Bedachung des untern Stockwerks gebildet wurde, niederließ.

Hohendorf gesellte sich dort zu ihr, um, wie er seit dem Beginn ihres Zusammenlebens getan, ihr Trost zuzusprechen und besseres Vertrauen auf die Zukunft zu erwecken.

Er war zwar selbst des Trostes bedürftig genug, doch gegenüber den Leiden des jungen Mädchens trat sein eigener Kummer weit in den Hintergrund zurück.

Schweigend hatten sie dort oben längere Zeit beieinander gesessen; ihre Blicke schweiften teilnahmlos in die Ferne, oder hafteten zeitweise auf den drei Zunnis, die unten um ein kleines Feuer kauerten und sich mit halblauter Stimme unterhielten.

Da flog ein mächtiger Uhu dicht bei ihnen vorbei, beschrieb einen Kreis um die turmähnliche Ruine und kehrte wieder in den Schatten der Bäume zurück, wo er sein dumpfes Lachen erschallen ließ.

„Welch unheimlicher Ruf!“ sagte Martha wie in Gedanken versunken. „Er erinnert mich an den alten Aberglauben, daß nächtlicher Eulenruf den Tod eines Menschen bedeute. — Meine arme Mutter! wie wird es mit ihr, wie mit mir endigen!“

„Ermannt Euch,“ tröstete Hohendorf, indem er des jungen Mädchens Hand ergriff. „Ermannt Euch und laßt die Tränen Eure Augen nicht zu sehr röten. Ihr wißt, die Stimmung Eurer Mutter ist von Eurer Fassung abhängig. Wir müssen ihr so viel wie möglich jede Gemütsbewegung ersparen. Zum Glück konnte ich ein Versprechen geben, das sie von der qualvollen Besorgnis um Euch und Euer Schicksal befreit. So lebt sie jetzt der festen Überzeugung, es müsse mir gelingen, Euch

auf dem kürzesten Wege zu ihren Verwandten zu bringen, denn sie bat mich, zurück nach einem der Militärposten nur im äußersten Notfall zu gehen."

„Zu meinen mütterlichen Verwandten sollt Ihr mich bringen?" fragte Martha, indem sie sich aufrichtete. „O, welch eine trübe Aussicht für mich. Die Geschwister meiner Mutter, lauter reiche Sklavenbesitzer in den südlichen Staaten, würden mich nicht kennen und mich von ihren Türen weisen. — Nein, nein! es wird mir gelingen, mein Brot mit meiner Hände Arbeit zu erwerben, denn zu denjenigen, die meinen armen Vater seiner menschlichen Grundsätze wegen haßten und ihre Verachtung sogar auf meine Mutter übertrugen, nein, zu solchen Leuten werde ich nie meine Zuflucht nehmen!"

Indem Martha dies sagte, richtete sie sich stolz auf, und mit einem eigentümlichen Ausdruck edler Entschlossenheit ruhten ihre noch in Tränen schwimmenden Augen auf Hohendorf.

„Aber Ihr sollt alles wissen!" begann sie endlich wieder; „ich bin Euch volles Vertrauen schuldig, und Ihr vermögt dann, im Gespräch mit meiner Mutter, Eure Worte leichter darnach abzumessen.

Meine Mutter war die wegen ihrer Schönheit weit und breit bekannte Tochter eines reichen Sklaven- und Plantagenbesitzers im Staate Mississippi, als sie meinen Vater, einen jungen Arzt, kennen lernte, der, da man ihn nicht verwegen genug glaubte, seine Augen bis zu der Tochter des Hauses zu erheben, freien Zutritt in der Familie meiner Großeltern hatte.

Fast ein Jahr war auf diese Weise hingegangen, als dem Vater meiner Mutter einst eine Broschüre zu Gesicht kam, die mein Vater verfaßt und gegen das System der Sklaverei gerichtet hatte. Dem sklavenfreundlichen Doktor wurde daraufhin von Stunde an der fernere Besuch auf der Plantage untersagt. Doch meine Eltern fanden trotzdem Gelegenheit sich zu sehen, und in nicht allzulanger Frist hielt mein Vater auf brieflichem Wege um die Hand meiner Mutter an.

Wäre ein Donnerschlag vor dem hartherzigen Pflanzer in den Boden gefahren, so hätte er keinen größern Schreck

empfinden können, als beim Lesen dieses Briefes. Er war so erbittert, daß er meine Mutter noch in derselben Stunde die Wahl stellte, entweder jeden Verkehr mit dem ‚revolutionären Arzte‘, wie er ihn nannte, abzubrechen, oder das elterliche Haus innerhalb weniger Tage zu verlassen.

Meine Mutter aber blieb ihrem Herzen und ihrem gegebenen Versprechen treu.

Sie wurde in Neuorleans mit meinem Vater getraut, der sich dem Militärstande zugewendet hatte, und von da ab bald hierher, bald dorthin kommandiert wurde. —

Es war ein unstetes Leben, das wir führten, denn wir brachten nur selten zwei bis drei Jahre an einem und demselben Orte zu; ich glaube aber, auf dem ganzen Erdenrund konnte keine glücklichere Familie gefunden werden, als wir es waren.“ —

Nach einer kleinen Weile des Nachdenkens fuhr sie in ihrer Erzählung fort.

„Ich hatte das zwölfte Jahr erreicht, da starben meine beiden Großeltern kurz nacheinander. Daß sie meiner Mutter die Verheiratung mit meinem Vater nie ganz vergeben hatten, bewies am deutlichsten ihre letztwillige Verfügung. Das ganze Vermögen fiel nämlich gemäß derselben den Geschwistern zu, und meine Mutter erhielt nichts weiter als Maiblume, zum Andenken an ihre Heimat. —

Die Brüder entschuldigten noch zum Überfluß in einem Briefe die scheinbare Ungerechtigkeit, indem sie darauf hinwiesen, daß mein Vater, im Fall meiner Mutter ein größeres Erbteil an Negern zugefallen wäre, diesen doch die Freiheit geschenkt hätte. Damit war aller Verkehr zwischen meiner Mutter und ihren hartherzigen Verwandten abgebrochen.

Den Verlust des Vermögens ertrug meine Mutter mit Leichtigkeit, leichter als den Hohn, der aus dem Schreiben ihrer Brüder sprach.

Mein Vater war weit entfernt davon, gegen die Verwandten meiner Mutter feindliche Gesinnungen an den Tag zu legen. Doch blieben sie ihren Grundsätzen getreu, indem sie Maiblume, die ihnen testamentarisch zuerkannt worden war, gleich nach ihrer Ankunft gerichtlich für frei erklärten. —

Das Schicksal spielt oft wunderbar," sagte Martha so leise, daß es fast klang, als ob sie träume; „ein guter Gott gab es meinem Großvater ein, uns Maiblume, die Jugendgespielin meiner Mutter, zu senden. Was wäre wohl aus uns geworden, wenn sie nicht mit aufopfernder Treue für uns gesorgt hätte?"

Hier überwältigte der Schmerz von neuem die Erzählerin. Sie stützte ihr Haupt auf ihre Hände und weinte wieder still vor sich hin.

„O, Miß Martha, unaussprechlich teure Martha, denkt, welchen Gram es Eurer Mutter verursachen würde, Euch so weinen zu sehen," tröstete Hohendorf, der sich immer inniger zu dem jungen Mädchen hingezogen fühlte. „Denkt doch daran, daß sie Euch nicht ungeliebt zurückläßt. Ihr Segen wird Euch überallhin begleiten, er wird Euch schützen, und ihr Bild, wie das einer Heiligen, in Eurer Erinnerung haften bleiben."

„Ich danke Euch, ich danke Euch von ganzer Seele," versetzte Martha, Hohendorfs Hand ergreifend und mit Innigkeit drückend.

In diesem Augenblick schlich Maiblume leise heran und flüsterte Martha zu, daß die Mutter zwar noch ruhig schlummere, aber mehrere Male im Schlafe den Namen ihrer Tochter ausgesprochen habe.

Martha sprang empor, fuhr mit der Hand über die noch in Tränen schwimmenden Augen, indem sie zu Hohendorf sagte: „Die Dunkelheit wird meiner Mutter die Spuren meines Kummers verbergen," und verschwand, der Negerin voranschreitend, im nächsten Augenblick hinter dem morschen Gemäuer.

Hohendorf blieb zurück; versunken in seine trüben Betrachtungen, bemerkte er nicht, wie Maiblume an seine Seite trat; und als sie ihn leise an der Schulter berührte und ihn aufforderte, an das Lager der Sterbenden zu kommen, schrak er heftig empor.

Das Bild nun, das sich ihm zeigte, als er durch die Maueröffnung in den abgeschlossenen Raum trat, war wahrhaft herzergreifend.

Gerade vor ihm, auf dürftigem, von duftenden Zedern-

zweigen und Decken hergestelltem Lager ruhte, wie in Schlaf versunken, Mrs. Dayton.

Die Augen hielt die Sterbende halb geschlossen, und nur an den Bewegungen der Lippen ließ sich erkennen, daß sie nicht schlief, sondern leise betete und ihrer Tochter etwas zuflüsterte.

Diese kniete neben ihr und preßte die eine hagere Hand der scheidenden Mutter an ihre Lippen, während deren anderer Arm lang ausgestreckt neben dem hinfälligen Körper ruhte und die Finger sich bewegten, als ob sie etwas suchten.

So leise auch Hohendorf eingetreten war, hatte Mrs. Dayton ihn doch sogleich bemerkt, denn sie hob den freien Arm gegen ihn auf und begrüßte ihn mit kaum vernehmbarer Stimme, wobei ein glückliches Lächeln ihre bleichen Züge erhellte.

Hohendorf ließ sich neben ihr auf die Knie nieder und ergriff die dargebotene Hand; er war zu bewegt, um sprechen zu können, und lauschte gespannt auf die Worte, die die Sterbende an ihn richten würde.

Aber nur freundliche Bilder mußten an ihrem Geiste vorüberziehen. Aus ihren leise geflüsterten Worten ging hervor, daß sie wieder in der Heimat und mit dem Gatten vereint zu sein wähnte. Dann ein Aufseufzen: „Doch ich bin so müde, so müde — nur ein halbes Stündchen laßt mich ruhen; aber Martha, — mein Kind — wecke mich augenblicklich, wenn dein Vater heimkommt — ich habe ihm viel zu erzählen. — Seid gesegnet — gute — Nacht —“

Mit diesen Worten schloß Mrs. Dayton die Augen; ein himmlisches Lächeln spielte auf dem gramdurchfurchten Gesicht, und kaum hörbar entwand sich der kurze Atem der Brust.

Stunden verrannen; der Atem wurde immer kürzer und leiser. Die weinende Martha schaute voll Angst auf die geliebten Züge; sie wagte nicht laut zu schluchzen, aus Furcht, ihre Mutter zu stören.

Stunden verrannen, und der Osten begann sich zu röten. Mrs. Dayton aber atmete nicht mehr; sie war, umgaukelt von beseligenden Träumen, sanft eingeschlafen, und an ihrer Seite beteten die jammernde Tochter und die wehklagende Negerin.

Hohendorf war zu den Zunnis hinabgestiegen und hinterbrachte ihnen die traurige Kunde. —

Zwei Tage später, ebenfalls in den Morgenstunden, hielten die Zunnis mit den gesattelten und bepackten Tieren vor den Ruinen. Die Reise nach dem Gila sollte angetreten werden, und man zögerte noch mit dem Aufbruch, bis auf der Südseite der alten Burg eine heilige Pflicht erfüllt war.

Mit vieler Mühe hatten die Männer dort ein Grab gescharrt; es war ein tiefes, weites Grab, das bis unter das Fundament der Mauer reichte. Dort hinein hatten sie die unglückliche Mrs. Dayton gelegt, darauf den Eingang mit schweren Felsblöcken, Gerölle und Erde verstopft, und die Oberfläche des Bodens wieder so geebnet, daß sich die Ruhestätte gar nicht auszeichnete.

Dann führte Hohendorf Martha Dayton zu einem der Pferde, auf dessen Rücken ein bequemer Sitz hergestellt worden war, und half ihr mit zärtlicher Aufmerksamkeit hinauf. Ein von Tränen umflorter, aber dankbarer Blick belohnte ihn für seine Sorgfalt, und nachdem er dann die Negerin angewiesen, nicht von der Seite ihrer Herrin zu weichen, setzte sich die kleine Karawane in Bewegung.

Als die ganze Gesellschaft unten in der Schlucht angekommen war, da vergoldete die höhersteigende Sonne die grauen Ruinen. In der Schlucht aber ruhte noch Schatten, und auf den Gemütern der Reisenden eine trübe, traurige Stimmung. —

Der Hufschlag der abziehenden Pferde war noch nicht verhallt, da glitten, mit der Gewandtheit von Katzen, etwa ein Dutzend nackte wilde Gestalten über das Gerölle des Abhanges nach den Ruinen hinauf.

Vorauf schritt der wilde Seminole, derselbe, der den Doktor in den Abgrund gestürzt, ihm folgte ein Trupp von acht Apachenkriegern, ein kleiner Teil jener schrecklichen Räuberbande, die sich freiwillig unter seinen Befehl gestellt.

Als der Seminole sich beim Eintritt in die Ruinen überzeugte, daß er überlistet sei, blitzte die grimmigste Wut aus seinen Augen. Seine Rache gab er aber deshalb noch nicht auf,



Zwei Tage später, ebenfalls in den Morgenstunden, hielten die Zunnis mit den gesattelten und bepackten Tieren vor den Ruinen. (S. 288.)

das stand auf seinen schwarzgefärbten Zügen geschrieben, als er den Flüchtlingen nachblickte.

„Endlich habe ich euch im Freien!“ murmelte er in englischer Sprache, und ein teuflisches Lachen verzerrte seine wilde Physiognomie. „Endlich! aber ich muß die Apachehunde alle beisammen haben, wenn es gelingen soll. Wird manchem von ihnen das Leben kosten; wozu aber wären die Hunde sonst da!“ und wiederum grinste er in seiner giftigen, boshaften Weise. —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Überlistung.

Um seine Bande zusammenzulocken hatte der wilde Seminolenräuber Signalrauchsäulen entzünden lassen, die aber auch von den Zunnis bemerkt worden waren.—

Sobald nämlich die Gesellschaft in die Schlucht hinabgelangt war, wo ihr ein verhältnismäßig gangbarer Pfad nach dem Rio Verde offen stand, eilte der leichtfüßige Tsana-Tona weit voraus, um sich von der Sicherheit des Weges zu überzeugen, während die übrigen, langsam nachfolgend, ihr Augenmerk hauptsächlich darauf richteten, Martha das Reisen zu erleichtern und sich deshalb zu manchen kleineren und größeren Umwegen bequemten.

Tsana-Tona hatte sie zuerst entdeckt.

Die Apaches vor den Ruinen sahen die Signale gewiß nicht deutlicher, als er.

Damit wußte er aber auch, daß die Feinde von ihrem Aufbruch unterrichtet waren und sich zur gemeinschaftlichen Verfolgung zusammenlockten. Daß es wenigstens eines Tages bedürfe, bis die verschiedenen Banden sich vereinigt haben würden, war ihm aber ebenfalls nicht fremd, da diente es denn zu seiner Beruhigung, die Gefahr in einer Richtung zu erblicken, die gerade entgegengesetzt von der war, die sie auf ihrer Flucht einzuschlagen hatten.

Bis zur späten Nachmittagsstunde setzten die Fliehenden mit unverminderter Eile ihren Weg gegen Süden fort.

Eben waren sie durch ein von hohen schroffen Felsen gebildetes Tor in ein grasreiches Tal getreten, das der Rio Verde in vielen Windungen durchschnitt, als sie auf den Kadaver einer frischgetöteten Antilope stießen. José entfernte einen abgebrochenen Pfeilschaft aus ihrer Todeswunde und sprach kurz: „Apaches ganz in der Nähe."

Pasqual nahm den Pfeil, warf einen oberflächlich prüfenden Blick darauf und erwiderte dann nur das eine Wort: „Mezkalero."

„Hat die Antilope, nachdem sie verwundet worden, noch einen weiten Weg zurückgelegt?" fragte der Häuptling nach kurzem Sinnen.

„Kaum eine Stunde haftete der Pfeil in ihren Weichen," entgegnete José mit Bestimmtheit. „Das auf den Haaren getrocknete Blut war noch nicht schwarz. Sie wurde im Gebirge an einer Quelle verwundet in dem Augenblick, als sie mit niederwärts gebogenem Kopf nach Nahrung suchte. Der letzte Büschel Brunnenkresse, den sie abrupfte, klebte noch zwischen den Reifen der Schlundröhre."

„Viel Gebirge umgeben uns hier; wo aber befinden sich die schlechten Jäger, die dem Wild den Pfeil, anstatt durch die Lungen, in die Weichen senden, zumal wenn es still steht und ihnen Zeit zum Zielen gibt?" fragte Pasqual wiederum.

„Der Pfeil ragte zur Hälfte über der Haut hervor und war noch nicht abgebrochen," antwortete José.

Pasqual schaute auf, ließ seine Blicke nach allen Richtungen über die Berge wandern, und wies dann mit der Hand gegen Südwesten. „Dort sind die einzigen unbewaldeten Abhänge," sagte er; „eine verwundete Antilope kann lange dort laufen, eh' sie einen Baum trifft, der den in ihrer Seite haftenden Pfeil knickt."

„Die Apaches sind nicht weit," versetzte José, jetzt ebenfalls auf die bezeichneten Abhänge deutend. „Tsana-Tona verfolgt die Spuren der Antilope rückwärts, und wird nicht eher umkehren, als bis er das Nest der Apaches ausgespäht." —

„Bueno, mucho bueno," entgegnete Pasqual, beifällig mit dem Haupte nickend; „wir können ungestört essen." So sprechend, nahm er eins der Fleischstücke, die auf dem mit trockenem Holz genährten, rauchlosen Feuer rösteten, und begann mit unbegreiflicher Gemütsruhe einen Bissen nach dem andern zwischen seine noch immer wunderschönen Zähne zu schieben.

José folgte seinem Beispiel, ebenso Hohendorf und die Negerin; bei Martha aber bedurfte es des Zuredens, um sie zu veranlassen, ihren Körper durch die so notwendigen Speisen etwas zu stärken.

„Sagt der armen vom Sturm geknickten Blume, sie soll essen," wendete Pasqual sich an Hohendorf, der nur wenig von der zwischen den beiden Zunnis geführten Unterhaltung erraten hatte. „Sie muß essen, viel essen, und sich auf Beschwerden vorbereiten. Wir sind von den wilden Mezkaleros umringt, und es erfordert unsere ganze Schlauheit, wenn wir den Gila erreichen wollen. Wir können nicht zurück, wir müssen vorwärts, und sollten wir über die Leiber der ganzen Apachenation wandern."

Hohendorf hatte den Häuptling zu Ende sprechen lassen, ohne ihn zu unterbrechen. Er sah das Richtige seiner Bemerkungen ein, und kannte ihn genugsam, um überzeugt zu sein, daß er nicht von eingebildeten Gefahren rede.

Martha saß traurig vor dem Feuer und blickte gedankenvoll in die Glut. Sie mochte ahnen, daß die unter den Männern gewechselten Mitteilungen neue Gefahren betrafen.

Hohendorf vermied es, Martha in ihren Betrachtungen zu stören, und nur einmal, als sein Blick ihre tiefen seelenvollen Augen traf, da reichte er ihr freundlich die Hand und bat sie, den Mut nicht zu verlieren.

„Ich verliere den Mut nicht, solange mich so treue Freunde umgeben," hatte sie ihm geantwortet, den Druck seiner Hand vertrauensvoll erwidernd, „ich bin auf alles gefaßt, denn ich weiß ja, Ihr laßt mich, wenigstens nicht lebendig, in die Hände dieser schrecklichen Wilden fallen."

Der Ton, in dem Martha dies sagte, war so rührend, so kindlich fromm und ergeben, daß Hohendorf seine innere Bewegung kaum zu beherrschen vermochte.

Das Erscheinen Tsana-Tonas, der jetzt nicht mehr das Flußbett als Weg benutzte, sondern ohne Scheu auf dem Ufer des Baches dahinschritt, schnitt ihm aber eine Erwiderung ab.

„Viele Apaches auf allen Seiten,“ begann der junge Krieger, sobald er sich neben Pasqual niedergelassen. „Viele Apaches: Mezkaleros, Tontos und Yampais. Alle kennen unsern Aufenthalt. Wir müssen fliehen; ehe die Sonne wieder am Himmel emporsteigt, werden sich alle hier vereinigt haben.“

„Will Tsana-Tona uns ein Tor zeigen?“ fragte Pasqual, der solche Nachrichten erwartet zu haben schien und deshalb gar nicht überrascht war. „Ich sah Feuerzeichen zu beiden Seiten des Flusses; es muß ein unterirdisches Tor sein, um von den Apaches unbemerkt an den Gila zu gelangen.“

„Ein weites Tor steht offen, weit genug, um José und die Pferde ihren Weg durch dasselbe zu den Pimos finden zu lassen. Es ist aber nicht weit genug, um das weiße und das schwarze Mädchen mit ihren Beschützern durchzulassen. Die Pimos und die weißen Freunde müssen kommen und sie holen.“

„Bueno,“ versetzte Pasqual mit zufriedenem Ausdruck, und seine Augen wanderten nach den westlichen Berggipfeln hinüber, hinter denen hervor die schon nicht mehr sichtbare Sonne ihre letzten rosenfarbigen Strahlen bis zum Zenit hinaufsandte.

„Was meint mein junger scharfsinniger Krieger, wann werden wir von hier aufbrechen können?“ fragte er nach längerem Sinnen Tsana-Tona.

„Die Apaches haben nicht die Augen der Eule,“ antwortete dieser schnell, „sie vermögen die nächtlichen Schatten nicht zu durchdringen.“

„Bueno, mucho bueno!“ sagte Pasqual wieder, „Tsana-Tona hat die Augen des Habichts, entdeckte er nicht, ob die Apaches uns beobachten?“

„Ich sah keinen Apache, sie sind noch zu weit für die Augen des Habichts; ich erkannte nur die Stelle, wo die Räuber lauern. Sie lauern auf den Bergen und erkennen die bepackten Pferde und den Rauch des Feuers.“

„Sie dürfen nicht bezweifeln, daß wir hier übernachten,“ versetzte Pasqual, indem er seine Blicke abermals an den fernen

Höhen herumgleiten ließ; „ja, sie müssen fest glauben, daß wir hier übernachten, und ihre Pläne darnach fassen.“

Tsana-Tona und José verstanden des Häuptlings Andeutung, denn derselbe hatte kaum geendigt, da eilten sie zu den Pferden, führten sie bis in die Nähe des Feuers, entledigten sie des Gepäcks und der Sättel, und überließen sie dann wieder der Freiheit. Nach diesen Vorbereitungen kletterten sie an dem nahen Felsabhange hinauf, wo zwischen losem Gerölle verkrüppelte abgestorbene Bäume umherstanden, und kehrten nach kurzer Zeit mit einer tüchtigen Ladung trockenen Holzes zurück.

Für alles, was die beiden jungen Zunnis ausführten, hatte Pasqual beständig sein billigendes „Bueno“; in eine weitere Unterhaltung ließ er sich aber nicht ein. Selbst Hohendorf gelang es nicht, Näheres über seine Absichten zu erfahren, obgleich er aus dem ungewöhnlichen Ernst des sonst so redseligen Häuptlings sehr wohl erriet, daß das Gefährliche ihrer Lage seine ganzen Geisteskräfte in Anspruch nahm.

Dichter wurde die Dunkelheit nahe dem Erdboden, während die Milliarden der Sternenheere die oberen Luftschichten milde erhellten. Die Truthühner schliefen, und weiter abwärts jagte der Wolf. Die Meteore aber zogen nach wie vor ihre sprühenden Feuerlinien, unbekümmert um das, was tief unter ihnen vorging; hier den Aberglauben weckend, dort die stille friedliche Nacht seltsam belebend und die bewundernden Blicke aufwärts lenkend.

Auch Martha blickte ahnungsvoll zu dem schimmernden Firmament hinauf; sie blickte so lange hinauf, bis sie die freundlichen Gestirne ganz in ihrer Nähe wähnte, und Hohendorf sie durch eine leise Berührung an die Gegenwart erinnerte.

„Bereitet Euch zum Aufbruch vor, teuerste Martha,“ sagte er in schonendster Weise. „Bereitet Euch vor, denn wir müssen augenblicklich von hier fort. Unsere Zunnifreunde halten es für notwendig, unter dem Schutz der Dunkelheit zu reisen.“

„Schon gesattelt?“ fragte Martha verwundert, indem sie sich erhob.

Sie hatte gar nicht bemerkt, daß die Pferde, sobald die Dunkelheit eingetreten, eins nach dem andern, von den beiden

jungen Zunnis in den Schatten des nahen Felsen geführt und dort, wo der Schein des Feuers sie nicht traf, gesattelt und bepackt worden waren.

„Schon gesattelt und zum Aufbruch bereit,“ antwortete Hohendorf, die Decke, auf der Martha so lange gesessen, behutsam um ihre Schultern schlagend.

Die Dunkelheit hinter des Felswand war so dicht, daß Martha kaum die schwarzen Schatten der Pferde zu unterscheiden vermochte, die in einer Reihe hintereinander standen. Dagegen entging es ihr, daß jedes Tier mit dem Kopf an den Schweif des vor ihm befindlichen Pferdes befestigt war, und diesem daher auf Schritt und Tritt hin nachfolgen mußte.

Martha erhielt ihren Platz auf dem vordersten Pferde, das von Maiblume an einer langen Leine nachgeführt wurde, und da Pasqual, dicht vor der Negerin hinschreitend, dieser den Weg zeigte, die Pferde aber außerstande waren, aus der Reihe zu weichen, so konnten Hohendorf und die beiden übrigen Indianer ihre Aufmerksamkeit ungestört der Umgebung zuwenden, von deren Sicherheit sie, trotzdem sie die Apaches noch fern wußten, keineswegs überzeugt waren.

Tsana-Tona und José begaben sich weit voraus; Hohendorf dagegen schritt in geringer Entfernung hinter dem letzten Pferde her, während Pasqual dem Zuge die einzuschlagende Richtung genau vorschrieb, aber ganz gegen Hohendorfs Erwarten, nicht das Flußbett, sondern das ebene Ufer zu seinem Pfade wählte.

Die Wanderung von einer halben Stunde brachte die schweigsame Karawane auf die Südseite des Tals, und zwar bis in die Nähe des Punktes, wo der Rio Verde sich wieder durch eine torähnliche Verengung der Felsen drängte. Hier nun lenkte Pasqual in das schnellfließende Wasser hinab, veranlaßte die Negerin, ihm nachzufolgen, und längere Zeit hindurch vernahm man das Plätschern, das die langsam schreitenden Pferde erzeugten, und das Schnauben, durch das sie auf dem schlüpfrigen Wege ihr Mißtrauen zu erkennen gaben.

Ungefähr zwanzig Schritte vor den ersten Felsen gesellte sich plötzlich Tsana-Tona zu Pasqual und machte diesem, während er an seiner Seite hinschritt, im flüsternden Tone

Mitteilungen, die von dem Häuptling mit dem gewöhnlichen kalten „Bueno“ beantwortet wurden.

Vorsichtiger, als es bisher geschehen, offenbar infolge der erhaltenen Nachrichten, hielt der Zug nunmehr die Mitte des Flüßchens, wo den Pferden das Wasser allerdings bis an die Brust, und den Männern bis an die Hüften reichte, wo sie aber weniger von den niedergerollten Felsblöcken gehindert wurden, an denen sich die in ein schmales Bett eingeengten Fluten schäumend brachen.

Bis in die Mitte des Engpasses mochte die Gesellschaft gelangt sein, als Pasqual plötzlich stillstand. Er hatte Worte vernommen, die José ihm von der halben Höhe des Felswand zurief.

„Wir sind am Ziel!“ sagte der Häuptling laut genug, um von Hohendorf verstanden zu werden, denn das Rauschen des Wassers machte ein vorsichtiges Dämpfen der Stimme überflüssig. „Nehmt die weiße Blume auf Eure Arme und laßt Euch von Tsana-Tona leiten.“

Das junge Mädchen neigte sich vom Pferde, drückte, ohne ein Wort der Klage oder der Angst über ihre Lippen gleiten zu lassen, Hohendorf die Hand, ließ sich willig von ihm umfangen, und dieser, von Tsana-Tona in seinen Bewegungen gelenkt, trug dann behutsam seine Last an den Fuß der Felswand.

Dort nun, in gleicher Höhe mit Hohendorfs Kopf, stand auf einem Vorsprung José. Dieser vernahm kaum, daß Martha sich vor ihm befinde, als er sie auch erfaßte und zu sich heraufhob.

Hohendorf begriff anfangs nicht, was eigentlich bezweckt werde, wie aber Martha ihre Hand aus der seinigen zog und zu gleicher Zeit einige Dankesworte niederflüsterte, da wußte er sie vorläufig geborgen, und beeilte sich, zu Pasqual zurückzukehren und ihn bei den ferneren Arbeiten zu unterstützen.

„Alle Sachen müssen dort hinauf,“ sagte der Häuptling in dringendem Ton, als Hohendorf sich wieder bei ihm befand; „wir müssen die Lasten von den Rücken der Tiere entfernen, oder wir verlieren die Pferde samt Pelzwerk und Lebensmitteln!“

Mit diesen Worten faßte er die vor Kälte und Nässe bebende Maiblume am Arm und hieß sie so vor das vorderste Pferd treten, daß dieses sich nicht an ihr vorbeidrängen konnte. Er selbst aber begab sich zu Tsana-Tona und Hohendorf, die schon begonnen hatten, das Gepäck von den Pferden zu nehmen und es José nach dem Vorsprung hinaufzureichen.

Zehn Minuten angestrengter Arbeit genügten, die Sachen nach der bestimmten Stelle hinaufzuschaffen, und nachdem es der Negerin dann bei ihrem Leben anempfohlen war, mit den aneinandergefesselten Pferden nicht von der Stelle zu weichen, schwangen sich die Männer nach dem Vorsprung hinauf, wo Martha hinter dem angehäuften Gepäck ein erträgliches Unterkommen gefunden hatte.

José war aber schon wieder höher hinaufgeklettert, und Hohendorf vernahm deutlich, wie er dort mit Aufbietung aller Kräfte arbeitete. Die Weiterbeförderung der Sachen schien überhaupt jetzt allein von José abzuhängen, denn Pasqual wie Tsana-Tona verharrten untätig und wendeten ihre Aufmerksamkeit nicht einmal der armen Maiblume zu, die vor Kälte und Angst leise wimmerte.

„O, über diese Alligators!“ unterbrach die Negerin endlich das allgemeine Schweigen, ein sicheres Zeichen, daß sie die Verdumpfung, in der sie seit dem Tode ihrer Herrin versunken gewesen, jetzt durch eine Reihe von Verwünschungen abstreifen und wieder Herr ihrer selbst werden würde. „O, die Alligators, die Klapperschlangen und Mörder! meine arme Lady haben sie getötet, meinen Massa in die Schlucht hinabgestoßen, meine himmlische Miß Martha muß fliehen, und ich? ich, die arme Maiblume, ich, das arme Niggerweib, muß bis unter die Arme im Wasser stehen! Oh, über die Alligators! Ach, und mein Ehegatte, der verdammte schreckliche indianische Bösewicht! er ist der schlimmste von allen. Möge er verwünscht sein in Ewigkeit! mich sein Weib zu nennen, mich, ein ehrliches Niggerweib! hu! wie kalt!“

„Gott sei Dank!“ flüsterte die vom tiefsten Mitleid ergriffene Martha dem in ihrer Nähe weilenden Hohendorf zu. „Die arme Maiblume hat ihre Sprache wiedergefunden; ich

begann für ihren Gemütszustand zu fürchten; sie ist meine einzige Freundin." —

Das Geräusch, mit dem ein schwerer Gegenstand ins tiefe Wasser fiel, machte das junge Mädchen zusammenschrecken, so daß es einen leisen Schrei ausstieß.

„Es ist nichts, geliebte Freundin," beruhigte Hohendorf. „Es wird ein Stein gewesen sein, den José von dort oben hinunterrollte; horcht, da fällt schon wieder einer, ja, ja, ich vernehme es deutlich, José arbeitet dort oben, er will Raum für uns schaffen."

So tröstete Hohendorf; wenn ihm aber die Dunkelheit erlaubt hätte, die Gegenstände, die in die Fluten versenkt wurden, genauer ins Auge zu fassen, so würde er selbst sich wohl kaum eines Schauders haben erwehren können.

José, vertraut mit den Sitten der Apaches, hatte nämlich bei seiner ersten Wanderung durch das Felsentor mehrere Gräber entdeckt und an diese Entdeckung, mit echt indianischem Scharfsinn, einen Plan zur Rettung des Pelzwerks und der Lebensmittel geknüpft.

Die Gräber selbst bestanden eben nur aus engen Felsspalten, die, nachdem sie die entseelten Körper aufgenommen, notdürftig zugemauert worden waren. Die nach oben mündende Öffnung der Spalte trug als Verschluß einen schweren Stein, der den Zweck hatte, die Leichen auf der einzigen, den wilden Bestien zugänglichen Stelle gegen deren Angriffe zu schützen.

Von mehreren dieser Gräber hatte José also die Deckplatten entfernt, dieselben aber so nah in seinem Bereich gelassen, daß sie mit geringer Mühe in ihre alte Lage zurückgebracht werden konnten. Eine schwierigere Aufgabe war es aber für ihn gewesen, die zu gräßlichen Mumien zusammengetrockneten Körper und Teile von Skeletten von oben herab aus ihren Felsenbehältern zu ziehen. Diese standen keineswegs aufrecht, wie man hätte vermuten sollen, sondern waren, mit sehr wenig Rücksicht, in verschiedene sitzende und kauernde Stellungen niedergepreßt worden, und so steif getrocknet, daß sie sich nur mit einem bedeutenden Kraftaufwand durch die schmale Öffnung zwängen ließen.

Diese vertrockneten Leichen waren es also, die José in den Fluß hinabwarf, wo sie sogleich untersanken und zwischen dem schweren Gerölle festgespült wurden.

Endlich rief José hinab, ihm die Sachen hinaufzureichen.

Ein geschäftiges Treiben begann jetzt wieder, und da José sich diesmal bedeutend höher befand, und jeder einzelne Gegenstand durch die Hände der drei untenstehenden Männer wandern mußte, so verstrich wohl eine Viertelstunde, ehe Pasqual hinaufrief, daß außer einem geringen Vorrat von Lebensmitteln und einigen Decken nichts mehr unten sei.

José, der die Sachen, so wie sie ihm dargereicht wurden, in die leeren Gräber hinabgeworfen hatte, schob auf diese Nachricht die Deckplatten wieder in ihre alten Lagen zurück und kletterte dann gewandt zu den Gefährten hinab.

Nur einige Worte wechselte er noch mit Pasqual und Tsana-Tona, worauf er seine Waffen ergriff und sich zu der Negerin begab. Er machte ihr begreiflich, sie möge sich ihrer Herrin zugesellen, und nachdem er sich dann, so gut es in der Dunkelheit möglich war, überzeugt hatte, daß die Leichen, die er hinabgeschleudert, nicht über dem Wasserspiegel vorragten, und an der Aufgangsstelle keine in die Augen fallenden Spuren zurückgeblieben, schwang er sich auf das vorderste Pferd und folgte behutsam dem Laufe des Flüßchens abwärts.

Pasqual verharrte noch längere Zeit auf der alten Stelle; sobald er aber das Plätschern und Schnauben der sich entfernenden Pferde nicht mehr vernahm, forderte er Tsana-Tona auf, als Führer an die Spitze des Zuges zu treten. Dieser ergriff sogleich Martha schweigend bei der Hand und begann mit ihr das abschüssige Felsenufer zu ersteigen. Hohendorf folgte dann dem jungen Mädchen auf dem Fuße und unterstützte es auf dem gefährlichen Pfade; an ihn aber schloß sich die Negerin an, und ganz zuletzt erst kam Pasqual. —

Tsana-Tona, obgleich nicht unbekannt mit der Bodengestaltung, hatte doch die Tageshelle dazu benutzt, jenen Punkt genau auszukundschaften, und es war ihm auch in der Tat gelungen, eine wegsame Abstufung in dem nackten Gestein zu entdecken,

auf der er ihrer aller Rettung, wenigstens vorläufig, zu bewerkstelligen gedachte.

Er wählte indessen nicht die Richtung, in der sich die Gräber befanden, sondern wendete sich stromaufwärts, und kletterte so nahe an dem abschüssigen Uferrande hin, daß das Rauschen des Flüßchens beständig an sein Ohr schlug.

Nach langer mühevoller Wanderung erreichten die Fliehenden endlich die nördlichste Spitze der Erhebung, die gleichsam den Eckpfeiler des Felsentors bildete.

Sie befanden sich dort gegen vierzig Fuß hoch über dem Wasserspiegel des Stromes und wurden von diesem, wie auch von dem Tale, in dem sie bis zum Einbruch der Nacht gelagert, durch senkrechte Wände getrennt. Die Wände nun endigten, wie häufig in den dortigen Regionen, in eine plateauähnliche Abflachung, und wenn die Flüchtlinge auch das brausende Wasser und das Tal, bis dahin, wo das verlassene Lagerfeuer noch schwach glänzte, zu überblicken vermochten, so konnten sie selbst, bei einiger Vorsicht, doch nicht von unten aus wahrgenommen werden.

Nicht wenig trug zu Hohendorfs Beruhigung bei, nahe am äußersten Rande des Felsens die letzten Überreste der Grundmauern eines kleinen viereckigen Wachtturmes zu gewahren, in die der Zunni alle einzutreten und sich niederzulegen aufforderte.

Unter dem Schutz der mitternächtlichen Dunkelheit ebneten die Männer den Schutt zwischen dem alten Gemäuer und bereiteten von den mitgenommenen Decken ein weiches Lager für Martha.

Die Negerin hatte sich an Marthas Seite hingestreckt und weinte bitterlich vor tiefer Rührung, als das junge Mädchen, auf das sie jetzt ihre ungeteilte Liebe und Zärtlichkeit übertragen, sie aufforderte, näher zu rücken, und sie dann durch einen Teil ihrer Decke gegen die Folgen der Nässe und der Kälte zu schützen suchte. —

Stunden verrannen; ein wohltätiger Schlummer hatte Marthas Augen geschlossen und fest schlief die Negerin an ihrer Seite. Hohendorf befand sich in einem Mittelzustand zwischen

Träumen und Wachen und durchlebte auf diese Weise gewissermaßen noch einmal die jüngsten Ereignisse. Da legte sich Pasquals Hand leise auf seine Schulter. Er fuhr empor, doch sank er ebenso schnell in seine alte Lage zurück, sobald der Häuptling ihn leise warnte, jedes Geräusch zu vermeiden, und ihn zugleich bedeutete, in die Ferne zu lauschen.

Nun vernahm er deutlich das Murmeln von zahlreichen Männerstimmen, das aus dem Bett des Flüßchens zu ihm heraufdrang.

Ebenso deutlich erkannte er das Plätschern, das von Menschen erzeugt wurde, die in dem schnellfließenden Wasser stromaufwärts schritten.

Das widerwärtige Lachen eines einzelnen, dem gleich darauf das unterdrückte Lachen einer ganzen Anzahl von Männern folgte, erschallte jetzt, und ein heimliches Grauen bemächtigte sich Hohendorfs, indem er sich vergegenwärtigte, was ihr Los gewesen wäre, wenn sie nicht rechtzeitig diesen Zufluchtsort erreicht hätten.

Plötzlich störte ihn das Schnarchen der Negerin in seinen Betrachtungen. Das Geräusch war laut genug, um von denen, die sich unten im Fluß befanden, gehört zu werden, und wäre der Seminole in ihrer Mitte gewesen, so würden die Flüchtlinge nicht lange unentdeckt geblieben sein. So aber näherte sich das Murmeln und Lachen ohne Unterbrechung immer mehr, bis es endlich gerade unterhalb des Trümmerhaufens aus der Tiefe heraufschallte.

Hohendorf bebte; bald darauf atmete er aber freier, denn er erkannte an dem Schwinden des gefahrdrohenden Lärms, daß die wilde Horde sich schon vorbeibewegt hatte, und wenigstens keiner mehr in so unmittelbarer Nähe zurückgeblieben war.

Bald auch erstarb das unheimliche Geräusch in der Ferne. Martha aber schlummerte sanft, umgaukelt von friedlichen Träumen. Sie hatte keine Ahnung von der Gefahr, die so dicht bei ihr vorübergezogen, ebensowenig Maiblume, deren Atem sich fort und fort röchelnd der breiten Brust entwand.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Wachtturm.

Als José sich mit den Pferden stromabwärts entfernte, hegte er die Absicht, die Feinde durch falsche Spuren von dem Versteck seiner Freunde abzuleiten, dann aber auch so schnell wie möglich den Gila, sowie die Dörfer der Coco-Maricopas und Pimos zu erreichen, und diese befreundeten Indianer zur schleunigsten Hilfe und Rettung der von den Apaches Bedrohten aufzufordern.

Außerdem hoffte er auch, mit Robert und dessen Karawane dort zusammenzutreffen; denn da der Tag nahe, bis zu dem Robert versprochen hatte, mit seinen Herden in der Nähe jener Dörfer zu rasten, so ließ sich mit einiger Bestimmtheit auf den Beistand der Kalifornier rechnen, der allerdings dem der nicht sonderlich kriegerisch gesinnten Pimos und ihrer nächsten Nachbarn vorzuziehen war.

Mit solchen Gedanken verfolgte also der gewandte Zunni seinen unsichern Weg in dem tobenden Wasser, das von den aufstrebenden Felsmassen immer mehr eingeengt wurde und schäumend gegen vorspringendes Gestein und grobes Gerölle anprallte.

Da er die ganze Reihe der aneinandergefesselten Pferde zu bewachen hatte, so gestattete er dem Leittier, das er ritt, auf dessen Instinkt vertrauend, sich die Richtung selbst auszuwählen, weshalb er nur sehr langsam von der Stelle kam.

Nach Verlauf einer halben Stunde gelangte er bis dahin, wo die Felsen, ein schmales Tal bildend, weiter zurücktraten, und wo das Wasser in einem breiten sandigen Bett nur ganz seicht dahinrieselte. Auch das unbestimmte Licht der Sterne drang voller in seine Umgebung, seit er sich nicht mehr unmittelbar im Schatten überhängender Felswände befand, und er war daher imstande, genauer auf den Weg zu achten und den Schritt der Pferde zu beschleunigen.

Eine weitere halbe Stunde brachte ihn bis in die Mitte des Tales, wo sich von der Ostseite her ein schmaler, aber viel

Wasser führender Gebirgsstrom, der Rio Salinas, mit dem Rio Verde vereinigte, oder vielmehr letzteren in sich aufnahm. Er hielt an und prüfte aufmerksam, ohne sich dem einen oder dem andern Ufer zu nähern, den Zusammenfluß der beiden Gewässer, wobei er sich alles, was er auf früheren Jagdzügen hier kennen gelernt, sorgfältig ins Gedächtnis zurückrief.

Wer den stattlichen Krieger beobachtet hätte, wie er sinnend auf seinem Pferde dasaß und die Blicke nach den östlichen schwarzen Gebirgsabhängen hinübersandte, der würde plötzlich eine triumphierende Freude wahrgenommen haben, die über seine bronzefarbige Physiognomie glitt und ihren klugen Ausdruck noch erhöhte.

Es mußte ihm ein glücklicher Gedanke gekommen sein, denn ein langgedehnter, singender Ton entfloh leise den halbgeöffneten Lippen, und fast gleichzeitig setzte er sein Pferd durch einen heftigen Schlag mit der Fangleine wieder in Bewegung.

Immer die Mitte des Flüßchens haltend, ritt er im Salinas abwärts, bis er auf ungefähr fünfzig Schritte unterhalb der Vereinigung der Gewässer angekommen war, wo der Fluß eine seiner vielen Windungen beschrieb. Absichtlich begab er sich dann nach dem vorspringenden Ufer hinauf, ritt über den Sandstreifen, der sich, der Biegung des Bettes folgend, wie eine Landzunge gegen Westen erstreckte, fort und wieder in den Fluß hinein. Es gewann dadurch ganz den Anschein, als ob eine gegen Süden wandernde Karawane, die ursprünglich die Richtung ihrer Reise zu verbergen wünschte, an dieser Stelle aus Nachlässigkeit oder Unvorsichtigkeit ihre untrüglichen Spuren ausgeprägt habe.

Nach Zurücklegung von abermals fünfzig Schritten in dem Flusse selbst, hielt der schlaue Zunni still, wendete sein Pferd kurz um, zwang die übrigen Tiere, dem gegebenen Beispiele zu folgen, und ritt dann stromabwärts um die eben bezeichnete Landzunge herum und bis zur Mündung des Rio Verde hinauf, wobei er aber sorgfältig darauf achtete, daß kein einziger Huf außerhalb des Wassers abgedrückt wurde.

Vor dem Vereinigungspunkte der beiden Flüsse beschrieb er einen kleinen Bogen, und indem er sein Reitpferd gegen

Osten in den Salinas und diesen Strom aufwärts lenkte, die nachfolgenden aber durch den geschwungenen Lasso abhielt, dem Ufer zu nahe zu treten, gelang es ihm so vollkommen, die wahre Richtung seiner Flucht zu verheimlichen, daß sogar ein Pawnee- oder Olgalaindianer getäuscht worden wäre und die Fortsetzung der auf der Sandbank zurückgelassenen Spuren wahrscheinlich weiter unterhalb gesucht hätte. Kaum sah er dann die Pferde wieder in einer geraden Reihe hinter sich, so trieb er sie zur Eile, um ihnen keine Zeit zu lassen, aus dem schmalen Bett des mit Hindernissen aller Art angefüllten Flusses zu weichen, und erreichte nach Verlauf von zehn Minuten die Ostgrenze des Tales, wo ihm ein kleiner Nebenarm des Salinas aus einer engen Bergschlucht entgegenstürzte.

Ohne Bedenken drang er in die finstere Schlucht ein, die, je weiter er sich darin fortbewegte, um so enger und unwegsamer wurde, bis die Felsen endlich einander so dicht gegenüberstanden, daß die Pferde nur rückwärtsgehend wieder das Freie hätten gewinnen können.

Aber gerade diese Stelle schien José zur Ausführung seiner Pläne ausersehen zu haben; denn nachdem ihn die beständig zunehmende Verengerung der Schlucht, die übrigens nur wenig Wasser enthielt, zum Absteigen gezwungen hatte, ergriff er das vorderste Pferd am Zügel und führte es so tief in die Spalte hinein, bis er selbst im vollsten Sinne des Worts nicht mehr weiter vorzudringen imstande war.

Dort befestigte er den Zügel, so gut es eben gehen wollte, an einem Felsblock, überzeugte sich nochmals, daß die Tiere ohne menschliche Hilfe weder vorwärts noch rückwärts zu drängen vermochten, und kroch dann unter ihnen durch und neben ihnen vorbei, wo er nun gerade den meisten Platz fand, wieder bis an den Rand des Tales zurück.

Nachdem er seine Waffen, die er am Eingang der Schlucht niedergelegt hatte, wieder auf seinem Körper befestigt, und demnächst einige Minuten in die Ferne gelauscht hatte, schlich er so lange am östlichen Rande des Tales herum, bis er ans südliche Ende gelangte, wo der Salinas wieder von spärlich bewaldeten Gebirgszügen eingeengt wurde.

Abermals blieb er stehen und lauschte; er wußte, daß er sich dem Punkte näherte, wo er vor wenigen Stunden den Rauch der feindlichen Signalfeuer beobachtet hatte; auch bezweifelte er nicht, daß die dort hausenden Apaches sich zurzeit schon auf dem Wege stromaufwärts befanden und jeden Augenblick vor ihm auftauchen konnten. Aber der einzige Weg nach dem Gila führte durch die vor ihm liegende Schlucht, und Zeit durfte er nicht verlieren, wenn die von seinen Gefährten erwartete Hilfe nicht zu spät eintreffen sollte.

Er entschloß sich daher schnell, hing die Büchse über den linken Arm, ergriff mit der Rechten das Kriegsbeil und glitt geräuschlos in den Paß hinein. —

Sobald es hell genug war, daß die in dem alten Wachturm Verborgenen auch in weiterem Kreise um sich zu schauen vermochten, richteten sich alle Blicke natürlich dem nördlichen Ende des Tales zu, wo statt des einen Feuers, das sie am vorhergehenden Abend selbst angezündet hatten, jetzt deren mehrere brannten.

Allmählich unterschieden sie auch die einzelnen Gestalten, die gruppenweise vor den Feuern kauerten oder standen.

Die Zahl der ganzen Bande mochte sich ungefähr auf sechsunddreißig bis vierzig Mitglieder belaufen, und Hohendorf wie die drei Zunnis erkannten trotz der Entfernung, daß alle von einem einzigen Willen gelenkt wurden, und daß dieser von einem hochgewachsenen Krieger ausging, der mit einem feuerfarbigen Hemde bekleidet war, und die einzige Büchse führte, die sich in dem wilden Haufen entdecken ließ.

Hohendorf machte Martha auf die hervorragende Persönlichkeit aufmerksam und fragte, ob es ihr möglich sei, Aufschluß über diese zu geben. Ehe Martha aber, die zitternd hinüberschaute, zu antworten vermochte, ergriff Maiblume das Wort.

„Es ist mein verwünschter Gatte!“ rief die Negerin, deren ganzer Grimm beim Anblick des frechen Räubers erwachte. „Ja, es ist mein lieber, süßer, in alle Ewigkeit verdammter Gatte! O, ich meinen Gatten doch wohl kennen! Den Alligator, den Mörder! Ha, wünsche seine Gurgel zwischen meinen

Fingern; ich dann drücken, bis seine Zunge so blau wie eine wilde Pflaume!"

„Ruhe, Ruhe!" ermahnte Hohendorf, indem er Maiblume, die sich im Eifer aufgerichtet, niederdrückte. „Ruhe, um Gottes willen, oder willst du uns an die Apache verraten, damit sie kommen und die arme Miß Martha wieder fortschleppen?"

Kaum hatte Hohendorf so gesprochen, so legte Maiblume beide Hände auf ihren Mund und nickte, daß sie alles vollkommen verstanden habe.

Schwüle Stille trat dann auf der Felsenecke und in den Ruinen des Wachturms ein. Aus dem Tal aber erschallte das verworrene Getöse von dreißig bis vierzig Apachen herauf, die laut ihren Unmut über die Flucht ihrer Opfer äußerten und mit tierischer Gier und Instinkt die deutlich ausgeprägten Spuren der Pferde verfolgten.

Als die ganze Bande an der Aufgangsstelle vorbeigezogen war, ohne etwas zu entdecken, was sie auf die richtige Spur hätte bringen können, wendete Pasqual sein fröhlich lachendes Gesicht der bebenden Martha zu, indem er leise mehrere Male sein Lieblingswort „bueno, mucho bueno" wiederholte.

Die Mittagssonne brannte vom Zenit unbarmherzig auf das nackte Gestein und die Flüchtlinge nieder. Hohendorf hatte Martha, zum Schutz gegen die glühenden Strahlen, eine Decke übergeworfen und den geringen Wasservorrat ganz in ihre Nähe gestellt. Trotzdem litt sie sichtlich. Aber eine Klage kam nicht über ihre Lippen, und mit tiefem Weh gewahrte Hohendorf, wie sie kämpfte, die schrecklichen Qualen mutig zu ertragen.

Das wilde Geheul, das jetzt aus bedeutend geringerer Entfernung zu ihnen drang, zog seine Aufmerksamkeit von dem jungen Mädchen ab.

Es war deutlich zu erkennen, daß die ganze Bande auf der Südseite in den Paß getreten war.

Was die blutdürstigen Wüstenräuber veranlaßte, so schnell wieder umzukehren, ahnten weder Hohendorf, noch die Zunnis; denn sie hatten gehofft, José würde die Feinde wenigstens bis

zum Abend irreleiten. Sie schlossen aber richtig, als sie den listigen Seminolen für denjenigen hielten, der den Irrtum aufgedeckt und die ganze Bande wieder auf die Spur der Flüchtlinge zurückgeführt hatte.

Heulend und tobend kamen die Apaches unterdessen in dem schäumenden Wasser stromaufwärts, und erst als sie sich unter der Felswand, die den Wachturm trug, wieder sammelten, um nach dem freien Ufer hinaufzuklettern, ließ der Lärm etwas nach.

Eine nicht geringe Beruhigung gewährte es den Flüchtlingen, daß der Punkt, wo der Pfad nach dem Plateau hinaufführte, unbeachtet geblieben war, trotzdem die Räuber dicht an den unter der Felswand versenkten Mumien vorbeigezogen sein mußten. Dagegen erfüllte es sie mit doppelter Besorgnis, die Bande, kaum fünfzig Schritte von dem Felsentor, augenscheinlich um zu rasten, anhalten zu sehen.

Der Seminole, der erste, der in ihren Gesichtskreis trat, war kaum auf der bezeichneten Stelle angekommen, als er stehen blieb, seine Büchse vor sich auf den Boden stützte und einige befehlende Worte an sein Gefolge richtete.

Ohrenzerreißendes Gellen und Heulen diente als Antwort auf die Anrede, und gleich darauf drängte sich ein Haufen der scheußlichen Gestalten, mit den sieben Pferden der Zunnis in ihrer Mitte, an den Seminolen heran.

Pasqual und Tsana-Tona zuckten beim Anblick der geliebten Tiere schmerzlich zusammen, doch dies war der einzige sichtbare Ausdruck ihrer Gefühle, und im nächsten Augenblick schauten sie wieder so gleichmütig auf das tolle Getreibe, als ob es das harmloseste Schauspiel von der Welt gewesen wäre.

Sechs der Pferde wurden sogleich der Freiheit überlassen, während man das siebente unter endlosem Jubelgeheul etwas abseits führte und auf einer kleinen Erhebung des Bodens, nahe dem Ufer des Flüßchens, aufstellte.

Nach einigem geräuschvollen Hin- und Herstreiten, das mehrfach in ernste Tätlichkeiten auszuarten drohte, trat die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme von zwei schrecklichen alten Männern, die das Pferd mittels langer Leinen hielten,

ungefähr zehn Schritte zurück, und man sah, wie ein halbes Dutzend der jüngeren Männer einfach zugespitzte hölzerne Jagdpfeile aus den Köchern nahmen, die Federn mit der Zunge befeuchteten, sowie die etwa gekrümmten und geworfenen Schäfte sorgfältig prüften und wieder gerade bogen.

Nachdem sodann einzelne Zeichen der Ungeduld laut geworden und demnächst erwartungsvolle Stelle eingetreten war, spannte einer der zuletzt Erwähnten den Bogen, die Sehne schwirrte, das Pferd fuhr schmerzlich zusammen, und hinter den kurzen Rippen desselben ragten nur noch die Federn des todbringenden Schaftes aus dem Körper hervor.

Schreckenerregendes Brüllen und Jauchzen lohnte diesen ersten wohlgezielten Schuß, und ehe es noch den beiden Apaches gelungen war, das gequälte Tier wieder zu beruhigen, waren noch vier andere Pfeile, in nächster Nähe von dem ersten, in des Schlachtopfers Seite gedrungen.

Bei jedem neuen Schuß erneuerte und verstärkte sich der höllische Lärm, und als das Pferd nach Empfang des fünften Pfeiles noch immer nicht wankte und nur durch kurzes Stampfen mit den Füßen seine Schmerzen und seine Todesangst an den Tag legte, da vermochte die entsetzliche Gesellschaft nicht länger an sich zu halten.

Wutgebrüll erfüllte die Luft; Pfeil auf Pfeil wurde abgesendet, bis das arme Tier endlich auf die Knie stürzte, und noch lag es nicht vollständig auf der Seite, da verhüllten es schon förmlich die braunen menschlichen Gestalten, von denen jede sich ihren Anteil an der Beute zu sichern strebte und sogleich mit dem Messer an dem noch zuckenden Fleisch zu schneiden und zu zerren begann.

Martha schloß die Augen, um den grausigen Anblick von sich fern zu halten; auch Hohendorf schauderte, als er ermaß, was sie von diesen tierischen Wilden zu fürchten haben würden, im Fall sie entdeckt werden sollten.

Maiblume dagegen lag unbeweglich da; die Hände preßte sie noch immer fest auf ihren Mund, während die großen Augäpfel sich fast aus ihren Höhlen drängten und Blitze des giftigsten Hasses und Rachegefühls auf den Seminolen schleuderten.

Sie hatte den, der sich ihr als Gatte aufgedrängt, auf den ersten Blick erkannt, und von diesem Zeitpunkte an alle Leiden, alle Qualen vergessen vor dem einen Gedanken: sich an dem Mörder ihrer Herrschaft zu rächen.

Pasqual ließ die Negerin nicht aus den Augen und bewachte ängstlich ihr Mienenspiel. Sein richtiges Gefühl sagte ihm, was von dem ergrimmten Weibe zu fürchten sei. Tsana-Tonas Züge hingegen hatten einen überaus weichen Ausdruck angenommen. Eine Träne rollte über seine braunen Wangen. Es war sein Pferd, das von den räuberischen Wilden gewissermaßen in Stücke zerrissen wurde. Unwillkürlich, ja unbewußt, zollte er dem Andenken seines Lieblings eine Träne. Der krampfhafte Griff aber, mit dem sich seine Faust um den Kolbenhals seiner Büchse legte, sprach dafür, daß diese Tat nicht sobald vergessen sein würde, und daß er auf blutige Wiedervergeltung sinne.

Nur weniger Minuten bedurfte es, um das gefallene Pferd gleichsam verschwinden zu lassen, und hierhin und dorthin eilten die blutbespritzten, zottigen Gestalten, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen oder auf einem schnellen Feuer oberflächlich zu rösten.

Der Seminole hatte sich bei dem Schlachten des gefallenen Pferdes nicht beteiligt. Er gab es überhaupt nur auf, um die gierigen Apaches fügsamer zu machen und sie dann besser zu seinen Zwecken verwenden zu können. Vor seinen Augen lag ein anderes Ziel. Was galten ihm Pferde und sonstige Beute, wenn sich Gelegenheit bot, Rache an der so verhaßten weißen Rasse zu nehmen? Die flüchtigen Frauen mußten ja noch in der Nähe in irgend einem Versteck verborgen sein; und wurden diese nur sein Eigentum, dann mochten sich die Apaches gern in die Pferde der Zunnis teilen.

Während die verschiedenen Mitglieder der Bande nun gruppenweise umhersaßen und wie im Heißhunger das Fleisch in halbrohem Zustande verschlangen, sammelte ihr Anführer sechs oder sieben der zuverlässigsten Krieger um sich und richtete einige befehlende Worte an sie.

Die Räuber leisteten offenbar mit Widerstreben Folge,

doch einige Drohungen des Seminolen halfen ihren guten Willen wachrufen und ihre Schritte beflügeln.

Die Absicht des grausamen und verschlagenen Kriegers war gar nicht zu verkennen; schon daß er das Tal gar keinen Forschungen unterwarf und sein Augenmerk zuerst auf den Paß richtete, hob jeden Zweifel, daß er sich nicht eher beruhigen würde, als bis er Martha und die Negerin ausfindig gemacht hatte, aber auch, daß er nicht lange vergeblich suchen würde.

Sehr bald gelangte er mit seinen unheimlichen Genossen bis unter die Felswand, wo der Pfad in das Flußbett hineinbog.

Längere Zeit hindurch vernahmen die zwischen dem Gemäuer Befindlichen seine Stimme, die immer von derselben Stelle unterhalb ihres Verstecks heraufschallte, und von wo aus er offenbar die Bewegungen der ihm dienstbaren Apaches lenkte.

Das eifrige Verlangen der Zunnis, einige Worte zu erhaschen, war Ursache, daß die Negerin ganz außer acht gelassen wurde.

Niemand bemerkte daher, wie der Negerin Augäpfel bei jedem von ihrem indianischen Eheherrn gesprochenen Wort sich immer weiter aus ihren Höhlen drängten, und wie die Adern an ihren teilweise bewollten Schläfen immer mächtiger anschwollen.

„Ich werde die verdammte schwarze Hexe schon finden!“ rief der Seminole in englischer Sprache aus, als er den vor ihm spürenden Apaches Verhaltungsmaßregeln erteilt hatte und an ihren Bewegungen ihren guten Willen erkannte. „Ja, ich finde sie und das bleiche Mädchen“, fuhr er wie in Gedanken fort, jedoch so laut, daß seine Worte in den Ruinen vernommen werden konnten. „Aber peitschen will ich euch, daß die Haut in Streifen von euern Rücken hängen soll.“

„Mich peitschen, du verwünschter Alligator und Halsabschneider?!“ kreischte Maiblume jetzt, indem sie wie der Blitz emporschnellte, hart an den Rand des Felsens sprang und dann in ein gellendes Hohngelächter ausbrach.

Pasqual und Hohendorf hatten wohl ihre Hände ausgestreckt,

um die wütende Negerin zu erfassen, aber es war zu spät. Wie ein Aal war sie ihnen durch die Finger geglitten, und ein jäher Schreck bemächtigte sich aller, als gleich darauf die halbnackte Gestalt sich weit über den Abgrund neigte und, ähnlich einer wahnwitzigen Megäre, die ganze Bande der Apaches herausforderte.

Nachdem sie ihnen einmal entschlüpft war, konnten sie nur noch ruhig liegen bleiben und die Folgen des unvorsichtigen Benehmens der Negerin abwarten, die, einmal in der Abwicklung ihrer lang verhaltenen Schmähungen begriffen, weder Pasquals Messer, noch Marthas und Hohendorfs besänftigende Worte berücksichtigte. Ja, es würde ihnen leichter gewesen sein, einen von der Felswand niederrollenden Granitblock in seinem Sturze aufzuhalten, als des erbitterten Weibes Zunge jetzt noch zu fesseln. Jetzt hatte sie sogar noch einen der umherliegenden schweren Bausteine ergriffen und ihn mit aller Macht in den Engpaß hinabgeschleudert.

Sie würde noch länger mit dieser Arbeit fortgefahren sein, und allmählich die ganzen Mauerüberreste dem Seminolen nachgeworfen haben, wenn dieser nicht, erbittert durch einen Wurf, der ihm beinahe den Schädel zerschmetterte, die Büchse gehoben und der armen Maiblume eine Kugel zugeschickt hätte.

Glücklicherweise hatte das Ausweichen vor den niederrasselnden Steinen letzterem nicht gestattet, genau zu zielen, und die Kugel streifte daher nur den nackten Oberarm der Negerin, die dann, weniger durch den Schmerz, als durch das auf ihre Hand niederströmende Blut wieder zur Besinnung gebracht wurde.

„Meine arme, arme, süße Miß Martha!“ rief sie in verzweiflungsvollem Tone aus, indem sie sich an die Seite des vor Schreck fast erstarrten jungen Mädchens niederwarf und dessen Hand mit heißen Küssen bedeckte. „Ich ein schlechtes Niggerweib, ich ihn nicht getroffen, er noch leben und kommen uns zu rauben! Oh, Miß Martha; was aus uns werden! Ich habe meine süße Miß gemordet!“

Was die wehklagende Negerin noch weiter sagen wollte, das erstarb in dem furchtbaren Triumphgeheul der Apaches,

die jetzt erst inne geworden waren, daß sich die Flüchtlinge in ihrer Gewalt befanden.

Die Wirkung des höllischen Lärms auf die Flüchtlinge war verschieden. Hohendorf erbleichte angesichts der gräßlichen Gefahr, die dem so geliebten Mädchen drohte. Martha dagegen zeigte Hohendorf ein gefaßtes Äußere, und ihm mit mildem, ergebungsvollem Lächeln die Hand reichend, flüsterte sie unter hervorbrechenden Tränen: „Ihr seht, unser Untergang ist beschlossen. Wie glücklich ist meine arme Mutter, daß sie dies nicht mehr erlebt hat, — aber ich — ich habe Euch mit ins Verderben gezogen, Euch und unsere Zunnifreunde! Vergebt mir — versprecht mir, mich nicht lebend in die Hände dieser Elenden fallen zu lassen.“

Von innerer Bewegung übermannt, vermochte Hohendorf bei Marthas Bitte kein Wort hervorzubringen. Stumm drückte er seine Lippen auf die dargebotene Hand und deutete dann auf Pasqual und Tsana-Tona, die mit ruhiger Überlegung ihre Ledertaschen öffneten und Kugeln nebst Pulverhorn vor sich auf den Boden legten.

„Oh, ich sehe es,“ versetzte Martha mit einem tiefen Seufzer, „sie wollen uns bis zum letzten Atemzuge verteidigen; doch was sind ihre Kräfte gegen eine solche Übermacht? Unser Los ist besiegelt; aber Ihr habt mir noch nicht geantwortet und gesagt, daß ich nicht lebendig in die Hände dieser entsetzlichen Menschen geraten soll. O, teuerster Hohendorf, Ihr meine einzige Hoffnung, mein einziger Freund, versprecht mir nur dies!“

„Wohlan denn“, versetzte Hohendorf, und sein Gesicht nahm eine tiefere Farbe an, indem er seiner Gefährtin lange und innig in die von Tränen umflorten Augen blickte; „wenn es zu Eurer Beruhigung beitragen kann, dann vernehmt, was ich als Mann aus aufrichtigem Herzen zu Euch spreche; ja, Martha, jetzt, in dieser Lage, darf ich es Euch sagen:“ — hier holte er tief Atem, wie um Mut zu fassen; „ich kann mit Euch sterben, und sterbe dann zufrieden mit meinem Los, aber ich will nicht leben ohne Euch.“ —

„Dank, tausendfachen Dank für diese Worte“, entgegnete

Martha, und ihre Tränen flossen reichlicher; „ich weiß jetzt, daß mein Ende nicht schmachvoll sein wird.“ Weiter konnte sie nicht sprechen, denn das wilde Geheul der Apaches, die sich in einen Haufen zusammengerottet hatten, klang so grausig, so schaudererregend zu ihnen herauf, daß Martha von heftigem Zittern befallen wurde und Maiblume in lautes Wehklagen ausbrach.

Pasquals Augenmerk war nur noch auf die Feinde und auf die geringen Mittel gerichtet, die ihm zu Gebote standen, sie von sich fern zu halten. Dagegen hatte er Tsana-Tona beauftragt, Maïblumes Wunde zu verbinden, was dieser nach besten Kräften mit dem langen Zeugstreifen tat, der solange turbanartig sein Haupt umschlungen hatte.

Es lag nicht in des Häuptlings Plan, den Kampf sogleich zu eröffnen, was die Apaches unbedingt noch erbitterter und infolgedessen tollkühner gemacht haben würde. Ihm kam es nur darauf an, Zeit zu gewinnen und die alten Mauern bis zum folgenden Abend zu behaupten, weil er hoffen durfte, José mit den Kaliforniern und den Pimos dann eintreffen zu sehen.

So verharrten die drei Schützen denn schweigend und regungslos. Die Augen hatten sie fest an die offenen Fugen zwischen den Steinen gedrückt, und beobachteten mit Spannung die Feinde, die wild durch einander schreiend und jauchzend beratschlagten.

Ein heimlicher Überfall schien nicht beabsichtigt zu werden. Mochten sie nun die Ruine für zu schwach verteidigt halten, oder wollten sie sich vorläufig über die Personen vergewissern, die darin verborgen waren; genug, es trennte sich eine Rotte von ungefähr sechzehn Mann von dem Haufen, in dessen Mitte der Seminole noch immer auf seine Büchse gelehnt stand, und eilte vollen Laufs auf den Paß zu, offenbar, um so schnell als möglich unter der schroffen Felswand gegen etwaige Schüsse gesichert zu sein. Dort beratschlagten sie wieder in ihrer geräuschvollen Weise, wobei sie hin und wieder jauchzende und gellende Worte mit den abwärtsstehenden Genossen wechselten.

Daß von der Felsenecke kein Schuß auf sie gefallen, überhaupt außer der Negerin sich noch kein Mensch dort oben hatte blicken lassen, trug nicht wenig dazu bei, die abgesandten Kundschafter kühner zu machen. Nachdem diese sich nämlich abermals in zwei Abteilungen von einander getrennt hatten, stiegen sie unterhalb der bezeichneten Stelle in den Fluß hinab, worauf die eine Rotte sich stromabwärts entfernte, während die andere durch den Fluß watete und auf der gegenüberliegenden Seite an den Felsen hinauf zu klettern begann.

„Sie wollen in unser Versteck blicken", sagte Pasqual leise zu Hohendorf, als er die wilden Gestalten, eine nach der andern, auf der halben Höhe erscheinen sah. „Sie werden aber nicht hoch genug kommen, um über diese Mauer hinwegzusehen, und ihre Bogen müßten straffer sein, wollten sie uns durch ihre Pfeile schaden. Aber kriecht an Tsana-Tonas Seite und richtet Büchsen und Augen dahin, woher wir gekommen. Ich höre an dem Plätschern des Wassers, daß sich ein Teil der Bande nach der Aufgangsstelle begibt. Es wird ihnen leicht, bis auf den hohen Uferrand zu gelangen. Wenn Euch Euer Leben aber lieb ist, dann laßt keinen über denselben hinaus, weder stromabwärts, noch hierher; am allerwenigsten aber höher an den Abhängen hinauf; wir werden sie ohnedem schon mehr als zu früh im Rücken haben."

Hohendorf befolgte des Häuptlings Rat pünktlich, und da er gewahrte, daß ihm die Bodengestaltung in der Tat gestattete, den plateauähnlichen Uferrand bis zur Aufgangsstelle mit seiner Büchse zu bestreichen, so erwachte in ihm neue Hoffnung auf ein glückliches Entkommen.

Ein einzelnes, lang anhaltendes Gellen bekundete bald, daß einer der Späher den höchsten Punkt der linken Flußeinfassung erreicht hatte und sich anstrengte, von dort aus einen Blick in die Ruinen zu gewinnen. Das in kurzen Pausen wiederholte Geheul verriet, wie die übrigen sich den zuerst Angekommenen zugesellten, bis die ganze Rotte endlich dort oben versammelt war.

Pasqual zog sich nun behutsam von der Mauer zurück, um die Mündung seiner Büchse zwischen den Steinen durchzuschieben.

Er hatte diese Absicht noch nicht ganz ausgeführt, als das Triumphgeheul mehrerer Apaches aus der von seinen Gefährten bewachten Richtung zu seinen Ohren drang und gleich darauf der Knall von Tsana-Tonas Büchse die Luft erschütterte.

Schnell kroch er nach der bedrohten Seite hinüber und erschien daselbst noch rechtzeitig, einen Apache, der in der Nähe der Gräber nach der Uferwand hinaufgeklettert war und, gefolgt von einem halben Dutzend Gefährten, auf die Ruinen zueilen wollte, mit zerschmettertem Schädel in den Fluß hinabstürzen zu sehen.

Die andern sprangen, anstatt sogleich umzukehren, seitwärts, dem schroff aufsteigenden Abhange zu, wo sie sich hinter den zahlreichen Felsblöcken verbergen konnten, zugleich aber auch imstande waren, die Flüchtlinge aus gefährlicher Nähe mit ihren Pfeilen zu belästigen.

Hohendorf lag im Anschlag und folgte, eingedenk Pasquals Warnung, mit der Mündung seiner Büchse den Bewegungen des Vordersten.

Jetzt krachte sein Schuß. Der vorderste der Apaches schrie laut auf, versuchte es noch, sich mit schwindender Kraft an das Gestein festzuklammern und rollte dann, Schrei auf Schrei ausstoßend, den ihm nachfolgenden Gefährten entgegen. Die Kugel hatte ihm beide Beine zerschmettert, und es gelang ihm nicht eher wieder seinen Körper zum Halten zu bringen, als bis er auf der schmalen Abflachung, am Rande des Abgrundes, angekommen war.

Einen andern Schuß warteten die übrigen Angreifer jetzt aber nicht mehr ab. Sie sahen ein, daß jede Minute längern Verweilens einen von ihnen das Leben kosten würde, und erreichten daher fast gleichzeitig mit dem Verwundeten die Abflachung, wo sie sich augenblicklich zur Flucht wandten.

Pasqual hatte schon die Büchse gehoben, um ihnen noch eine Kugel nachzuschicken. Er schien sich aber eines Bessern zu besinnen. Die Mündung senkte sich langsam, bis sie in gleiche Linie mit dem unglücklichen Wilden trat, der sich in den furchtbarsten Schmerzen krümmte und dessen Wehgeheul gar nicht

enden wollte; als er dann seines Zieles gewiß zu sein glaubte, drückte er los.

Der Verwundete verstummte zugleich mit dem kurzen Echo, das der Knall zwischen den Felsen wachgerufen; seine Glieder reckten sich aus, und schwüle Stille ruhte wieder auf der Felswand.

„Es war das beste für ihn“, sagte Pasqual leise zu Hohendorf, indem er eine neue Kugel in den Lauf stieß und mit den Augen auf den entseelten Apache deutete; „zu helfen war ihm nicht mehr, und sein Geschrei würde unserer geknickten Blume noch mehr Furcht eingeflößt haben.“

Während dieses ganzen Vorgangs hatten Martha und die Negerin sich nicht von der Stelle zu rühren gewagt. Sie waren vom Entsetzen förmlich gelähmt, und ihre Gedanken verwirrten sich bei dem furchtbaren Lärm, der jedesmal dem Knall eines Schusses folgte. Sogar als es ruhiger wurde, hielt Maiblume, die plötzlich ihren Mut verloren zu haben schien, sich die Ohren zu und drückte das Gesicht fest auf den Boden, während Martha ihr Haupt emporhob und die schönen großen Augen mit fragendem, bekümmertem Ausdruck auf Hohendorf richtete.

„Der erste Angriff ist mit Erfolg zurückgeschlagen worden“, begann dieser, sobald er die ungewöhnliche Fassung des jungen Mädchens bemerkte. „Es ist möglich, daß sie jetzt ganz abziehen. Gedenken sie aber ihre Angriffe zu erneuern, so ist doch vorauszusehen, daß unsere Freunde noch rechtzeitig bei uns eintreffen werden.“

Nach längerem geräuschvollen Hin- und Herreden schien der Seminole einen Plan entworfen zu haben. Aus den Bewegungen einzelner ergab sich, daß sie den Auftrag erhielten, vorzugsweise die Stelle zu überwachen, wo die Flüchtlinge möglicherweise in den Fluß hinabsteigen konnten.

Von der Hauptbande blieben darauf nur der Seminole und vier Krieger im Tal zurück, während alle übrigen unter Jauchzen und Schreien ihre Waffen umhingen und dem westlichen Ende des Tales zuschritten.

Als die Abteilung, die dazu bestimmt war, den Flüchtlingen auf dem Umwege in den Rücken zu fallen, sich entfernte,

stand die Sonne schon so tief, daß kaum noch auf eine Stunde Tageslicht zu rechnen war. Der beschlossene Angriff konnte daher voraussichtlich nicht mehr an demselben Abend unternommen werden, war aber jedenfalls am folgenden Morgen in aller Frühe zu erwarten. Es blieben den Flüchtlingen also nur noch die Stunden der Nacht, sich ein anderes Versteck zu suchen, oder eben hinter der unzulänglichen Brüstung dem andringenden Schwarm bis zum letzten Augenblick die Stirn zu bieten.

Die kühle Abendluft wirkte indessen erfrischend auf ihre körperlichen und geistigen Kräfte, und da die wilden Schildwachen in der Schlucht und in der Wiese den tollen Lärm eingestellt hatten und sich dafür durch Speise und Schlaf zu dem blutigen Werk des kommenden Tages stärkten, so wurden selbst die Frauen ruhiger. Mechanisch schloß Martha die Augen, um nicht durch äußere Eindrücke in ihrem Ideengange beeinflußt zu werden. Ihre Gedanken wanderten ungestört hierhin und dorthin; die Umrisse derselben wurden unbestimmt und phantastisch, wie bei Nebelbildern, bis sie sich endlich in Träume verwandelt hatten.

Auch die Negerin schlief, sie hatte sich gewissermaßen in den Schlaf geschmäht und geweint, und mehr als einmal tönte es kaum verständlich aus ihrer rauhen Kehle: „Die Alligators! Die Klapperschlangen! Die Krokumdeile!"

Die drei Männer wachten; ruhelos irrten ihre Augen von Punkt zu Punkt, wo nur immer eine Annäherung der Gefahr möglich war; am längsten aber hafteten sie auf den westlichen Höhen, hinter denen die Sonne zur Rüste gegangen, und auf den reinen, unschuldsvollen Zügen des armen verwaisten Mädchens, das so ruhig, so sanft schlief, und mit so himmlischer, ergebungsvoller Geduld die unbarmherzigen Schläge des Schicksals ertrug. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Überfall.

Der Übergang vom Tageslicht zur Dunkelheit ist auf dem amerikanischen Kontinent, vorzugsweise aber unter den südlichern Breiten, so kurz, daß von einer Dämmerungsstunde kaum noch die Rede sein kann. Tag und Nacht scheiden sich scharf voneinander, und die das Sonnenlicht liebenden Tiere suchen infolgedessen früh genug ihren nächtlichen Zufluchtsort auf, um nicht plötzlich von der Dunkelheit und den mit ihr erwachenden Raubtieren überrascht zu werden.

Auch der Mensch, der ungastliche Regionen durchwandert, vermeidet gern, seinen Marsch bis nach Sonnenuntergang auszudehnen. Er zieht es vor, sein Lagerfeuer von den scheidenden Strahlen der Sonne berühren zu lassen und mit einem gewissen heimatlichen Gefühl, den Einbruch der Nacht abzuwarten und zu beobachten. —

Hohendorf schaute mit wehmütiger Teilnahme auf die schlafende Martha; er hatte nur kurze Zeit seinen schmerzlichen Betrachtungen nachgehangen, aber er glaubte, Stunden müßten schon verronnen sein, als Pasqual ihn durch eine leise Berührung aufschreckte und er dann erst die tiefe Dunkelheit gewahrte, die ihn umgab.

„Wir dürfen den Anbruch des Tages nicht hier erwarten“, sagte der Häuptling leise; „wir müssen fort; es gelingt uns vielleicht, die Feinde bis morgen abend zu täuschen. Weckt daher die weiße Blume und das schwarze Weib und sagt ihnen, sie sollen kommen.“

Hohendorf war so sehr daran gewöhnt, alle Ratschläge und Unternehmungen des Häuptlings von Erfolg begleitet zu sehen, daß er gar nicht mehr daran dachte, nach seinen Plänen zu fragen, und sich nur beeilte, seiner Aufforderung so schnell und pünktlich wie möglich nachzukommen. Indem er sich aber den beiden Frauen zubewegte, bemerkte er, daß die Stelle, wo Tsana-Tona so lange gelegen, leer war. Er stutzte, denn so nahe er sich auch dem Zunni befunden, so hatte er dessen

heimliche Entfernung doch nicht vernommen und richtete deshalb eine Frage an Pasqual.

„Tsana-Tona lauert bei den Gräbern," antwortete dieser, „oder glaubt Ihr, die Apaches benutzten die Dunkelheit nicht zu einem Versuch, zu uns herauf zu gelangen?"

„Und wird er den Feinden dort allein standhalten können?" fragte Hohendorf wieder, der eine Anwandlung von Scham darüber empfand, selbst nicht früher daran gedacht zu haben, den gefährlichen Punkt zu besetzen, in der Tat aber nur, in tiefes Sinnen versunken, den plötzlichen Einbruch der Dunkelheit nicht beachtet hatte.

„Der Pfad ist schmal, und die Apaches sind feige", entgegnete Pasqual. „Sie werden sich nur von unserer Wachsamkeit überzeugen und dann während der Nacht weiter nichts mehr unternehmen. Aber beeilt Euch, wir müssen so weit fort wie möglich, der Weg ist hart und der Fuß der geknickten Blume weich."

Im nächsten Augenblick kniete Hohendorf an Marthas Seite und bat sie, indem er zugleich die Aussicht auf Rettung eröffnete, sich zum sofortigen Aufbruch bereit zu halten.

Martha schien gar nicht überrascht bei dieser Aufforderung, im Gegenteil, sie äußerte ihre Zufriedenheit darüber, den bedrohten Punkt verlassen zu sollen, und übernahm es selbst, Maiblume zu wecken, was ihr auch wirklich, ohne Geräusch zu verursachen, gelang.

Kurze Zeit darauf verließen sie, behutsam jedes Geräusch vermeidend, die Trümmer des Wachtturmes. Pasqual schritt voran, ihm folgte Maiblume, die der Sicherheit wegen ihren Mund mit der Hand geschlossen hielt, und hinter dieser kam dann Hohendorf, der Martha vorsichtig führte. Ihre Decken hatten sie, um sich nicht unnötig zu beschweren, zurückgelassen und auf den Rat des Häuptlings so über einzelne vorragende Mauertrümmer gebreitet, daß sie von spähenden Feinden beim ersten Anblick für verhüllte menschliche Gestalten angesehen werden mußten.

Geräuschlos wie Schatten schlichen sie dahin, doch nicht zurück nach der Gräberstelle, wo Tsana-Tona lauernd lag,

sondern immer in westlicher Richtung am Rande der das Tal einfassenden Felswand hin, auf dem Wege also, auf dem die kurz vor Abend abgeschickte Bande der Apaches sich den Ruinen nähern sollte.

Nachdem sie sich eine kurze Strecke von ihrem alten Versteck entfernt hatten, stand Pasqual still und lauschte zurück. Vor den Lagerfeuern der Apaches rührte sich nichts. Ihre Flucht war also nicht entdeckt worden.

Vorsichtig tastend suchte er im Schatten der Felsmassen seinen Weg aufwärts; denn es lag in seinem Plan, den Wall zu umgehen und noch weiter vorzudringen, eine Arbeit, die namentlich für Martha die größte Schwierigkeit hatte, weil die von der oberen Gesteinslage niedergebrochenen Felsblöcke ihnen bei jedem Schritt das Gehen erschwerten, ja mitunter sogar fast unmöglich machten.

Sie waren noch nicht hoch hinaufgelangt und befanden sich in dem Winkel, der von dem Felswall und dem Bergabhang gebildet wurde, als Pasqual plötzlich still stand und leise zischend die Luft zwischen den Zähnen hindurchstieß.

Alle verstanden das Signal und hielten den Atem an; sie vernahmen aber nichts, was ihre Besorgnisse vergrößert hätte, und abermals bewegten sie sich um einige Schritte vorwärts.

Nach kurzer Zeit atemloser Spannung glitt der Häuptling an Hohendorfs Seite und forderte ihn auf, das Ohr dicht an die aufstrebende Felswand zu legen und zu lauschen. Hohendorf tat, wie ihm geheißen war, und wie Eis legte es sich um seine Brust, als er das dumpfe, kaum erkennbare Murmeln von Stimmen und das Getrappel von Füßen unterschied, das offenbar von einer bedeutenden Anzahl von oben auf dem Wall befindlichen Männern herrührte.

„Es sind die Apaches,“ flüsterte Pasqual, „sie kommen früher, als ich dachte. Wir müssen sie vorbeilassen; sagt den Frauen, unser Leben hänge von ihrer Ruhe ab.“

Einige Minuten hindurch schien es, als wenn die Feinde sich entfernten, denn nachdem das Geräusch sich gerade über ihnen hatte vernehmen lassen, wurde es allmählich leiser und leiser, bis es zuletzt ganz verschwand. Die Täuschung währte



„Mich peitschen, du verwünschter Alligator und Halsabschneider?!" kreischte Maiblume jetzt, indem sie wie der Blitz emporschnellte, hart an den Rand des Felsens sprang und dann in ein gellendes Hohngelächter ausbrach. (S. 310.)

indessen nur so lange, als die Bande sich auf dem Plateau dem Bergabhange zubewegte, wo sie dann, niedersteigend, sich umwendete und genau dieselbe Richtung verfolgte, in der Pasqual kurz vorher die Höhe zu gewinnen trachtete.

Lachend und durcheinander sprechend, oft auch über das Gerölle stolpernd, näherten die wilden Räuber sich jetzt schnell, und aus ihrer frohen Laune, sowie aus dem jauchzenden Gelächter ging hervor, daß sie die Waffen und Kleidungsstücke der nach ihrer Meinung in dem Wachtturme Verborgenen schon als ihr Eigentum betrachteten und sich in Gedanken an den Qualen ihrer Schlachtopfer weideten.

Was Martha empfand, was Hohendorf für das junge Mädchen empfand, als der Vorderste der Rotte kaum zwei Fuß weit vor ihnen vorüberschritt, läßt sich nicht mit Worten schildern. Ihre Augen waren starr auf den schwarzen Schatten gerichtet, dessen Umrisse sich von dem gestirnten Firmament abhoben, und es schien ihnen fast, als ob das Pulsieren ihres Blutes sie hätte verraten müssen.

Maiblume sah und hörte nichts. Sie hatte den Kopf zwischen ihre Knie gedrückt und hielt, um die ganze Welt von sich auszuschließen, Augen, Ohren und Mund zugleich geschlossen. Eine Bildsäule hätte aber nicht regungsloser verharren können, als das geängstigte Geschöpf, das sich noch immer die bittersten Vorwürfe darüber machte, schon einmal die Ursache einer Entdeckung gewesen zu sein.

Dem ersten Apache folgte ein zweiter, ein dritter und vierter. Kein einziger von ihnen ahnte, daß sie die gesuchten Opfer mit der ausgestreckten Hand hätten berühren können; sie gingen vorüber, laut lachend und scherzend.

Der fünfte aber mußte nicht auf den Boden vor sich geachtet haben, denn er befand sich noch nicht in gleicher Höhe mit Pasqual, als er stolperte und dicht vor Hohendorf und die zusammengerückten Frauen niederstürzte. Sein Bogen, den er in der linken Hand hielt, streifte fast Hohendorfs Wange und schlug mit aller Gewalt auf der Negerin nackten Fuß.

Wenn diese sich nun bei andern Gelegenheiten leicht erregbar zeigte, so bewies sie jetzt, daß sie gegen körperlichen Schmerz

weniger empfindlich sei, denn sie zuckte nicht bei der mehr als unsanften Berührung.

Der Apache erhob sich unter gellendem Hohngelächter, tastete nach dem ihm entfallenen Bogen umher, den er glücklicherweise sogleich wiederfand, und vorbei zogen sie dann, einer nach dem andern, bis Hohendorf ihrer achtzehn gezählt hatte.

Das Lachen und Murmeln war längst in der Ferne erstorben und die Flüchtlinge wagten noch immer nicht die Stille zu unterbrechen, aus Furcht vor einzelnen umherschleichenden Feinden.

„Wieviel Apaches zähltet Ihr?“ fragte Pasqual endlich im leisesten flüsternden Ton.

„Achtzehn“, lautete die Antwort Hohendorfs.

„Es waren nur ihrer siebzehn, die das Tal verließen“, bemerkte der Häuptling sinnend.

„Auch ich bemerkte nicht mehr; kann aber der achtzehnte nicht Tsana-Tona gewesen sein? Er schien sich absichtlich etwas entfernt von seinem Vordermann zu halten.“

„Der Letzte war kein Apache, aber auch nicht Tsana-Tona“, entgegnete Pasqual mit Bestimmtheit. „Tsana-Tona verläßt seinen Posten nicht eher, als bis der Morgen sich rötet. Wäre er es dennoch gewesen, so würden wir längst seinen Ruf vernommen haben, denn die letzte Gestalt ist nicht aus dem Bereich der Schatten dieser Felsen gewichen. Achtzehn Männer zogen hier vorüber, aber nur siebzehnmal verdunkelten sie den glänzenden Stern dort drüben über dem Rande des Tales.“

Der eigentümliche Gesang eines Laubfrosches, der kaum hundert Schritte weiter unterhalb erschallte, machte Pasqual plötzlich wieder verstummen. Er lauschte lange und aufmerksam. Das Gekrächze schien aber gar kein Ende nehmen zu wollen, und er verbarg nicht, daß er demselben mißtraue.

Nach längerer Zeit ließ sich von der Höhe des Felsenwalles ein ähnliches Geräusch vernehmen, bei dessen Beginn der zuerst begonnene Gesang augenblicklich abbrach, worauf das hohle Krächzen auf der Höhe auch nicht länger fortgesetzt wurde.

„Die Laubfrösche singen nicht auf nackten Felsen“, flüsterte Pasqual Hohendorf zu; „laßt die Frauen sich ruhig verhalten, die Gefahr ist noch nicht vorüber.“

Hohendorf schwieg; er wußte, daß, so lange er keine Anregung dazu gab, weder Martha noch die Negerin die Stille unterbrechen würden. Aber Verzweiflung drohte sich seiner zu bemächtigen, als er auf die leisen Atemzüge seiner jugendlichen Gefährtin horchte und dabei ermaß, welche übermenschlichen Anstrengungen es ihr kostete, sich noch immer aufrecht zu erhalten. Gern hätte er ihr Trost zugesprochen, durch freundliche Worte sie ermutigt und aufgerichtet; doch ein einziges halblautes Wort, ein unwillkürliches Schluchzen oder ein Seufzer konnte ihr ja zum Verderben gereichen. Er suchte ihre kalte, bebende Hand, und alles, was er ihr hätte sagen mögen, das legte er in einen innigen Druck. Martha antwortete in gleicher Weise, daß sie ihn verstanden, doch die Hand entzog sie ihm nicht wieder; es war, als ob sie sich durch diese Berührung sicherer und stärker gefühlt hätte.

Ein schwarzer Schatten, der jetzt leise zwischen sie und den sternenbesäten Horizont glitt, versetzte sie wieder in die tödlichste Spannung. Es war eine menschliche Gestalt, doch keineswegs die eines nackten Apachekriegers, sondern, wie sich aus den Umrissen deutlich entnehmen ließ, ein in eine weite, faltige Decke gehüllter Mann, der eine Büchse auf der Schulter trug.

Hohendorf dachte an den Seminolen und machte sich bereit, diesem schlauesten ihrer Feinde, von dem er am meisten eine Entdeckung befürchtete, im Kampfe zu begegnen. Der Seminole aber konnte es füglich nicht sein, indem er, kurz nach ihrem Aufbruch von dem Wachtturm, vor einem der Feuer die Gestalt desselben erkannt hatte.

Seine Gedanken folgten schnell aufeinander, und ebenso schnell schlüpfte der Schatten vorüber, und ein zweiter trat vor den erleuchteten Horizont. Unhörbar, wie Gespenster, glitten die geheimnisvollen Gestalten dahin; kaum war eine in dem undurchdringlichen Schatten der Felsen verschwunden, so schlich eine andere schon wieder heran, und als die lange

Reihe dann ihr Ende erreichte, da hatte Hohendorf ihrer zehn gezählt.

Alle waren verhüllt, doch glaubte er mehrere Büchsen bei ihnen bemerkt zu haben, der untrüglichste Beweis, daß die Wanderer keinem der Apachestämmen angehörten.

Geleitet von dem zeitweisen Gesange des Laubfrosches, gelangte der ganze Trupp an den Rand des Tales, wo er den Flüchtlingen wieder sichtbar wurde, weil der gestirnte Himmel den Hintergrund bildete.

Dort nun hielt er an, und es ging aus den Bewegungen der einzelnen Mitglieder hervor, daß sie beratschlagten und sich augenscheinlich zu irgend einem Unternehmen vorbereiteten. Nach kurzer Zeit trennten sie sich voneinander und verschwanden hierhin und dorthin, als wenn sie in die Erde gesunken wären.

„Es sind Feinde der Apaches“, flüsterte Pasqual endlich, nachdem er wohl eine Viertelstunde lang in die Ferne gelauscht hatte. „Es sind Feinde der Apachen; aber die Feinde der Apaches können auch die unsrigen sein. — Kommt jetzt,“ fuhr er fort, indem er sich erhob, „wir müssen uns auf alle Fälle verbergen; aber seid vorsichtig, ein einziger rollender Stein kann uns verraten.“

Hohendorf teilte den Frauen die Absicht des Häuptlings mit, und behutsam und in derselben Ordnung wie bisher, bewegten sie sich aufwärts, um nach dem Felsenwall hinaufzukommen.

Ohne Unfall erreichten sie die Höhe, schritten darüber fort und waren eben im Begriff, auf der andern Seite der Erhebung niederzusteigen, als alle vier plötzlich stutzten und wie gebannt auf derselben Stelle stehen blieben. Ihre Blicke waren nämlich auf einen schwachen Feuerschein gefallen, der hinter einem Felsblock hervordrang.

Längere Zeit schaute Pasqual auf das rätselhafte Feuer. Er ging ohne Zweifel mit sich zu Rate, welchen Weg er einzuschlagen habe, um sich der Entdeckung, die nunmehr auf beiden Seiten drohte, zu entziehen.

„Es sind Feinde der Apaches“, wiederholte er abermals, jedoch so leise, daß es wie das Flüstern des Windes klang und

nur von Hohendorf allein verstanden wurde. „Vor den Apaches sind wir sicher; aber auch andere Nationen schicken ihre Raubbanden in diese Regionen. Unsere Leben sind nicht gefährdet, wenn wir einer derselben in die Hände fallen, aber für Euch und die geknickte Blume wünsche ich, bis zur Ankunft Josés unentdeckt zu bleiben."

So sprechend, wandte sich der Häuptling um und schritt so lange auf der Mitte des Felsenwalles hin, bis er den äußersten Rand erreichte.

Dort nun riet er seinen Begleitern, sich auf dem unebenen Boden niederzulassen, wobei er ihnen aber die größte Stille anempfahl.

Sie hatten jetzt auf dem hoch über das Tal hinausragenden Punkte eine Stellung eingenommen, die ihnen gestattete, nicht nur die Niederung in ihrer ganzen Ausdehnung zu überblicken, sondern auch bei eingetretener Tageshelle die Apaches zu beobachten, die am Fuße der den Wachtturm tragenden Felsenecke lauerten, wie auch diejenigen, die der Seminole bei sich zurückbehalten hatte. Sie befanden sich überhaupt, in gerader Richtung, nur eine englische Meile von dem Eingang in den Paß entfernt, in den sie, vermöge des Bogens, den die schroffe Taleinfassung beschrieb, eine kurze Strecke hineinzuschauen vermochten.

Einzelne kleine Feuer bezeichneten die Stellen, wo die verschiedenen Gruppen ihrer Verfolger lagerten. Der helle Glanz, den sie zuweilen ausströmten, machte sie oft ganz nahe erscheinen, und nur, wenn hin und wieder eine der unheimlichen, ruhelosen Gestalten vor den Flammen vorüberglitt, ließ sich die Entfernung zu ihnen genauer berechnen.

Mit ängstlicher Spannung erwarteten die Flüchtlinge jetzt den Anbruch des Tages. Da sie eine der Rinnen, wie sie das Wasser seit vielen Jahrtausenden allmählich in dem nachgiebigen Gestein ausspülte, zu ihrem Zufluchtsort gewählt hatten, fühlten sie sich allerdings gegen eine schnelle Entdeckung gesichert, da es nicht denkbar war, daß die den Wall überschreitenden Feinde bis an den Rand vordringen würden. Dagegen konnten sie von fast jedem Punkt

des Tales aus wahrgenommen werden, und es stand nicht zu erwarten, daß die scharfen Augen der Apaches über sie hingleiten und die zusammengekauerten Gestalten von dem weißgrauen Gestein nicht unterscheiden würden. Jedenfalls war ihre Lage noch immer eine überaus zweifelhafte und wurde fast unerträglich, weil sie nicht wagen durften sich aufzurichten und ihre Köpfe über der Oberfläche des Plateaus zu zeigen.

Langsam und träge verstrich die Zeit; der rötliche Schein im Osten nahm eine bleichere Farbe an, ohne indessen viel Helle zu verbreiten, und noch immer rührte sich nichts, weder bei dem Lagerfeuer der Apaches, noch bei dem zerfallenen Wachtturm.

„Sie werden nicht lange mehr warten", unterbrach Pasqual endlich leise, wie zu sich selbst sprechend, das drückende Schweigen „Ich sehe deutlich die Rauchsäule eines Signalfeuers; dort wieder, dort ebenfalls, und ebenso auf dem Berggipfel gerade vor uns! Ha! die Weiber der Apaches sind wachsamer als ihre Männer; sie wollen die Feinde anmelden, die ihnen auf den Fersen sind; dieselben, die bei uns vorüberschlichen!" —

Ein gräßliches Geheul, das von dem Wachtturm herüberschallte und von ähnlichem Lärm in der Wiese beantwortet wurde, schnitt des Häuptlings Wort ab.

Die Apaches hatten offenbar den Wachtturm mit einem Hagel von Pfeilen überschüttet und sich dann mit geschwungenem Messer und Tomahawk auf die in Menschenform zusammengerollten Decken gestürzt.

Urplötzlich wie das Geheul angehoben hatte, hörte es auch nach einigen Minuten wieder auf, und beängstigende Stille ruhte auf der noch in Dämmerung gehüllten Wildnis. Ein einzelner lang anhaltender Klageruf zitterte durch die reine Atmosphäre zu den Flüchtlingen herüber.

„Sie haben ihren Irrtum entdeckt," bemerkte Pasqual in zufriedenem Tone, „doch nein," fuhr er fort, mit der Hand ins Tal deutend, „sie haben von der Höhe aus die Lärmsignale wahrgenommen. Seht nur, sie wollen heimwärts fliehen, sie lenken auf uns zu, als wenn sie unser ansichtig geworden wären."

Des Häuptlings Spannung war jetzt, ganz gegen seine Gewohnheit, zu einer solchen Höhe angewachsen, daß er seine Umgebung kaum noch beachtete, und die Szenen, die sich unten im Tale zu entwickeln begannen, gleichsam mit den Augen verschlang.

Doch auch Hohendorf und die Frauen, die nunmehr ebenfalls entferntere Gegenstände zu unterscheiden vermochten, richteten ihre Aufmerksamkeit jetzt ausschließlich auf die Apaches.

Die Befürchtungen, diese hätten sie bemerkt, und eilten im vollen Lauf auf sie zu, um ihre grausamen Absichten an ihnen auszuführen, schwanden bei ruhiger Überzeugung bald, indem sie ebensowenig zu ihnen heraufkommen, als ihnen durch ihre Geschosse schaden konnten. Zugleich errieten sie aber auch, daß sie der ihnen zugänglichen Taleinfassung zustürmten, teils um sich ihren Hilfe bedürfenden Familien anzuschließen, hauptsächlich aber wohl, um sich einem sie verfolgenden Feinde zu entziehen.

Die Räuber befanden sich den Flüchtlingen beinahe gegenüber, da belebte sich plötzlich das nördliche Ende des Tales, und es erklärte sich endlich, warum sie nicht die ihnen nähere Richtung durch den oberen Paß eingeschlagen hatten.

Es kamen nämlich von daher in tollster Jagd gegen zwanzig Reiter herbeigesprengt, die augenscheinlich den flüchtigen Apaches den Weg ins Gebirge zu verlegen trachteten und ein nicht minder durchdringendes wildes Kriegsgeheul ausstießen, wie diese kurz vorher getan.

„Navahoes!“ sagte Pasqual, sobald er die in grellfarbige, breitgestreifte Decken gehüllten Reiter erblickte, die ihre langen Lanzen in herausfordernder Weise in der Luft schwangen. „Navahoes“, wiederholte er, und ein Ausdruck des Mißvergnügens glitt über seine gerunzelten Züge. „Navahoes hier, Navahoes dort drüben! Ich vermutete gleich, daß sie in das Gebiet ihrer Todfeinde eingebrochen seien, als ich die Lärmsignale sah.“

In der Tat hatten sich auch schon mehrere Schüsse vom Wachtturm und von der Mündung des Passes her vernehmen

lassen. Diese wiederholten sich in kurzen Pausen abwechselnd mit Jammergeheul und Kriegsgeschrei, und hoben jeden Zweifel, daß es Navahoes gewesen, die während der Nacht an den Flüchtlingen vorbeigezogen, fast gleichzeitig mit den Apaches in der Nähe des Wachtturmes eingetroffen waren und sie dort überfallen hatten.

Das Geräusch der dort Kämpfenden rückte indessen nur langsam näher, weil einesteils die Bodengestaltung keine schnelle Flucht und Verfolgung gestattete, anderenteils, weil die Apaches, durch das unebene Terrain begünstigt, und vertrauter mit den kaum bemerkbaren Pfaden, mitunter Gelegenheit fanden, einigen Widerstand zu leisten. Natürlich blieb infolgedessen Pasquals und seiner Gesellschaft Aufmerksamkeit ausschließlich dem Tal zugewendet, und sie beachteten daher kaum, was auf der andern Seite von ihnen stattfand.

Die vordersten Reiter waren unterdessen in einem weiten Bogen vor die fliehenden Apaches gelangt, während andere, deren Pferde nicht so schnell waren, ihnen den Rückweg nach dem Paß verlegten, oder in gerader Richtung auf sie einstürmten.

Diese nun, sobald sie sich umringt sahen, prallten, einem gewissen Instinkt folgend, weit auseinander, um vereinzelt, Schlangenwindungen beschreibend, die Reiter von einander zu trennen, dann zwischen ihren Lanzen durchzuschlüpfen und ihnen ihre verderblichen Geschosse zuzusenden.

Nur der Seminole, der sich so lange in der Mitte der Fliehenden befunden, war stehen geblieben, als die Apaches sich zerstreuten. Er lauerte, die Büchse schußfertig in beiden Händen haltend, mit dem Ausdrucke eines verwundeten Jaguars auf die günstige Gelegenheit, sich zu rächen und womöglich seine Person in Sicherheit zu bringen.

Was die Apaches, wahrscheinlich ohne einen mit Überlegung und Übereinstimmung gefaßten Plan, bezweckten, gelang ihnen vollkommen, denn die Reiter, die sich so lange in Gruppen zusammengehalten, sahen kaum, daß ihre Feinde auseinanderstoben, als auch jeder sich einen Gegner wählte und diesen mit der ganzen Eile seines Pferdes verfolgte.

Der Kampf, der sich jetzt entspann, war ein hitziger und nicht so ungleich, wie man vor dem Beginn desselben vielleicht hätte voraussetzen mögen.

Abgesehen davon, daß die Apaches den Navahoes an Zahl, wenn auch nur um wenige Mitglieder, überlegen waren, standen sich auch Krieger einander gegenüber, von denen jeder mit der seinem Stamm eigentümlichen Kampfweise hinlänglich vertraut war, und alle Vorteile des Bodens und der augenblicklichen Lage wohl zu benutzen wußte.

Allerdings lebten die Apaches der ihren moralischen Mut schwächenden Überzeugung, schließlich doch unterliegen zu müssen, weil sie eine Anzahl mit Büchsen bewaffneter Navahoes in ihrem Rücken wußten, die, freilich noch auf der Felswand beschäftigt, doch jeden Augenblick erscheinen und den Ausgang des Kampfes beschleunigen konnten; dafür aber fochten sie auch wieder mit der ganzen Wut und Erbitterung eines angeschossenen Bären, der, nachdem ihm alle Wege zur Flucht abgeschnitten, seine einzige, mögliche Rettung nur noch in der nachdrücklichen Verteidigung seines Lebens sieht.

Wie die hohen, mit kriegerischem Schmuck umgebenen Gestalten der Navahoes, die in ihrer äußeren Erscheinung nicht wenig an die unbändigen afrikanischen Steppenreiter erinnerten, mit ihren Pferden gleichsam einen einzigen Körper bildeten und mit unglaublicher Gewandtheit die kürzesten Wendungen ausführten, ohne dadurch im Gebrauch ihrer Hauptwaffe, der langen Lanze, gehindert zu sein; so entwickelten auf der andern Seite wieder die Apache eine wunderbare Gelenkigkeit der Glieder und Schnelligkeit im Ausweichen vor den Pferden und den wohlgezielten Lanzenstößen, aber auch eine nicht minder auffallende Sicherheit im Gebrauch des kurzen Bogens und der mit zierlichen Steinspitzen versehenen Pfeile. Der Ausgang des Kampfes würde daher gewiß noch zweifelhaft geblieben sein, wenn nicht eben die meisten Pfeile in den dicken ledernen Schilden aufgefangen worden wären, oder sich auch mit den ausgezackten Spitzen in die Falten der großen wollenen Decken verwickelt hätten.

Längere Zeit dauerte es, ehe der Vorteil sich auf die eine

oder die andere Seite neigte. Pfeil und Lanze durchschnitten sausend die Luft; die Pferde schnaubten und keuchten, und aus den rauhen Kehlen der erbitterten Streiter erschallte, alles übertäubend, das wilde Kriegsgeheul der beiden verschiedenen Nationen. Blut floß schon seit dem ersten Beginn des Gefechts, aber noch immer zögerte der Tod seine Opfer zu fordern, als ob er die grimmigen Krieger nur noch mehr habe erbittern wollen, um später dafür eine reichere Ernte zu halten.

Der Seminole bewegte sich während dieses ersten Teiles des Kampfes keinen Zoll breit von der einmal eingenommenen Stelle; seine Augen flogen aber mit Gedankenschnelligkeit im Kreise umher, um sich von keiner Seite unvorbereitet finden zu lassen. Mehrfach schon hatte sich eine Lanze gegen ihn gesenkt, und mehrfach schon war ein Pferd zum Anlauf gegen ihn angespornt worden, doch er brauchte nur seine Büchse zu heben, um die Richtung der ihm drohenden Gefahr zu ändern, und wohlweislich sparte er seine Kugel, mittels deren er die Feinde fernzuhalten vermochte.

Der Fall eines Apachekriegers verursachte endlich eine Wendung der Dinge. Seinem Pferde war eine Lanzenspitze tief in den Leib hineingedrängt worden.

Das von Schmerz gefolterte Tier bäumte sich hoch auf und stürzte, fühllos gegen Zaum und Peitsche, in der einmal eingeschlagenen Richtung gerade auf den Seminolen los.

Diesen Moment ersah der Behende. Mit der Gewandtheit einer wilden Katze sprang er an den Kopf des Pferdes, ein Schnitt seines Messers trennte die Zügel von der krampfhaft geschlossenen Faust des Gegners, und im nächsten Augenblick saß er im Sattel und galoppierte dem nördlichen Ende des Tales zu.

Unmöglich ist es nicht, daß es ihm geglückt wäre zu entkommen, wenn die Schnelligkeit der Pferdes nicht durch die schwere Wunde vermindert worden wäre. Außerdem hatte sich aber auch, nachdem er seinen Schuß abgefeuert, die Aufmerksamkeit mehrerer anderer Navahoekrieger ihm zugewendet, und namentlich solcher, die schon früher vor der Mündung seiner Büchse zurückgewichen waren. Diese gewahrten kaum,

daß der Seminole einen ihrer besten Krieger niedergestreckt und sich des Pferdes bemächtigt hatte, so ließen sie von den Gegnern ab, mit denen sie gerade beschäftigt waren, und sprengten ihm unter wildem Rachegeheul nach.

Unter den vier Navahoes, die sich in der Verfolgung des Seminolen von dem Kampfplatz entfernten, zeichnete sich besonders einer durch seine riesenhafte Gestalt und durch die Schnelligkeit und Schönheit seines Pferdes aus. Auch auf seinen Anzug schien derselbe mehr Sorgfalt verwendet zu haben, als seine Gefährten, weshalb man bei seinem Anblick in ihm sogleich den Anführer der Raubbande vermutete, die ausgezogen war, um an ihren Todfeinden blutiges Wiedervergeltungsrecht zu üben und ihnen überhaupt so viel Schaden zuzufügen, wie in ihren Kräften stand.

Auf dem Kopfe, dessen langes starkes Haar in einen dicken Zopf zusammengeknotet war, trug er eine kleine Lederkappe, die ein dichter Busch glänzender Federn von der Brust eines Truthahns und zwei lange Schweiffedern des Kriegsadlers schmückten. Am auffallendsten nahm sich aber unbedingt sein braunes Gesicht aus, das freilich schon die Merkmale des Jugendalters längst verloren, dagegen noch immer eine Fülle von ungeschwächter Kraft zeigte, wie sie sonst nur dem rüstigsten Mannesalter eigen ist.

Zwei rote Striche zogen sich von den Augenwinkeln gerade herunter über die vorspringenden Backenknochen und bewiesen, daß auch er der Sitte seiner Väter nicht untreu geworden, und durch Auftragen von Farbe das Wilde im Ausdruck seiner Physiognomie noch zu steigern getrachtet, der die große Adlernase, die seltsam funkelnden Augen und die im Halbkreise die Mundwinkel umgebenden tiefen Falten schon einen überaus ernsten, grausamen und furchterregenden Charakter verliehen.

Alles dieses nun zusammengenommen, bot Nintsa-Pesch, oder das „große Messer" der Navahoes, das Bild eines hervorragenden westlichen Kriegers und Häuptlings, der vor einem Kampf mit dem gefürchteten Seminolen nicht zurückzubeben brauchte.

Er mochte dies fühlen, als er, auf seinem Streitroß dahinjagend, seine Gefährten weit hinter sich zurückließ und mit

jedem Satz seines Pferdes dem Gegner um wenigstens einen Fuß näher rückte.

„Nintsa-Pesch! Nintsa-Pesch!“ gellte er, indem er seine Lanze wild in der Luft schwang und dann, sich zum Stoß vorbereitend, die volle Last seines Körpers aufrecht in den kurzen Steigbügeln ruhen ließ.

„Nintsa-Pesch!“ heulten die ihm nachfolgenden Krieger und mäßigten die Eile ihrer Pferde, sobald sie erkannten, daß der Häuptling den Seminolen allein zu bekämpfen wünsche. Doch dieser war kein Mann, der sich durch Drohworte hätte einschüchtern lassen, oder sein Leben ohne Kampf hingegeben hätte. Auch er, der Abkömmling einer der kriegerischsten Nationen des amerikanischen Kontinentes, besaß ungewöhnliche Kraft und Gewandtheit, die der seines furchtbaren Gegners nicht nachstand.

Er vernahm also kaum den Kriegsruf des Nintsa-Pesch und gewahrte dann, rückwärts blickend, wie dieser mit der Lanze weit ausholte, während seine Gefährten ihm jetzt nur noch von ferne folgten, so riß er sein keuchendes Pferd durch eine heftige Bewegung der Zügel und Schenkel kurz nach der linken Seite herum, und in demselben Augenblick, in dem der Navahoe dicht bei ihm vorbeistürmte und mit der Spitze der Lanze das Zeug auf seinem Oberarm faßte und zerriß, sauste sein stählerner Tomahawk, dessen blanke Schneide in den Strahlen der aufgehenden Sonne funkelte, wie ein Blitz auf ihn nieder.

Schnell wie die Bewegung des Seminolen auch gewesen, so war des Navahoes Auge doch schneller, denn während es ganz den Anschein hatte, als ob das Beil den Schädel Nintsa-Peschs treffen würde, vergrößerte dieser die Geschwindigkeit, mit der er vorübergetragen wurde, dadurch, daß er seinen Oberkörper bis auf den Hals des Pferdes herunterneigte, worauf die gefährliche Waffe harmlos hinter ihm niedersank und den aus zähem Eschenholz gefertigten Sattelbogen zerbrach.

Der Navahoehäuptling, der die Lanze herumgeschwungen und jetzt quer vor sich trug, richtete sich, sobald der Schlag gefallen war, wieder auf, und das Pferd, als wenn es von der Seele des Reiters belebt gewesen wäre, bäumte sich, getroffen

von der Geißel seines Herrn und erschreckt durch den Hieb des gewichtigen Tomohawk, hoch empor und verharrte, mit den Vorderhufen in die Luft schlagend, wohl eine Sekunde lang in dieser Stellung.

Dies nun war der Augenblick, den Nintsa-Pesch zu seinem Angriff ausersehen, und indem er die ans Unglaubliche grenzende Geschicklichkeit eines echten Navahoekriegers im Reiten und in der Führung der Waffen darlegte.

Wie er sich nämlich kurz vorher auf den Hals seines Pferdes geneigt hatte, so ließ er plötzlich seinen Oberkörper hintenüber sinken, nach welcher Richtung sich auch gleichzeitig die Lanzenspitze und seine Arme bewegten. Als dann das heftig gespornte Pferd sich mit einem mächtigen Satz von dem Seminolen entfernte, glitt dieser mit durchbohrtem Unterleib langsam vom Sattel.

Er versuchte wohl noch mit schwindender Kraft das Gleichgewicht wieder zu gewinnen, ehe er sich aber mit den Händen in den langen Mähnen festgekrallt hatte, sprengte der Navahoe schon wieder an der andern Seite bei ihm vorüber und spaltete ihm mit einem einzigen, wohlgezielten Schlage seines Beils den Scheitelknochen.

Der Kampf dieser beiden Krieger war so außerordentlich schnell verlaufen und die Bewegungen so gewandt ausgeführt worden, daß er mehr einem Zusammenprallen, als einem wirklichen, tödlichen Zweikampf glich. Der Ausgang desselben wurde auch in der Tat erst erkennbar, als Nintsa-Pesch sich mit Triumphgeschrei vom Pferde warf, mit zwei raschen Schnitten die Kopfhaut von des Seminolen Schädel trennte, und in der nächsten Minute schon wieder auf den allgemeinen Kampfplatz zurückgaloppierte.

Der Fall des Seminolen schien die Kraft der Apache gelähmt zu haben. Sie dachten nicht mehr an Widerstand, um so weniger, da die meisten ihre Pfeile verschossen hatten, und suchten jetzt nur noch Rettung in der Schnelligkeit ihrer Füße.

Die Navahoes, vom Siege berauscht, und angefeuert durch den Kriegsruf ihres Häuptlings, waren aber nicht geneigt, sie so leichten Kaufes davonkommen zu lassen. Hierhin und dorthin,

wo sich nur immer einer der nackten fliehenden Gestalten blicken ließ, trieben sie ihre Pferde durch die Wiese; was die Lanze begonnen, das beendigten der Tomahawk und das Messer, und nur wenigen gelang es, den Abhang des Berges zu erreichen und sich dort der weiteren Verfolgung zu entziehen.

Schweigend und mit dem Ausdruck größter Zufriedenheit hatte Pasqual dem mörderischen Kampfe zugeschaut. Obgleich es die hinterlistigen, gefährlichen Nachbarn der Zunnis waren, die den Sieg errangen, so äußerte der alte Häuptling doch seine Freude darüber; denn auch er, so wie seine ganze Stadt, hatten ja vielfach durch die räuberischen Eingriffe der Apaches zu leiden gehabt und viel von ihrem Reichtum an Vieh verloren. Eine nachdrückliche Bestrafung dieses Raubgesindels war daher für die nächsten Jahre von Wichtigkeit für den Wohlstand der Zunnis, und die aus einer solchen Überzeugung entspringenden Gefühle leuchteten aus seinen Augen, als er den endlichen Ausgang des feindlichen Zusammenstoßes gewahrte.

Auch Hohendorf war erfreut, als die Apaches die Flucht ergriffen, denn er glaubte, daß, wenn sie wirklich in die Hände der Navahoes fallen sollten, sie eine großmütigere Behandlung zu erwarten haben würden, um so mehr, da im Herzen der Ländereien dieses Stammes ein Militärposten gegründet worden war, und die anwohnenden Familien für die an Weißen begangenen Frevel Repressalien zu befürchten hatten.

In solcher Überzeugung sprach er auch zu seiner Gefährtin. Martha fühlte sich freilich durch den Ton seiner Stimme ermutigt, aber sie wagte doch nicht aufzublicken, oder auch nur zu antworten, solange dicht vor ihr grimmes Kriegsgeheul erschallte und die letzten Schmerzensausbrüche Sterbender ihr Ohr erreichten.

Die Negerin dagegen war entzückt; den Mund hielt sie zwar noch immer mit beiden Händen geschlossen, aber ihre großen, leuchtenden Augen sprachen deutlicher, als es Worte vermocht hätten, wie sie ihre Peiniger, die Mörder ihrer Herrschaft, einen nach dem andern dahinsinken sah. Als dann aber der Seminole den tödlichen Streich empfing, da verlor sie fast die Herrschaft über sich selbst; die Hände glitten von ihrem

Munde, ein jauchzender Schrei begann sich zwischen den dicken polsterähnlichen Lippen hindurch Bahn zu brechen, doch im nächsten Augenblick preßten sich beide Hände wieder fest auf den Mund, und das Jubelgelächter erstarb in einem langgedehnten grunzenden Ton.

Die Szenen, die im Tal so schnell aufeinanderfolgten, hatten Pasqual und Hohendorf so sehr in Spannung gehalten, daß sie nicht wenig überrascht waren, als plötzlich ein halbes Dutzend bemalter Navahoekrieger hinter ihrem Rücken auftauchten.

„Der große Zunnihäuptling ist weit von seinem Wigwam", sagte einer der wilden Krieger, sobald er Pasqual erkannt und das erste Erstaunen besiegt hatte. „Er ist früh zur Jagd aufgebrochen und weit gereist. Die Apaches dürsteten nach seinem Blut. Der Zunnihäuptling wird nicht vergessen, daß die Navahoes ihm Rettung brachten; er wird aufhören, sie zu verleumden, und seine und seiner Gefährten Pferde den Navahoes schenken."

„Lebe mein Navahoebruder noch zweimal so lange", entgegnete der Zunni mit einer Würde, die sogar von den übrigen zurückstehenden Kriegern durch ein Murmeln des Beifalls belohnt wurde. „Die Zunnis und die Navahoes sind Nachbarn, aber sie lieben einander nicht; die Navahoes sind zahlreicher, und manche Pferde und Schafe, die auf den Feldern der Zunnis groß geworden, weiden in den grasreichen Schluchten der Navahoes; ich spreche die Wahrheit, meine Zunge ist nicht gespalten, sie verleumdet nicht, und die Navahoes werden meine und meiner jungen Leute Pferde nicht erhalten. Bringe mein Bruder einen älteren, weiseren Krieger, der mit mir sprechen soll, denn meine Zunge weigert sich ihm zu antworten."

Heftiger Zorn flammte in dem wilden Gesichte des Navahoes auf, als er Pasqual so sprechen hörte. Er fühlte sich aber durch die Vorwürfe so sehr getroffen, und seine Achtung vor dem Alter und dem Namen des Häuptlings war so groß, daß er schweigend zurückwich und einem älteren Krieger überließ, die Verhandlung weiter zu führen.



— — und spaltete ihm mit einem einzigen wohlgezielten Schlage seines Beils den Scheitelknochen. (S. 334.)

Ein anderer trat also vor und nahm das Wort: „Ich sehe weiße und schwarze Gesichter in der Gesellschaft des Zunnihäuptlings, soll ich erfahren, auf welche Weise sie hierher gekommen sind?"

„Mein Navahoebruder ist sehr neugierig," entgegnete Pasqual lächelnd, „aber er soll es wissen. Es sind die letzten Überreste von der Familie des weißen Medizinmannes, der im Lande der Navahoes von den Apaches erschlagen wurde."

Ein Ausruf des Erstaunens aller Navahoes folgte dieser Nachricht, und nachdem sie dann eine Weile in flüsterndem Tone beraten hatten, wendete sich der, der zuerst gesprochen, wieder zu Pasqual.

„Der Häuptling der Zunnis hat viele Winter gesehen und ist sehr weise", begann er, und der schon früher geäußerte Hohn trat noch deutlicher hervor. „Kann der große Pasqual mir aber sagen, ob es nicht seine eigenen jungen Leute waren, die auf dem Gebiete der Navahoes, um ihnen zu schaden, den weißen Medizinmann erschlugen und seine Weiber in die Wildnis schleppten? Kann er mir sagen, ob sein weißer Gefährte hier sich nicht bei dem Unternehmen beteiligte? Kann er mir sagen, ob es dort auf dem Fort Freude erregen wird, wenn die Navahoes die Verlorenen zurückbringen und zugleich die, in deren Gesellschaft sie die Verlorenen fanden?"

„Mein Weg, der Weg meines weißen Gefährten, und der Weg dieser Frauen liegt dort", erwiderte Pasqual, mit der Hand gegen Süden deutend. „Aber ich sehe keinen Häuptling, der würdig wäre, mit dem Gobernador der Zunnis zu sprechen. Meine Zunge weigert jeden weiteren Dienst; sie ist gewohnt, zu Männern zu sprechen."

„Dann kommt", versetzte der Navahoe, der jetzt kaum noch vermochte seinen Zorn niederzukämpfen, der aus dem alten Nationalhaß zwischen den beiden Nachbarstämmen entsprang. „Heißt Eure weißen Gefährten folgen, auch das schwarze Weib, und dann kommt, Nintsa-Pesch wird Euch hören!"

Obgleich die Verhandlung zwischen dem Zunni und den Navahoes in spanischer Sprache stattgefunden, so war sie

doch so vielfach mit indianischen Worten und Bezeichnungen durchflochten worden, daß Hohendorf nur einen Teil hatte verstehen können. Er gewann nun wohl die Überzeugung, daß Marthas Leben nicht weiter bedroht sei, aber er erriet auch wieder aus dem Mienenspiel der Navahoes, daß sie nichts weniger als freundliche Gefühle gegen Pasqual und gegen ihn selbst hegten, und daß es von ihrer Seite der größten Vorsicht bedürfe, um sich von den unwillkommenen Beschützern zu trennen.

Im übrigen war er erfreut zu bemerken, daß die Navahoes sich nicht rücksichtslos zeigten. Im Gegenteil, sie gestatteten ihm nicht nur, Martha, auf der Wanderung nach dem Paß, wo sie mit ihrer ganzen Bande zusammenzutreffen beabsichtigten, zu führen, sondern sie wählten auch mit einer gewissen Zuvorkommenheit immer solche Richtungen und Pfade, auf denen der schwache Fuß des hilflosen, erschöpften Mädchens auf die wenigsten Hindernisse stieß.

Nach den vielen bitteren Erfahrungen, die Martha in der letzten Zeit gemacht, verfehlten dergleichen Aufmerksamkeiten von Leuten, von denen sie sie am wenigsten erwartete, nicht, einen wohltuenden Einfluß auf ihre Gemütsstimmung auszuüben.

Schweigend und in sich gekehrt schritt Pasqual unterdessen in der Reihe der Navahoes dahin. Seine Waffen hatte man ihm gelassen, indem man wußte, daß er nie anders, als im höchsten Notfalle Gebrauch davon machte. —

Der Negerin dagegen stellte man es anheim, sich nach eigenem Ermessen, vor oder hinter dem Zuge, der sich allmählich durch das Eintreffen der zerstreuten Krieger vergrößerte, einen Weg zu suchen.

Die arme Maiblume, sie lebte der festen Überzeugung, daß sie jetzt vollständig gerettet seien. Sie weinte, lachte und sang abwechselnd, und erging sich in endlosen Lobpreisungen über ihre „süße Miß Martha, das einzige Kind", das nach ihrer Ansicht so leicht dahinschritt, daß es den felsigen Boden gar nicht berührte. Nur wenn sie an einzelnen gräßlich verstümmelten Apacheleichen vorüberkam, änderte sich ihre Laune wie durch

Zauberschlag; sie begann dann über den Tod ihrer Herrschaft zu weinen und zu klagen, und endigte damit, die „gräßlichen Mörder und Alligators" noch im Tode zu schmähen, bis ein Blick auf Martha sie wieder auf andere Gedanken brachte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Lager der Nevahoes.

Die Sonne senkte sich den westlichen Bergketten zu, und zwar mit einem, durch die niedrigen Dunstschichten erzeugten, rötlichen Schimmer, so daß man hätte meinen mögen, sie habe sich einen Schleier übergeworfen, um die Blutlachen in der Wiese und auf den Felsen nicht immerwährend zu betrachten.

Eine gewisse Ruhe umgab alles, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn ein sonniger Tag sich zu Ende neigt; eine Ruhe, die sich dem beobachtenden und fühlenden Menschen gern mitteilt, und der ganzen Natur, mit allem, was sie belebt, gleichsam den Charakter von Übermüdung nach redlich vollbrachtem Tagewerk verleiht.

Die Schatten auf den westlichen Abhängen und in den Tälern hatten sich verlängert, und reckten und dehnten sich träge immer weiter aus, wie ein müder Schläfer, der eben im Begriff ist, sich die Decke über den Kopf zu ziehen. Die dunkelgrünen Tannen und Zedern auf den Höhen schauten mit ernstem, wehmütigem Ausdruck in die Täler hinab, als wenn sie ihre endlosen Schatten um die bequeme Lage auf dem betauten Rasen beneidet hätten; die jungen harzigglänzenden Blättchen an den Eichen waren zu abgespannt, um, wie sie am Morgen getan, so recht kühn und trotzig in die Welt hinauszublicken; sie hingen wie schlaftrunken an ihren noch weichen, geschmeidigen Stengeln herab, während auf den nahen Pappelweiden sich hin und wieder ein einzelnes Blatt in Bewegung setzte und in zitternder Weise von der einen nach der andern Seite hinübertanzte und dabei lispelnd an ein Nachbarblättchen oder an den nächsten Zweig anschlug.

Kleine und große Fledermäuse jagten in dem noch immer glanzvollen Äther ihrer Beute nach, und zirpten vor Wonne und Lust, als sie die Sonne endlich den Horizont berühren sahen.

Auf dem zerfallenen Wachtturm und in dessen nächster Umgebung, sowie auf der Felswand, die das Tal im Süden begrenzte, saßen ganze Schwärme von Krähen und Geiern. Sie waren weniger übermüdet als übersättigt, oder sie hätten es nicht über sich gewinnen können, noch so lange mit einem verdrießlichen, neidischen Ausdruck auf die Wölfe niederzuschauen, die unten im Tal geräuschlos hierhin und dorthin schlichen, ungeduldig die Nacht herbeiwünschend und mitunter ihr unharmonisches jauchzendes Gekläffe weithin durch die stille Luft erschallen ließen. —

Nahe dem nördlichen Ende des Tales, jedoch weit genug von Fels und Wald, um gegen einen unvermuteten Überfall gesichert zu sein, lagerten die Navahoes. Sie hatten die im Kampfe mit den Apaches verunglückten zwei oder drei Gefährten eingescharrt und durch Anhäufungen von Steinen gegen die Angriffe der wilden Bestien gesichert; die größtenteils nur durch Pfeilschüsse verursachten Wunden waren nach besten Kräften verbunden worden; eine nicht unbedeutende Anzahl von Apachepferden, die sie glücklich genug gewesen in den Nebenschluchten ausfindig zu machen, weidete zusammen mit denen der Zunnis in ihrer eigenen Herde; eine Schar von acht Apacheweibern und vielleicht doppelt so vielen Kindern lag gefesselt und scharf bewacht in geringer Entfernung von ihnen; sie hatten daher allen Grund, mit dem Ausgang ihres Unternehmens zufrieden zu sein, und bei ihrer Rückkehr in die heimatlichen Berge als ruhmgekrönte Sieger und Rächer begrüßt und gepriesen zu werden.

Die Entdeckung der Tochter und der Dienerin des erschlagenen „weißen Medizinmannes" war ein besonderer Glücksumstand, und mehr, als sie je zu hoffen gewagt hätten. Einesteils erwarteten sie reichen Lohn für ihre Zurückbringung, dann aber auch beabsichtigten sie den Verdacht des Mordes und der Entführung auf die Zunnis zu lenken, denen sie

dadurch nicht wenig in der Meinung der weißen Gewalthaber zu schaden glaubten.

Daß das junge Mädchen, die Negerin, sowie auch Hohendorf Zeugnis gegen sie ablegen würden, erwägten sie sehr wohl; sie glaubten aber deren Angaben schwächen zu können, indem sie Pasqual sowohl als auch Hohendorf als Verbündete der Apache bezeichneten.

Allerdings bezweifelten sie nicht, daß die Wahrheit über kurz oder lang aufgeklärt werden würde, doch bei ihrem eigentümlichen Hang zu Lug und Trug, einer natürlichen Folge des Grundsatzes: stehlen als eine Tugend zu betrachten, war es ihnen vorläufig nur darum zu tun, den Lohn einzustecken und den friedliebenden Zunnis Ungelegenheit zu bereiten. Hätten sie geahnt, daß sie in Hohendorfs Person einen Deserteur ausliefern würden, so wäre das noch ein Grund mehr für sie gewesen, auf dem einmal gefaßten Entschluß zu beharren, wenn auch nur, um Pasqual wegen des einem Flüchtling gewährten Schutzes anzuklagen.

Über weitere Folgen für die betreffenden Personen dachten sie nicht nach. Sie waren gewohnt, die Bleichgesichter als ihre Unterdrücker zu betrachten, von denen die nordamerikanischen eingeborenen Stämme ein nie zu sühnendes Unrecht erfahren hatten; was kümmerte es sie daher, ob sie Zwietracht unter ihnen veranlaßten, oder ob der eine oder der andere geopfert wurde?

Hatten sie doch selbst zu viele Beispiele beobachtet, wo die Weißen, um ihre Zwecke zu erreichen, die Rechte von Hunderten, ja von ganzen Nationen in den Staub traten, weil sie es eben auf Grund der dunklern Hautfarbe ungestraft tun zu dürfen glaubten. Warum sollten sie also nicht ebenfalls auf die weiße Rasse als nicht ebenbürtig blicken? —

Als Hohendorf durch Pasqual von den Plänen der Navahoes in Kenntnis gesetzt wurde, konnte er nicht umhin, seine Verwunderung über deren verräterisches Benehmen auszusprechen. Er vergaß nicht, was ihm bevorstand, wenn er zurückgebracht und erkannt wurde, und obgleich er die Hoffnung, von den Kaliforniern befreit zu werden, noch nicht aufgab,

so wagte er doch nicht, über die von jetzt ab einzuschlagende Richtung der Reise zu entscheiden, ohne nicht vorher Marthas Wünsche vernommen zu haben.

Pasqual kämpfte mit allen Kräften gegen eine direkte Rückkehr nach Fort Defiance und versprach alles aufzubieten, sie zu hintertreiben. Er ging noch weiter, und behauptete, Tsana-Tonas Verschwinden sei der beste Beweis, daß ihre Freunde sie nicht aus den Augen verlieren und ihnen in einem günstigen Zeitpunkte beispringen würden. Auch hob er hervor, wie die Aussagen der Navahoes ihm verderblich werden könnten, und Hohendorf selbst dem Unglück gerade in die Arme laufe.

Trotz alledem blieb Hohendorf unerschütterlich. Er wies darauf hin, wie leicht es ihm sei, der Schande zu entrinnen; daß ferner, gegenüber dem Zeugnis von Martha und der Negerin, Pasqual nichts von Verleumdungen zu befürchten habe; daß es aber einzig von Martha abhinge, ob sie den Navahoes gutwillig folgen oder Gelegenheit suchen sollten, sich von ihnen zu trennen.

Als er infolge dieses Zwiegesprächs Martha erklärte, sie könne jetzt unter verhältnismäßig günstigen Bedingungen, ohne weitere Gefahr, und voraussichtlich auch mit angemessener Begegnung von seiten der Navahoes, innerhalb kurzer Zeit nach der Militärstation zurückkehren; er selbst sei ferner bereit, sie so weit zu begleiten, wie es seine eigene Sicherheit gestatte, da brach sie in Tränen aus.

„Seid Ihr meiner schon müde?" fragte sie, Hohendorf die Hand reichend, „oder habt Ihr vergessen, daß ich bereits früher meinen Wunsch äußerte, nicht mehr dahin zurückzukehren, wo ich mit Leuten zusammentreffe, denen ich nicht zu begegnen wünsche?"

„Ihr meint Fetters?" entgegnete Hohendorf, und die Erinnerung an die von dem jungen Sklavenzüchter erlittenen Unbilden trieben ihm das Blut in die Wangen. „Ich glaube kaum, daß Ihr ihn dort noch finden würdet. Bin ich doch lange genug Soldat gewesen, um zu wissen, daß namentlich die jungen Offiziere sehr häufig ihre Garnisonen wechseln. Er wird schon längst nach einem andern Militärposten kommandiert sein."

„Also ohne Barmherzigkeit wollt Ihr mich unter unbekannten, kaltherzigen Menschen zurücklassen?“ fragte Martha schluchzend. „Nun wohl, da Ihr es zu wünschen scheint, so reise ich mit den Navahoes; aber ich verlange dafür, daß Ihr Euch hier von mir trennt und zu Euren Freunden eilt, die am Gila Eurer harren. Die Navahoes werden Euch gern ziehen lassen, wenn Pasqual und ich sie nur begleiten, wodurch ihnen die in Aussicht stehende Belohnung nicht entgeht.“

„O Martha, unaussprechlich teure Martha, urteilt nicht so hart“, versetzte Hohendorf mit bebender Stimme, denn die letzten Worte des jungen Mädchens hatten ihn tief geschmerzt. „Ich will ja nur Euer Bestes; könnte ich Euch mit meinem Leben eine einzige ruhige, zufriedene Stunde erkaufen, so würde ich es mit Freuden hingeben. Glaubt mir, kein unedler Zweck leitete mich, indem ich die Richtung der Reise von Eurer Wahl abhängig machte. Die Schmach, die auf mir lastet, würde Euch nicht unberührt lassen, gelangtet Ihr unmittelbar durch mich wieder in den Bereich der Zivilisation. Nie aber hätte ich zu Euch hiervon gesprochen, böte sich nicht gerade jetzt eine günstige Gelegenheit zu Eurer Rückkehr an den Rio Grande und demnächst nach Eurer Heimat. Seid darum nicht ungerecht gegen mich. Ich erteilte Euch meinen Rat mit Rücksicht auf fremde Vorurteile; Vorurteile, die weder den Armen noch den Schwachen verschonen, und auch Euch nicht unangetastet lassen würden. — Deshalb, nur deshalb drang ich auf unsere Trennung, die ja doch einmal stattfinden muß, und die mir immer gleich schwer, gleich schmerzlich sein wird.“

Leiser und leiser klang Hohendorfs Stimme bei diesen Worten, bis sie zuletzt mehr einem in flüsterndem Tone geführten Selbstgespräch glichen.

„Vorläufig haben wir keine Wahl,“ erwiderte Martha mit mildem, wehmütigem Ausdruck, nachdem sie eine Weile still weinend vor sich niedergeschaut hatte. „Wenn sich aber Gelegenheit bietet, uns von diesen Menschen trennen zu können, dann beschwöre ich Euch, Euch, dem ich mehr als mein Leben verdanke, laßt sie nicht unbenutzt vorübergehen. — Was soll ich noch hinzufügen? Steht Ihr mir jetzt fremder und ferner gegenüber

wie damals, als wir meine arme Mutter in die kühle, einsame Gruft senkten? Oder wie gestern, als Euer Arm mich auf der Flucht vor den schrecklichen Wilden auf den unwegsamen Gebirgspfaden führte? O, soll ich es denn wiederholen, daß ich lieber an der Hand des geächteten Flüchtlings wieder in die kalte, traurige Welt eintreten will, als auf jedem andern Wege?"

Hohendorf fühlte, wie ihm bei diesem kindlich offenen Bekenntnis das Blut zum Herzen drang und ein nie gekanntes, mit süßem Weh gemischtes Entzücken seine Brust erfüllte. Er täuschte sich nicht darüber, daß Marthas Äußerung eben nur die einfachste und am nächsten liegende Deutung zuließ. Daß sie aber der ganzen übrigen Welt gewissermaßen den Rücken kehrte, um sich vertrauensvoll von ihm fernerhin beschützen und leiten zu lassen, das war es, was ihn beglückte und so tief bewegte, daß er längere Zeit hindurch keinem andern Gedanken Raum zu geben vermochte.

„Martha," begann er endlich, des jungen Mädchens Hand ergreifend, die es ihm kurz vorher entzogen hatte, „wie dankbar bin ich Euch für die gütigen Worte und für das Zutrauen, das Ihr mir schenkt. O, geliebte Freundin, Ihr sollt Euch nicht getäuscht haben; und liegt es in der Macht eines Sterblichen, Euch die gezwungene Reise an den Rio Grande zu ersparen, so wird es meinen Freunden und mir gelingen, Euch an den Gila, und von dort an jedes von Euch gewählte Ziel zu führen. Ich fürchte nur, wir werden auf augenblickliche Hindernisse stoßen," fuhr er fort, einen besorgten Blick auf ihre Umgebung werfend, „bezweifle aber nicht, daß auf unsere vereinigten Vorstellungen die Navahoes sich willig zeigen, uns unsere Reise ungestört fortsetzen zu lassen."

„Die Hand Gottes hat sichtbar über uns gewaltet", versetzte Martha, indem sie zwischen Tränen hindurch Hohendorf schwermütig zulächelte. „Er wird uns auch fernerhin beschützen; nur sucht zu verhüten, ich bitte Euch dringend darum, sucht ferneres Blutvergießen zu verhüten, wenn Eure kalifornischen Freunde eintreffen sollten."

In diesem Augenblicke wurde Hohendorf durch Pasqual aufgefordert, sich nach dem andern Ende des Lagers zu

verfügen, wo der Häuptling Nintsa-Pesch und einige seiner älteren Krieger beratschlagend um ein kleines Feuer saßen.

Hohendorf empfahl Maiblume aufs strengste an, nicht von ihrer Herrin Seite zu weichen, und folgte dem Zunni schweigend nach.

Sie wurden nämlich als Gefangene betrachtet, doch war ihre Freiheit nicht insoweit beschränkt, daß sie nicht hätten durchs ganze Lager, ja darüber hinausgehen dürfen; denn unbemerkt aus dem Tal zu entkommen, wäre ihnen ja doch nicht möglich gewesen, selbst auch dann nicht, wenn sie es ernstlich beabsichtigt hätten.

Als Pasqual und Hohendorf an das Feuer traten, wo Nintsa-Pesch ihrer schon harrte, rückten die Krieger dicht zusammen und forderten sie mit höflichen Worten auf, in ihrer Mitte Platz zu nehmen. Ehe sie indessen weitere Unterhandlungen einleiteten, wurden den Ankommenden einige dürre Maishülsen, sowie fein geschnittener Tabak gereicht. Nachdem die Gäste sodann, vertraut mit der allgemeinen mexikanischen Sitte, ihre Zigaretten gedreht und angezündet hatten, hielt Nintsa-Pesch es erst für angemessen, das Gespräch zu eröffnen.

„Mein Bruder, der große Gobernador der Zunnis, ist in meinem Lager willkommen", begann er, indem er seine prächtige wollene Decke in malerische Falten so um sich warf, daß sie seine ganze Gestalt, außer dem rechten Arm und das scharf markierte Adlergesicht, vollständig verhüllte. „Ich hoffe, meine jungen Leute sind dem Zunnihäuptling mit Ehrerbietung begegnet und haben seine weißen Gefährten mit Achtung behandelt."

„Der Häuptling der Zunnis kennt den Unterschied zwischen den Raben und dem Kriegsaar; er spricht nicht mit jenen, wenn er diesen nahe weiß", entgegnete Pasqual mit ernster Würde.

„Bueno!" versetzte Nintsa-Pesch, zu der Schmeichelei beifällig mit dem Kopfe nickend, indem er den Ausdruck von Mißvergnügen zu verbergen suchte, der sich bei dem Vergleiche seiner Krieger mit Raben auf seine dunkelbraunen Züge gestohlen hatte.

Nachdem er sodann mehrere Male den Rauch der Zigarette in seine Lungen eingesogen und durch die Nase in Wolken wieder von sich geblasen hatte, begann er von neuem:

„Ich hoffe, mein weiser Nachbar ist bereit, mit mir auf dem kürzesten Wege nach seiner Stadt zurückzureisen und seine Gefährten bis an die Weiden und Jagdgründe der Navahoes zu begleiten."

„Wir sind dem großen Messer der Navahoes dankbar für die Hilfe, die er uns im entscheidenden Augenblick, wenn auch unbewußt, gewährte", erwiderte Pasqual höflich, aber mit unerschütterlicher Ruhe; „doch mit ihm ziehen können wir nicht; unser Weg liegt in entgegengesetzter Richtung."

„So mag Pasqual seine Stadt auf Umwegen finden und den weißen Gefährten mit sich nehmen; die Frauen dagegen werden die Navahoes begleiten. Nintsa-Pesch ist stark, und starke Männer umgeben ihn. Die Tochter des weißen Medizinmannes und die Frau mit der schwarzgebrannten Haut sind bei den Navahoes sicherer aufgehoben."

„Wer sagt, daß Pasqual die Weiber nicht zu schützen verstände?" entgegnete der Zunni schnell. „Die Tochter des weißen Medizinmannes hat ihren eigenen Willen, sie mag entscheiden, wer fernerhin ihr Beschützer sein soll."

„Haben Weiber eine Stimme im Rate der Männer?" fragte Nintsa-Pesch mit einem Anflug von Hohn. „Wenn die Weiber bei den Zunnis mit im Rate sitzen, so ist es gut; bei den Navahoes gilt nur das Wort der Männer. Die Frauen bleiben bei mir, damit ich sie hinführe, wohin sie gehören, und damit die Abgeordneten des großen Vaters in Washington die Mörder des weißen Medizinmannes ausfindig machen und sie bestrafen; oder fürchtet der Zunni die Nachforschungen der Männer auf dem Fort?"

Die letzten Worte wurden mit einem so eigentümlichen, bezeichnenden Ausdruck gesprochen, daß es weder Hohendorf noch Pasqual entging, daß wohldurchdachte verräterische Pläne dahinter verborgen waren.

Obschon vorbereitet, dergleichen zu vernehmen, zögerte der Zunni doch längere Zeit, ehe er eine Antwort erteilte. Er

sann offenbar darüber nach, wie weit die Folgen der falschen Anklagen wohl reichen würden, die der hinterlistige Navahoehäuptling gegen ihn zu erheben beabsichtigte.

„Kein Zunni hat Grund, sich zu fürchten, sein Antlitz in den Häusern der Weißen zu zeigen“, hob er endlich an; „die Zunnis reiten nur Pferde, die auf rechtliche Weise in ihre Hände gekommen; und die Wolle, aus der sie ihre Decken anfertigen, ist auf dem Rücken von Schafen gewachsen, die sie auf ihren Feldern groß werden sahen. Kann Nintsa-Pesch, mein großer Navahoenachbar, dasselbe von seinem Stamme sagen?“

„Ich kann dasselbe von meinem Stamme sagen“, erwiderte Nintsa-Pesch, einen vor Zorn funkelnden Blick auf den Zunni werfend, der beste Beweis, daß er sich getroffen fühlte.

„So wird Nintsa-Pesch mir die Pferde zurückgeben, die dort unter seiner eigenen Herde weiden.“

„Nur drei der Pferde tragen die Zeichen des weisen Zunnihäuptlings“, versetzte der Navahoe, Pasquals indirekte Frage schlau umgehend. „Wo aber sind die jungen Leute, denen die andern drei Pferde gehören? Haben sie Flügel, daß sie davongeflogen sind?“

„Sie haben keine Flügel und sind nicht davongeflogen. Sie haben weitreichende Büchsen. Sie befinden sich im Gebirge, wo sie nach gangbaren, verborgenen Pfaden forschen, um die geknickte weiße Blume aus dem Bereich der Apaches führen zu können. Das junge Weib hat nicht die Füße eines Kriegers.“

„Die geknickte Blume soll fortan auf dem besten Pferde der Navahoes reiten; ihre Füße sollen den Steinen und Dornen fernbleiben“, bemerkte Nintsa-Pesch mit Bestimmtheit.

„Fragt den weißen Krieger hier an meiner Seite, fragt das weiße Mädchen und fragt die Frau mit der schwarzgebrannten Haut; sie werden Euch antworten: ihr Ziel liege gegen Mittag.“

„Wir reisen an den Gila, wo wir von Freunden erwartet werden“, versetzte Hohendorf, der dem Verlauf des Gesprächs nach besten Kräften gefolgt war und sich plötzlich mit in die

Unterhaltung hineingezogen sah. „Wir danken Euch für den Beistand, den Ihr dem jungen Mädchen bietet, und Ihr sollt für den Dienst, den Ihr uns geleistet, nicht unbelohnt bleiben. Niemand aber von uns wird von der einmal eingeschlagenen Richtung abweichen. Es sei denn, Ihr wendetet Zwang an, wofür man sich auf dem Fort gewiß an Euerem Eigentum schadlos halten würde."

„Die Navahoes dulden nur den Militärposten auf ihrem Gebiete", antwortete Nintsa-Pesch, sein Haupt stolz zurückwerfend. „Die Navahoes sind stark genug, um das Fort mit allen Soldaten verschwinden zu lassen. Sie wollen aber Brüder der Amerikaner bleiben, und darum bringen sie das junge Weib dahin zurück, woher es gekommen. Oder habt Ihr teil an dem Raub genommen, daß Ihr den Abgesandten des großen Vaters in Washington zu entfliehen wünscht? Die Vögel um das Fort sangen verstohlen, sie sangen ein trauriges Lied; es klang wie: ‚Es waren die Zunnis und deren Freunde, die den weißen Medizinmann auf dem Gebiete der Navahoes erschlugen und die Weiber mit sich fortführten.'"

„Kommt", rief Hohendorf jetzt mit Heftigkeit aus, indem er aufsprang und Pasqual am Arm ergriff; „kommt, Ihr seht ja, was sie bezwecken. Verliert keine Worte weiter. Mein Zeugnis und das der Frauen werden hinreichend sein, den falschen Verdacht, der die Zunnis treffen könnte, zu zerstreuen. Kommt und laßt uns zu den Frauen gehen. Sie erwarten uns."

„Mein weißer Freund hat eine schnelle Zunge", bemerkte Nintsa-Pesch mit einiger Verlegenheit, denn er befürchtete, seine Aussagen würden denen Hohendorfs gegenüber in Nichts zerfallen, weshalb er wünschte, dieser möge sich von ihm trennen und ihm vollständig freie Hand lassen. „Mein Freund hat eine sehr schnelle Zunge", wiederholte er mit Nachdruck. „Steht ihm der Weg nicht offen? Kann er nicht gehen, wohin es ihm beliebt? Kann Pasqual ihn nicht begleiten? Was hindert Euch, sogleich aufzubrechen? Der Mangel an Pferden gewiß nicht, denn der große Zunnihäuptling mag die drei Tiere nehmen, die sein Zeichen tragen; oder fürchtet Ihr Euch vor den

Apaches, daß Ihr unter dem Schutze der Navahoes zu bleiben wünscht?"

„Wir bleiben, wo die Frauen sind", entgegnete Hohendorf mit entschiedenem Wesen, denn er bezweifelte nun nicht länger, daß es ihnen ohne fremde Hilfe nie gelingen würde, Martha und die Negerin den Navahoes zu entreißen.

„Gut", versetzte Nintsa-Pesch, und ein grimmiger Ausdruck glitt über seine scharf ausgeprägten Züge. „Gut, so werdet Ihr in unserer Gesellschaft reisen."

Hohendorf hielt es der Mühe nicht wert, noch eine Antwort zu erteilen. Er trat an Pasquals Seite und schritt mit diesem dem andern Ende des Lagers zu, wo Martha ihrer Ankunft ängstlich entgegensah.

Sie waren noch nicht weit gegangen, da vernahmen sie hinter sich ein unterdrücktes, schadenfrohes Lachen. Hohendorf kehrte sich nicht daran; Pasqual aber erriet, daß der hinterlistige, grausame Nintsa-Pesch seinen Kriegern mitteilte, wie leicht es sei, auf der Reise, ohne Aufsehen zu erregen, sich eines unwillkommenen Begleiters zu entledigen.

Als Hohendorf bei Martha anlangte und sich an ihrer Seite niederließ, war es schon so dunkel geworden, daß sie seine Gesichtszüge nicht mehr genau zu unterscheiden vermochte.

Es war ein Glück, denn es würde ihr sonst schwerlich der Ausdruck der bittersten Täuschung entgangen sein, den ihr Beschützer nicht ganz zu verbannen vermochte, und der bei ihr gewiß neue Befürchtungen und Besorgnisse wachgerufen hätte.

Der Abend war milde und warm, künstliche Erwärmungsmittel daher überflüssig, ja sogar unerwünscht; und so saßen die vier Gefangenen denn längere Zeit in der Dunkelheit schweigend beieinander, als wenn jeder sich gescheut hätte, das Wort zu ergreifen, aus Furcht, den Erfolg der Unterhandlung mit dem Häuptling der Navahoes zum Gegenstand ihres Gesprächs zu machen.

Nur einmal fragte Martha, der die anhaltende Ungewißheit zu drückend wurde, ob sie am folgenden Morgen nach dem Gila aufbrechen würden, und als Hohendorf dann antwortete,

daß sie wahrscheinlich gezwungen sein würden, die Navahoes noch eine Strecke zu begleiten, wenigstens so lange, bis sie von den beiden jungen Zunnis und den Kaliforniern gehört hätten, da wußte sie genug. Traurig ließ sie das Haupt auf die Brust sinken, und wie Schreckbilder tauchten vor ihrer Seele auf ihr mutmaßliches Zusammentreffen mit Fetters und der Empfang, der dem Deserteur von seinem früheren Peiniger zu teil werden würde. An sich selbst dachte sie weniger, aber daß ihrem Lebensretter, ihm, der mit der Zärtlichkeit einer Mutter über sie gewacht hatte, sie mit so viel Opferwilligkeit beschützt und ihr stets mit der edelsten Selbstverleugnung gegenübergetreten war, daß ihm das schmachvolle Los eines eingebrachten Flüchtlings bevorstand, das erfüllte ihr Herz mit endlosem Jammer.

Hohendorfs Gedanken reichten nicht so weit; sie betrafen mehr ihre gegenwärtige Lage. Seine Spannung stieg von Stunde zu Stunde, denn in jedem Augenblick glaubte er seine Freunde erscheinen zu sehen, in jedem Geräusch ein für ihn bestimmtes Zeichen zu erkennen. Seine Augen irrten von Feuer zu Feuer, wo die stattlichen, martialischen Gestalten der Navahoes in ihren breitgestreiften Decken verhüllt umherlagen und saßen, und weiterhin, wo die, mit einem gewissen Stumpfsinn in ihr Geschick ergebenen Apacheweiber und Kinder gefesselt in einen Haufen zusammengekrochen waren. Doch nirgends gewahrte er etwas, das auf die Nähe der Befreiung gedeutet hätte; im Gegenteil, es fiel ihm die große Wachsamkeit auf, die offenbar infolge der den Navahoes bekannten Abwesenheit der beiden jungen Zunnis verschärft worden war.

Mit einem Gefühl von Dankbarkeit bemerkte er dagegen die Aufmerksamkeiten, die seiner Gefährtin von seiten der wilden Wüstenreiter erwiesen wurden; sie brachten ihr die besten Speisen, die sie mit sich führten, ebenso Decken, die sie zum bequemen, wärmenden Lager für sie ausbreiteten, nachdem ihr zu Füßen ein Feuer angezündet worden war, das zu unterhalten alsdann der Negerin übertragen wurde.

Pasqual schien vorzugsweise über das Feuer erfreut zu sein, denn er sorgte mit einem sonst an ihm nicht bemerkbaren

Eifer dafür, daß es ununterbrochen so hell brannte, daß die nächste Umgebung, namentlich seine kleine Gesellschaft, von der Beleuchtung getroffen wurde.

„Es geschieht nur, um unseren Freunden den Punkt zu bezeichnen, wo wir uns befinden", flüsterte er Hohendorf zu, als er sich einen Augenblick unbeobachtet glaubte. „Wenn José die Dörfer der Pimos glücklich erreicht hat und mit Euern Freunden zusammengetroffen ist, dann können sie zur Zeit schon in diesem Tale oder doch wenigstens auf den nahen Abhängen sein. Aber ich werde bewacht", fuhr er fort, die Decke über sein Haupt ziehend und sich scheinbar zum Schlaf vor dem Feuer ausstreckend. „Ich werde von scharfen, mißtrauischen Blicken bewacht, und man wird meine Absicht erraten. Übernehmt Ihr es daher, das Feuer brennend zu erhalten. Nicht zu sehr, nicht zu sehr", ermahnte der vorsichtige Häuptling, als er bemerkte, wie Hohendorf mehrere Stücke Holz von dem ihnen zugeteilten Vorrat nahm und in die Flammen warf. „Nicht zu sehr; Ihr müßt Euch den Anschein geben, als spieltet Ihr, um Euch zu zerstreuen, mit dem Feuer. Es erregt dann keinen Verdacht, außerdem erreicht der Holzvorrat zu schnell sein Ende, wenn Ihr so fortfahrt."

Hohendorf verstand Pasquals Absichten und handelte demgemäß, und eine Stunde war noch nicht vergangen, da schliefen Martha und Maiblume so ruhig und mit einem so großen Gefühl von Sicherheit, wie ihnen lange nicht vergönnt gewesen.

Auch Pasqual schlief; er stellte sich wenigstens so, doch hätte Hohendorf nicht sorgfältiger in die Ferne lauschen können, als der Häuptling, der das eine Ohr fest auf die nackte Erde drückte.

Obgleich es im Lager überhaupt nur wenig geräuschvoll zugegangen war, so wurde es allmählich doch stiller und stiller. Die meisten Krieger hatten sich niedergelegt, um nach dem harten Tagewerk die ihnen so nötige Ruhe zu suchen. Nur hin und wieder bemerkte man eine Schildwache, die, fast ganz gehüllt in die malerische Decke, an den niedergebrannten Feuern vorüberglitt oder auch stehen bleibend sich auf die lange Lanze stützte und eine Weile sinnend in die glimmenden Kohlen stierte.



Es überraschte ihn doppelt, einen Pfeil zu bemerken, der mit der Spitze in dem Aschenhaufen steckte, und an dessen schlankem Schaft die kleinen Flämmchen schon hinaufzuzüngeln begannen. (S. 355.)

Die gefangenen Apaches rührten sich nicht. Man hatte ihnen so viel Fleisch von einem erschossenen Pferde verabreicht, wie nötig war, um ihren Hunger zu stillen, und sie schienen, nachdem sie sich gesättigt, gänzlich gleichgültig gegen ihre gegenwärtige Lage und gegen das zu sein, was ihrer vielleicht noch harrte. Man hätte sie für einen Haufen Toter halten können, wenn nicht zuweilen kurze Klagetöne laut geworden, die mutmaßlich durch eine zu fest angezogene Schlinge ausgepreßt wurden.

Auch das Trappeln der Pferde wurde leiser. Sie hatten in dem fetten Grase reichlich Nahrung gefunden und lagen jetzt größtenteils umher, oder standen auch, mit den Köpfen im Halbschlummer nickend, wobei sie nicht unterließen, von Zeit zu Zeit behaglich zu stöhnen und auf diese Weise ihr Wohlbefinden an den Tag zu legen.

Hohendorf hörte alles und sah auch, was in der Nähe der sich immer mehr verdunkelnden Feuer vorging. Die Spannung, mit der er anfangs einem Einschreiten seiner Freunde entgegengesehen, hatte nachgelassen, denn die Nacht war schon zu weit vorgerückt, um jetzt noch zu dergleichen Hoffnungen zu berechtigen. Wie hätten sie es auch anfangen sollen, eine Bande von wenigstens achtunddreißig Kriegern, die beständig auf ihrer Hut waren, zu überlisten? Und am folgenden Tage war es ja zu spät, da sie schon in aller Frühe aufbrechen und den Jagdgründen der Navahoes zuziehen sollten. — Was war Marthas Los, wenn sie ihres Beschützers, der es am aufrichtigsten mit ihr meinte, beraubt wurde? Was sollte er selbst beginnen, wenn man ihn mit Gewalt seinen Peinigern wieder überantwortete?

Diese und andere Gedanken jagten sich also bei Hohendorf, als er abwechselnd auf seine sanft schlummernde Gefährtin und auf die in nächtliches Dunkel gekleidete und nur spärlich beleuchtete Umgebung blickte.

Düsterer und trostloser, wenn auch vorübergehend furchtbarer, als jetzt, war ihm die Zukunft noch nie erschienen, doch was ihn am meisten, am schmerzlichsten berührte, das war die voraussichtlich baldige, vielleicht schmachvolle Trennung, eine

Trennung auf ewig von ihr, die seit ihrem letzten Zusammentreffen, trotz der auf sie einstürmenden furchtbaren Ereignisse, sein einziges Lebensglück ausgemacht hatte.

„Mit welchem Recht trauere ich über die bevorstehende Trennung“, sagte er mit halblauter Stimme vor sich hin, indem er, wie um sich zu ermannen, mit heftiger Bewegung in der Kohlenglut schürte. „Meine Anmaßungen scheinen zu wachsen“, fuhr er, sich selbst gleichsam verspottend, fort; „vor wenig Tagen erst kannte ich nur den Wunsch, ihr zu dienen, mein Leben ihrer Rettung zu weihen“, — und er schürte das Feuer, daß die Funken hoch emporwirbelten.

Plötzlich schlug etwas zwischen den glimmenden Holzstücken auf und verursachte, daß Asche und Kohlen weit umherspritzten. Anfangs glaubte er, das Geräusch sei durch Feuchtigkeit bergendes, zerspringendes Holz verursacht worden. Es überraschte ihn daher doppelt, einen Pfeil zu bemerken, der mit der Spitze in dem Aschenhaufen steckte, und an dessen schlankem Schaft die kleinen Flämmchen schon hinaufzuzüngeln begannen.

Er erschrak, denn er vermutete natürlich, ein das Lager umschleichender Apache habe das Geschoß abgesendet, und war eben im Begriff, das Feuer auseinanderzureißen und sich zurückzuziehen, als er Pasquals bekanntes leises Zischen vernahm. Er blickte zu ihm hin und gewahrte dessen braune Hand, die unter seiner Decke hervorlugte und mit dem Vorderfinger auf den brennenden Pfeil wies.

Hohendorf verstand des Häuptlings Absicht, fürchtete aber die scharfen Augen der Navahoes. Er ergriff daher einige der ihm zur Hand liegenden dürren Reiser, warf sie schnell auf die Glut, und während er sie mit der linken Hand auftürmte, zog er den Pfeil mit der rechten durch die Asche nach sich, so daß das Feuer an ihm verlöschte.

„Es ist ein Apachepfeil“, flüsterte er Pasqual zu, indem er das Haupt wie zum Schlaf auf seine Knie stützte und das vor ihm auf dem Boden liegende Geschoß aufmerksam betrachtete. „Es ist ein Apachepfeil, dem, wie noch deutlich an dem angebrannten Ende zu sehen ist, die Spitze abgeschnitten wurde.“

Pasqual warf sich verschlafen grunzend auf die andere Seite, Hohendorf vernahm aber deutlich die versteckten Worte: „Ein Zunnipfeil hätte zum Verräter werden können; Tsana-Tona hat ihn abgeschossen; prüft den unteren Teil des Schaftes, es müssen Zeichen auf demselben eingeschnitzt sein. Laßt das Holz fortbrennen bis an die Zeichen und schiebt mir unbemerkt den Rest des Schaftes zu."

Hohendorf, den bei diesen Worten neues Leben durchströmte, stellte seinen Fuß auf das angebrannte Ende des Pfeiles und begann ihn mit unmerklicher Bewegung hin und her zu rollen, wobei sein Haupt sich, wie vor Übermüdung, immer tiefer neigte und seine Blicke mit ängstlicher Spannung nach den angedeuteten Zeichen suchten.

„Kein Zeichen auf dem Holz", flüsterte er endlich, indem er seine Worte hinter heftigem Husten verbarg, als wenn der ätzende Rauch des glimmenden Holzes in seine Lungen eingedrungen wäre. „Außer den gewundenen Blutrinnen, die mit scharfem Stein in den Schaft gerissen wurden, ist keine Verletzung des Holzes durch ein Messer sichtbar; nein, nichts ist sichtbar, von der Spitze bis zu den Federn."

Ein schwacher Ausruf des Erstaunens entschlüpfte hier seinem Munde. So vorsichtig er sich auch bis jetzt benommen hatte, so war er doch nicht Herr genug über sich geblieben, seine freudige Überraschung bei einer wichtigen, unvermuteten Entdeckung zu unterdrücken. Er sah den großen Fehler, den er dadurch begangen, indessen gleich ein, und suchte ihn wieder gutzumachen, indem er, ohne seine Stellung zu verändern, den Pfeil durch eine Bewegung seines Fußes unter sich schob.

Es war die höchste Zeit, diesen glücklichen Gedanken auszuführen, denn der Pfeil war kaum aus dem Bereich des Lichtes verschwunden, da stand auch schon ein wilder Navahoekrieger vor dem Feuer und ließ seine forschenden Blicke von einem Gegenstand zum andern gleiten.

Hohendorf bebte und glaubte entdeckt zu sein, hatte aber Geistesgegenwart genug, seine Stellung nicht zu ändern.

„Mein weißer Bruder scheint an bösen Träumen zu leiden", begann der Navahoe, nachdem er sich überzeugt, daß Pasqual

fest schlief und kein verdächtiger Umstand Hohendorf zu dem Ausruf veranlaßt hatte. „Mein weißer Bruder muß seine Zunge auch im Schlafe fesseln können oder er wird seine Gefährtin stören. Apaches umschleichen das Lager, sie werden der ungefesselten Zunge ihre Pfeile zuschicken."

Hohendorf sah wohl ein, daß der Navahoe zu dieser Ausrede seine Zuflucht nahm, um erneuerten derartigen Kundgebungen, denen er mißtraute, vorzubeugen. Er blickte daher verschlafen zu dem Sprechenden auf und bat ihn, seine Worte zu wiederholen.

Obgleich wenig bewandert in den Verstellungskünsten der Indianer, gelang es ihm in diesem Falle doch, den Navahoe zu täuschen, denn dieser wiederholte keineswegs, was er schon gesprochen, sondern ermahnte ihn nur, sich niederzulegen und sich durch Schlaf für den Marsch des folgenden Tages zu stärken, worauf er seine Decke dichter um sich zusammenzog und in der Richtung nach der Herde hin in der Dunkelheit verschwand.

Durch diesen Zwischenfall vorsichtig gemacht, wartete Hohendorf so lange, bis er die Schildwache weit genug glaubte, um nicht mehr so genau beobachtet werden zu können, und zog dann den Pfeil wieder hervor.

Behutsam schob er die angebrannte Spitze ins Feuer und ließ, wie das trockene Holz aufflammte und in Asche zerfiel, den Schaft allmählich nachfolgen. Alle diese Bewegungen hatte er auf das Geschickteste mit den Füßen ausgeführt; als aber das Feuer die Federn beinahe erreichte, streckte er die Hand aus, wie um die Kohlen von neuem zu schüren, nahm den letzten Rest des Schaftes und begann die drei Federn langsam von dem Holze zu trennen. Kaum hatte er aber die letzte Feder, die auf beiden Enden mittels feiner Sehnen an das Holz geheftet gewesen, auf dem einen Ende gelöst, so rollte sich unter seinen Händen ein schmaler Papierstreifen auf, der sorgfältig unter den Federn durchgeschoben und um den Schaft gewickelt worden war.

Der Anblick des Papiers allein war hinreichend, ihn mit Entzücken zu erfüllen, denn es konnte ja nur ein Weißer sein,

der ihm auf diese Art eine Nachricht zukommen ließ. Seine Mutmaßungen fand er bestätigt, als er den Papierstreifen auseinanderrollte und ihm sogleich die Unterschrift R. Andree in die Augen fiel.

Nicht ohne Mühe entzifferte er dann die Worte, die offenbar in der Dunkelheit mit einem Bleistift geschrieben worden, und für ihn und Pasqual Verhaltungsmaßregeln bei dem in Aussicht stehenden Befreiungsversuch enthielten.

„Morgen in der Frühe werdet Ihr durch den Paß ziehen. Haltet Euch mit Pasqual und den Frauen zusammen; sucht vereinigt an der Spitze oder am Ende des Zuges zu reiten. Seid zum Kampfe bereit, aber vermeidet Blutvergießen. R. Andree.“ So lauteten die Worte, die auf dem Zettel standen, und die Hohendorf immer und immer wieder las, als ob er sich gar nicht von der Wirklichkeit habe überzeugen können.

In dem Maße nun, wie seine freudige Zuversicht auf Befreiung wachgerufen war, schien auch seine Umsicht und ruhige Überlegung zugenommen zu haben; denn wohl wissend, ein einziges unvorsichtiges Wort oder eine zweideutige Bewegung könne die so sorgfältig eingeleiteten Pläne scheitern machen, beherrschte er sich so sehr, daß selbst der schlaueste Indianer bei seinem Anblick nicht zu dem Verdacht verleitet worden wäre, es sei überhaupt eine Änderung in seiner Gemütsstimmung eingetreten. Und eine Änderung war eingetreten, eine Änderung, die um so krasser, weil sie so plötzlich, so unvermutet stattgefunden hatte, und weil sie erst dann hervorgerufen worden war, nachdem er die letzte Hoffnung beinahe aufgegeben und trübe und niedergeschlagen in die Zukunft schaute.

Gern hätte er dem jungen Zunni, der ihm so geschickt den mit der Nachricht versehenen Pfeil zugesendet, eine Antwort oder vielmehr ein Zeichen des Einverständnisses gegeben. Es beruhte indessen zu viel auf der Geheimhaltung der Anwesenheit der Kalifornier, und die Navahoes verrieten eine zu große Wachsamkeit, als daß er es hätte wagen mögen, ihrer aller Geschick eben von dem sehr zweifelhaften Gelingen des Antworterteilens abhängig zu machen. Außerdem mußte er auch annehmen, daß derjenige, der den Pfeil abgeschossen, sich noch

immer in der Nähe befinde, wenigstens nahe genug, um seine und Pasquals Gestalt beobachten zu können, und bedurfte es dann von seiner Seite keines besondern Zeichens mehr.

Nicht geringe Schwierigkeiten verursachte es ihm, unter den Augen der ruhelosen Schildwachen Pasqual die nötigen Mitteilungen zu machen. Aber auch damit kam er zustande, indem er sich neben das Feuer hinwarf und, das Gesicht dem Boden zugekehrt, dem scheinbar schlafenden Gefährten die ganze Entdeckung in flüsterndem Ton erzählte.

„Ich wußte es, daß sie nicht ruhen würden!“ war die einzige Antwort, die Hohendorf erhielt, und bald darauf war es so still bei dem Feuer, als wenn der Schlaf schon seit Stunden ihre Gedanken gefesselt und in das Reich der Träume geführt hätte. Doch nur Martha und Maiblume schliefen wirklich; erstere vor Erschöpfung, die Negerin dagegen wie jemand, den keine Sorgen mehr drücken, und dem die Zukunft rosenfarbig entgegenlächelt. Schnarchend und in langgedehnten regelmäßigen Zügen entrang sich der Atem ihrer breiten Brust, und an den kaum verständlichen Ausrufen, die sie hin und wieder in gurgelndem Tone hervorbrachte, und die beständig ihre „süße einzige Miß Martha“ oder die „blutdürstigen Alligators“ betrafen, ließ sich leicht erkennen, daß, wachend oder träumend, nur ein Gedanke ihre Seele erfüllte, der Gedanke an das Wohlergehen ihrer jungen Herrin.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Zweikampf.

Schon in aller Frühe hatten sich die Navahoes reisefertig gemacht. Ihre Pferde standen gesattelt und bepackt umher und harrten der Reiter, die zu tragen sie bestimmt waren; die Gefangenen, mittels langer Leinen an die Pferde gefesselt, kauerten getrennt voneinander, und zwar so, wie sie den Kriegern zur Bewachung übergeben worden, und ein Trupp von fünf Reitern hatte sich schon

auf den Weg nach der nördlichen Schlucht begeben, um dort die Umgebung auszukundschaften und sich von ihrer Sicherheit zu überzeugen. Hatten die Apaches auch furchtbar gelitten, so konnte man doch nicht wissen, ob der Kriegslärm nicht entfernter lebende Banden herbeigezogen habe, ob nicht von diesen hinterlistige Angriffe vorbereitet worden seien, und war daher eine solche Vorsichtsmaßregel vollkommen gerechtfertigt.

Die kurze Zeit der Dämmerung war schon eingetreten; die Feuer flackerten aber noch lustig, jedoch weniger, um Helle zu verbreiten, als um die letzten Minuten des Aufenthaltes im Lager auf behagliche Weise zu verbringen. Gruppenweise sah man daher die Navahoes die mit den letzten Resten des am vorhergehenden Abend eingesammelten Holzvorrates genährten Flammen umstehen. Hier noch ein Stückchen Fleisch röstend, dort eine Zigarette anzündend, oder auch, da die kühle feuchte Morgenluft künstliche Wärme überaus erwünscht machte, abwechselnd die eine oder die andere Seite ihrer wenig bekleideten Glieder dem Feuer zukehrend.

Wohin man aber auch blicken mochte, überall war auf den braunen wilden Physiognomien ein Zug größter Zufriedenheit zu erkennen, der vielleicht ebensosehr daraus entsprang, daß man wirklich wieder nach den heimatlichen Weiden und Jagdgründen aufbrach, als auch aus dem Bewußtsein, alle nur denkbaren Vorteile aus dem blutigen Kriegszug gewonnen zu haben.

Nirgends gewahrte man dagegen laute Ausbrüche der Freude. Einesteils mochten die stattlichen, phantastisch geschmückten Krieger dergleichen unter ihrer Würde halten, dann aber auch vermieden sie augenscheinlich jedes überflüssige Geräusch, aus Gewohnheit und weil sie sich eben noch auf dem Kriegspfade befanden.

Allerdings ruhten zuweilen die Augen des einen oder des andern längere Zeit mit triumphierendem Blitzen auf den Pferden, die sie von ihren Feinden erbeutet und aus entfernteren Schluchten herbeigetrieben hatten, oder auf den Gefangenen, die zu Sklaven bestimmt waren, doch störte sie

das nicht in ihrer Unterhaltung, die scheinbar wenig lebhaft mit halblauter Stimme geführt wurde.

Vor Pasquals Feuer ging es ebenso still zu. Auch hier standen alle gerüstet, in jedem Augenblick die für sie bereitgehaltenen Pferde besteigen zu können, und erfreuten sich der wohltuenden Wärme, die der mächtige Gluthaufen in ihrer Mitte ausströmte.

Martha war tief betrübt; sie trauerte, weil sie gezwungen war, nach dem Fort zurückzukehren. Daß aber auch Hohendorf gegen seinen Willen dahin geschleppt wurde, wo seiner ein feindliches Geschick harrte, das erfüllte sie mit bitterem Schmerz. Mehrfach, seit sie am frühen Morgen erwachte, hatte sie versucht ein Gespräch, seine und ihre Zukunft betreffend, mit ihm anzuknüpfen, doch waren ihr dann stets, wenn auch liebreiche, doch ausweichende Antworten zu teil geworden, so daß sie fest glaubte, er wünsche eine Unterhaltung zu vermeiden, die seine eigene düstere Zukunft berühre. Sie schwieg daher ebenfalls und beobachtete mit ängstlicher Besorgnis seine ernsten Züge, hinter denen so viel Kummer, so viele getäuschte Hoffnungen zu wohnen schienen. Sie ahnte nicht, daß Hohendorf sich fortwährend in einer fieberhaften Spannung befand, weil er eben wußte, daß schon in der nächsten Stunde über ihr Geschick entschieden werden würde, und beachtete kaum die getreue Negerin, die harmlos plaudernd vor dem Feuer kniete und sich die größte Mühe gab, durch scherzhafte Bemerkungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

Auch in Pasquals unveränderlichem Gesicht lag für Martha nichts Beruhigendes, denn beide Männer hüteten sich wohlweislich, Andeutungen fallen zu lassen, die ein unbedachtsames Wort, ein einfaches Lächeln oder einen frohlockenden Blick hervorrufen und dadurch so leicht ihre geheimen Hoffnungen und Aussichten zertrümmern konnten.

Nachdem übrigens die Nacht ohne Störung verstrichen war, hatten die Navahoes viel von dem Mißtrauen verloren, das die Abwesenheit der beiden jungen Zunnis so lange wach gehalten hatte. Sie schienen jetzt an nichts weniger zu denken, als an einen Befreiungsversuch ihrer Gefangenen, um so mehr,

als in weitem Umkreise keine Eingeborenen lebten, die, obschon den Navahoes feindlich gesinnt, zu einem solchen Unternehmen ihre Hand hätten leihen mögen.

Ungefähr eine Stunde, nachdem die fünf Kundschafter sich entfernt hatten, gab Nintsa-Pesch das Zeichen zum Aufbruch. Die Krieger sprangen zu ihren Pferden, um sich zu ordnen; einzelne ritten zu den geraubten Pferden, um mit diesen voraufzuziehen, während andere sich mit den gefangenen Apaches beschäftigten, und es waren in der Tat noch keine fünf Minuten verstrichen, als die ganze Gesellschaft reisefertig war und sich langsam in Bewegung setzte.

Trotzdem Hohendorf und Pasqual nur gelegentlich durch ein wie zufällig hingeworfenes Wort miteinander beraten durften, so handelten sie doch vollkommen im Einverständnis. Sie arbeiteten vereinigt daraufhin, ebensowenig an die Spitze des Zuges, wie in die Mitte zu gelangen, sondern die Karawane zu beschließen und so ihren Freunden Gelegenheit zum Einschreiten zu geben.

Wenn Hohendorf in früheren Zeiten Martha mit der größten Sorgfalt aufs Pferd geholfen und für die Bequemlichkeit ihres Sitzes Sorge getragen hatte, so schienen seine freundlichen Vorkehrungen an diesem Tage gar kein Ende nehmen zu wollen. Bald zu weit nach vorn, bald zu weit nach hinten lag der Sattel, und die letzten Nachzügler waren schon im Begriff, das Lager zu verlassen, als er noch immer schnallend und knüpfend bei den Pferden stand.

Nintsa-Pesch beobachtete die Zögerung mit gleichgültigen Blicken. Es kam ihm nicht in den Sinn, sie einem durchdachten Plane zuzuschreiben. Er glaubte eben nur, die Gefangenen wollten dadurch ihren Widerwillen, mit ihm zu ziehen, an den Tag legen, und ritt zu ihnen heran, um sie zur Eile zu treiben.

„Der weise Zunni ist alt“, begann er mit bedauerndem Tone, zu Pasqual gewendet, der noch auf der Erde saß und die Riemen an seinen Mokassins fester anzog; „er ist zu alt, um weite Reisen zu unternehmen; er kann den jungen Kriegern nicht mehr folgen; er tut besser, in seinem Wigwam zu bleiben und auf die Bestellung seiner Felder zu achten.“

„Mancher Winter ist über mein Haupt hingezogen“, erwiderte Pasqual milde, denn er fühlte, der Navahoe wolle ihn durch die spöttische Bemerkung veranlassen, seine Vorkehrungen zu beschleunigen. „Wenn der Baum alt wird, dann verdorrt er; die schwanke Weide biegt sich, nicht aber der hundertjährige Hickorystamm.“

Ein Zug von Mißvergnügen glitt über das braune Gesicht des Navahoes, als er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, und er wendete sich zu Hohendorf, der jetzt an dem für ihn selbst bestimmten Pferde beschäftigt war.

„Die Gefährtin meines weißen Bruders wird von den Apaches geraubt werden, wenn er sich zu weit hinter meinen jungen Leuten zurückhält“, rief er ihm zu, indem er mit stolzer Bewegung auf die letzten Reiter wies, die schon gegen fünfzig Schritte weit vom Lager entfernt waren.

„Wir befinden uns unter dem starken Schutz Nintsa-Peschs,“ versetzte Hohendorf schnell, „kein Apache wird uns anzugreifen wagen, so lange der gefürchtete Kriegshäuptling der Navahoes in unserer Nähe weilt.“

Nintsa-Pesch neigte zu der Schmeichelei herablassend, aber kaum merklich sein Haupt, warf den unter seinem rechten Arm niederhängenden Zipfel der prachtvollen Decke über die linke Schulter und harrte geduldig, bis auch Pasqual sein Pferd bestiegen hatte. Nachdem er sodann Martha und die Negerin angewiesen, vorauszureiten, drängte er sein Pferd zwischen die des Zunnis und Hohendorfs, als wenn er sie hätte hindern wollen, sich miteinander zu beraten, und suchte dann, indem er das eigene Pferd zur Eile spornte, auch den Schritt der andern zu beschleunigen.

Sein Verfahren hatte die beabsichtigte Wirkung, und da seine beiden Gefährten es nicht wagen durften, ihre Pferde in auffälliger Weise zurückzuhalten, so verminderte sich der Zwischenraum, der sie von den Letzten der Bande trennte, zu Hohendorfs Verdruß sehr schnell, und es ließ sich berechnen, daß sie sie wohl schon in der Mitte des Passes einholen würden.

Es war nunmehr so weit Tag geworden, daß man auch in

größeren Entfernungen die Gegenstände ziemlich genau zu unterscheiden vermochte. Die schroffen Felsmassen, die den Paß bildeten, lagen öde und nackt da; nur an ihrem Fuße erhob sich die schlanke Douglastanne zu einer bedeutenden Höhe, während an den Abhängen und auf den plateauähnlichen Abflachungen verkrüppelte Zedernbäume und die unscheinbare Frémonttanne mit kandelaberförmigen Kakteen und den langgereckten Blütenstöcken der Agave abwechselten, das Gestein jedoch nur sehr spärlich bedeckten.

Hohendorf blickte verstohlen hinauf; er hatte keine Ahnung davon, wo sich seine Freunde versteckt hielten; und war er auch begierig, etwas Näheres darüber zu wissen, so pochte das Herz ihm doch vor Spannung und Furcht, die Mündung einer Büchse, den kleinsten Teil eines menschlichen Gliedes oder auch nur eines Kleidungsstückes der im Hinterhalt Liegenden zu erkennen, was den scharfen Augen der Navahoes dann am allerwenigsten entgangen wäre.

Auf den Höhen blieb es aber so öde und tot, als wenn sie noch nie ein menschlicher Fuß betreten habe.

„Die Apaches sind zerstreut und davongeflogen, wie dürre Blätter vor dem Herbstwind", sagte Nintsa-Pesch, zu Hohendorf gewendet, dessen forschende Blicke ihm nicht entgangen waren, die er aber ganz anders deutete. „Sie sind davongeflogen oder liegen modernd umher; mein weißer Bruder braucht die Hunde nicht mehr zu fürchten; er sagte ja selbst, er fühle sich sicher unter dem Schutz des großen Messers der Navahoes."

„Wer sagt, daß ich mich fürchte?" fragte Hohendorf, sein Pferd anhaltend, eine Bewegung, die Pasqual, wie in Gedanken versunken, sogleich nachahmte.

„Der weiße Jäger hat ein großes Herz", entgegnete der Navahoe und ließ seine Peitsche auf die Pferde seiner Begleiter fallen; „es darf aber nicht größer sein, als sein Kopf. Dort reiten meine jungen Leute; wir dürfen sie nicht aus den Augen verlieren."

Die letzten Navahoes befanden sich in der Tat schon in dem Paß und bogen gerade um eine Felsenecke herum, wodurch

sie den Blicken der Nachfolgenden entzogen wurden, als Nintsa-Pesch diese Bemerkung machte. Fürchtete er nun einen hinterlistigen Angriff von seiten Pasquals und Hohendorfs, oder fühlte er sich im Tale nicht gegen die Pfeile vereinzelt umherstreifender Apaches gesichert, genug, er trachtete danach, sich mit seiner Bande zu vereinigen, wünschte aber dabei dem Zunnihäuptling gegenüber keine Blöße zu zeigen.

„Der große Kriegshäuptling der Navahoes scheint besorgt um sein Leben, besorgter als seine Gefangenen", versetzte Hohendorf, der seine Aufregung kaum noch zu bemeistern vermochte und um jeden Preis eine Zögerung eintreten lassen wollte, weil er sich eben einbildete, was geschehen solle, könne nur in der südlichen Mündung der Schlucht geschehen. Im nächsten Augenblick erkannte er aber schon, daß er im Eifer zu weit gegangen sei und dem Navahoe einen Blick in seine Gedanken gestattet habe. Derselbe richtete nämlich seine schwarzen, durchbohrenden Augen fest auf ihn, und indem er dann abermals die Peitsche gegen die beiden neben ihm hinschreitenden Pferde gebrauchte, rief er aus:

„Ist der weiße Jäger ein Fuchs geworden, daß er einen Navahoe zu überlisten denkt? Seiner Gefährtinnen Ziel sind die Dörfer der Navahoes; mag er selbst mit dem Gobernador der Zunnis umkehren, der Weg ist offen; aber die Weiber ziehen dahin, wohin ich sie führe!"

Hohendorf blickte auf Pasqual, der noch keine Miene gemacht hatte, sich an der Unterhaltung zu beteiligen, und mit dem Ausdruck größter Gleichgültigkeit den Schritt seines Pferdes nach den Bewegungen des Navahoes abmaß. Durch des Zunnis Benehmen darauf hingewiesen, hielt er es jetzt ebenfalls für geraten zu schweigen, aus Besorgnis, Nintsa-Peschs Mißtrauen zu verstärken. Er konnte indessen nicht umhin, zu entgegnen, daß er trotz aller Navahoehäuptlinge in der Nähe der Frauen auszuharren gedenke, eine Antwort, die jener nur mit einem stolzen Hohnlächeln und durch vergrößerte Eile lohnte.

Sie waren eben im Begriff, in den Paß einzubiegen, als das Getrappel von galoppierenden Pferden sie plötzlich veranlaßte, rückwärts zu schauen.

Nintsa-Pesch glaubte anfangs, es seien einige der eigenen Leute. Er erkannte aber kaum einen Trupp von acht berittenen, mit Revolvern und Büchsen bewaffneten Mexikanern, die mit dem Ausdruck feindlicher Absichten, von dem westlichen Rande des Tales her, auf ihn einstürmten, wohin sie während der frühen Morgenstunden unentdeckt gelangt waren, als er auch seinen Tomahawk aus dem Gürtel riß und mit lautem Kriegsruf gegen Pasqual schwang.

Der Zunni mußte aber einen derartigen Angriff erwartet haben; denn ehe noch die gefährliche Waffe mit tödlicher Gewalt niedersank, riß er heftig am Zügel seines Pferdes, so daß sich dieses hoch aufbäumte und ihn durch einen Seitensprung aus dem Bereich des wütenden Kriegers brachte.

Die Bewegungen der beiden Häuptlinge waren so unvermutet ausgeführt worden, daß Hohendorf kaum Zeit blieb, sich zwischen Martha und Nintsa-Pesch aufzustellen. Er schnitt letzterem dadurch den Weg zu seinen Kriegern ab, gleichzeitig aber wandte er die Gefahr von dem jungen Mädchen ab, das fast erstarrt vor Schreck und mit dem Ausdruck des Entsetzens bald auf die heranstürmenden Mexikaner, bald auf Hohendorf und die beiden Häuptlinge blickte.

„Richte das große Messer der Navahoes seine Augen dort hinauf, ehe er seinen Tomahawk zum zweiten Male erhebt“, rief Pasqual, indem er mit der rechten Hand nach dem nahen westlichen Felsabhang hinaufdeutete. „Hat Nintsa-Pesch mehr als ein Leben zu verlieren, oder will er seine Krieger erschießen lassen und mit leeren Händen in die Heimat zurückkehren?“

Die Ruhe Pasquals, die auf keine geringen Hilfsmittel schließen ließ, schien dem Navahoe plötzlich seine Überlegung wiedergegeben zu haben. Die mit dem Tomahawk bewaffnete Faust glitt an seiner Seite nieder und mit blitzenden Augen, wie ein Tiger, der in eine Fanghöhle gestürzt ist, schaute er nach allen Seiten, um die Größe der ihm drohenden Gefahr zu ermessen oder sich ein Opfer für seine Wut auszuwählen.

Seine Augen folgten der von Pasqual angedeuteten Richtung, und seine Zähne knirschten vor Grimm, als er den Grund

bemerkte, warum seine Krieger nicht auf seinen Ruf herbeigeeilt waren.

Es hatten sich nämlich auf dem Vorsprunge, der die Ecke in dem Paß bildete, eine Anzahl von Männern erhoben, die ihm selbst zwar den Rücken zukehrten, dafür aber die Mündungen ihrer schußfertigen Büchsen den Navahoes entgegenhielten, die, auf den Ruf ihres Häuptlings, in die Mündung der Schlucht zurückeilen wollten.

Tsana-Tona und José befanden sich ebenfalls in dem Hinterhalt, und diesen gelang es leicht, die erstaunten Navahoes zu überzeugen, daß jeder, der versuchen würde, unten an dem Felsabhange vorbeizuschlüpfen, oder seine Reise fortzusetzen, des Todes sei, während im entgegengesetzten Fall niemand, weder an Gut noch Leben, gefährdet werden würde.

Bei Vorschlägen, die ein Dutzend Büchsen unterstützten, wurde den überlisteten Kriegern die Wahl nicht schwer. Sie ergingen sich wohl in wilden Schmähungen und drohendem Kriegsgeheul, doch niemand wagte sich dem Vorsprung zu nähern, wo sie sicheres Verderben vor Augen hatten.

Nur einer der Schützen, dem es gelungen war, sich auf dem Vorsprung in liegender Stellung der Wachsamkeit der Späher zu entziehen, hatte Nintsa-Pesch das Gesicht zugewendet, und gab zu verstehen, von oben herab zu ihm sprechen zu wollen. Es war Robert Andree, der auf die erste Nachricht von der Bedrängnis seiner Freunde sogleich Anstalt getroffen hatte, ihnen Hilfe zu bringen, und allerdings zu spät gekommen wäre, sie aus den Händen der Apaches zu retten, aber doch rechtzeitig eintraf, sie den Navahoes zu entreißen.

Außer Tsana-Tona und José umgaben ihn nur seine eigenen Leute und Gefährten, da die friedliebenden Pimos sich geweigert hatten, ihre Waffen gegen einen Feind zu erheben, der sie später dafür wieder heimgesucht haben würde. Dagegen hatten sie bereitwillig die Sorge für die Herden auf einige Tage übernommen, was Robert in den Stand setzte, den größten Teil seiner eigenen Leute bei sich zu behalten.

Erst am späten Abend waren sie in der Nähe des vereinsamten Wachtturmes angekommen, wo sie auf Tsana-Tona

stießen, der ihnen die letzten Ereignisse mitteilte und zugleich die Mittel und Wege angab, die Gefangenen aus den Händen der Navahoes zu befreien.

Auf seinen Rat teilte sich die Gesellschaft in zwei Trupps, von denen einer in dem südlichen Paß bis gegen Morgen harrte, während der andere die Pferde unter der Obhut der Kameraden zurückließ und darauf auf weitem Umwege mühsam an der schroffen Taleinfassung hinkletternd, sich auf den bezeichneten Vorsprung begab.

Nichts lag den Navahoes ferner, als der Gedanke, daß sie außer den Apachen auch noch eine wohlbewaffnete Macht von Weißen zu fürchten hätten. Da sie erstere aber teils erschlagen, teils zersprengt wußten, so glaubten sie keinen Grund vorhanden, ihre Wachsamkeit auch auf die weitere Umgebung ausdehnen zu müssen. Dies nun wieder war Robert und seiner Gesellschaft sehr zustatten gekommen, denn trotz ihrer großen Vorsicht würde es ihnen sonst wohl kaum gelungen sein, ihren Angriff unentdeckt vorzubereiten.

So standen die Sachen, als die berittenen Mexikaner, die von dem schwarzen Juan geführt wurden, sich in der Nähe von Nintsa-Pesch aufstellten, und dieser, über die erlittene Schmach von den giftigsten Rachegedanken erfüllt, seine Blicke auf Robert richtete.

„Ihr seid der Häuptling dieser Kriegsabteilung", rief letzterer in spanischer Sprache von seinem hohen Standpunkte hernieder. „Ich wünsche mit Euch zu reden; versteht Ihr meine Worte?"

„Ich verstehe Eure Worte!" rief der Häuptling zurück, indem er die Zähne zusammenbiß und den Griff seines Tomahawks fester umklammerte.

„Nun wohl!" fuhr Robert fort; „wir sind nicht gekommen, um die Navahoes zu bekriegen; es soll von keiner Seite Blut vergossen werden. Ich verlange von Euch, und Ihr seht, ich habe in diesem Augenblicke das beste Recht, eine Forderung zu stellen, ich verlange also die Herausgabe der Gefangenen, die sich dort in Eurer Nähe befinden!" —

„Die Navahoes haben mutig gekämpft," entgegnete Nintsa-Pesch mit Nachdruck, „und sie haben eine Anzahl Apaches zu

Gefangenen gemacht. Diese sind ihr rechtmäßiges Eigentum; sonst aber besitzen die Navahoes keine Gefangenen. Oder sind die Weißen die Brüder der Apaches, daß mein Freund sie zu befreien wünscht?"

„Macht keine Umschweife, Häuptling, oder welchen andern Namen Ihr nun führen mögt", rief Robert ungeduldig. „Ihr wißt recht gut, wen ich meine. Ihr gebt entweder das weiße Mädchen, die Negerin, den Zunni und dessen weißen Gefährten frei, oder ich lasse auf Euch und Eure Krieger schießen; sie sind meinen Leuten nahe genug, um nicht von ihnen gefehlt zu werden!"

„Der Zunni und sein weißer Gefährte mögen ihre Pferde nehmen und mit Euch ziehen, sie sind nicht meine Gefangenen; auch die Frauen sind nicht meine Gefangenen; ich will sie nur dahin begleiten, woher sie gekommen; sie selbst wünschen es!"

Wenn Maiblume des Häuptlings Worte verstanden hätte, so würde sie ihn wahrscheinlich auf der Stelle in der lärmenden, ihr eigentümlichen Weise Lügen gestraft haben; so aber entging es ihr sowohl als Martha, um was es sich handelte, und schweigend, aber bebend vor Angst und Spannung erwarteten sie das Ende des Gespräches, an dem sich nun auch Hohendorf beteiligte.

„Der Häuptling der Navahoes hat eine gespaltene Zunge!" rief er aus, des besseren Verständnisses wegen, die ihm nicht fremde indianische Redeweise wählend, „sie ist zweimal gespalten, denn die Frauen wünschen an den Gila zu ziehen!"

„Ich weiß, ich weiß", erwiderte Robert schnell, noch ehe Nintsa-Pesch zu antworten vermochte. „Sagt nicht: er hat eine gespaltene Zunge, sondern sagt gerade heraus: er lügt wie ein Navahoe! Ja, Ihr lügt wie ein Schurke!" schrie er dem Häuptling zu, da er bemerkte, daß dieser sein Pferd zurücktreten ließ, als ob er in ohnmächtiger Wut einen Anlauf habe nehmen wollen. „Ich frage Euch zum letzenmal!" fuhr er fort, seine Büchse emporhebend und auf Nintsa-Pesch zielend, „wollt Ihr die Frauen gutwillig ziehen lassen oder sollen meine Leute schießen? Bedenkt, es kostet Euch und einem großen Teil Eurer Krieger das Leben."

„Dann kommt herunter, sucht Euch die Zunnipferde selbst aus der Herde aus und zieht Eures Weges!“ rief der Navahoe zurück.

„Wie klug Ihr seid!“ antwortete Robert, in lautes Lachen ausbrechend; „wir sollen herunterkommen und Euch, die Ihr mehr als doppelt so viel Krieger zählt als ich, zum Herrn über uns machen! Nein, großer Häuptling, Ihr habt es hier nicht mit Kindern oder blödsinnigen Tontos zu tun. Erst die Frauen aus Eurer Nähe, dann die Pferde auf diese Seite des Engpasses, dann Ihr selbst mit Eurer Bande eine Meile oberhalb der nördlichen Mündung des Passes, und dann, ja dann erst ziehen wir unseres Weges!“

Als Robert geendigt hatte, entstand plötzlich eine Bewegung unter den Mexikanern. Juan sprengte nämlich mit seiner Begleitung zu Martha und der Negerin heran, und ehe noch jemand seine Absicht ahnte, hatten die Reiter die beiden Frauen in ihre Mitte genommen und begaben sich in den Ausgang der Schlucht, von wo aus sie den Paß noch immer mit ihren Büchsen bis an die Biegung bestreichen konnten. Hohendorf, der Martha nicht aus den Augen verlieren wollte, hatte sich den Reitern angeschlossen, dafür aber war Juan zurückgeblieben, der, nachdem er auf seinem flinken Pferde eine Volte um Pasqual und Nintsa-Pesch beschrieben, so dicht an letzteren heranritt, daß sein Knie das des Häuptlings unsanft berührte.

In den Zügen des jungen Arrieros, die sich in der Farbe kaum von dem Gesicht seines Gegners unterschieden, in seiner Haltung und in seinem ganzen Benehmen lag eine solche drohende Entschlossenheit, ein so beängstigender Ausdruck, daß alle die, in deren Gesichtskreis er sich befand, von jeder weiteren Beratung abstanden und ihre ungeteilte Aufmerksamkeit ausschließlich ihm zuwendeten und mit schwer zu beschreibender Spannung den kommenden Ereignissen entgegensahen.

„Nintsa-Pesch! Du raubtest vor sechzehn Wintern einen fünfjährigen Knaben!“ begann der Arriero, indem er seine Pistole in den Gurt schob, dafür aber den zusammengerollten Lasso vom Sattelknopf löste. „Du raubtest ihn aus einem brennenden Hause, du raubtest ihn von der Seite einer blutenden

erschlagenen Frau; du nahmst ihn mit und wolltest einen Navahoe aus ihm machen! Du hast ihn wie ein Tier behandelt, du hast ihn gepeitscht! Doch eher hättest du einen Navahoe in einen Koyote, als den Knaben in einen Navahoe gepeitscht! Du verkauftest den Knaben, nachdem er zehn Jahre lang dein Gefangener gewesen. Der Knabe ist ein Mann geworden und steht vor dir, um Rechenschaft von dir zu fordern. Ich, Juan, ich, der schwarze Juan, stehe vor dir, um mich an dir zu rächen."

Der Ausdruck in Nintsa-Peschs grimmigen Zügen war bei jedem Wort, das Juan sprach, immer finsterer geworden. Als der Arriero seine Anrede aber mit einer Drohung schloß, und er nunmehr sicher wußte, daß er den von ihm geraubten Knaben wirklich vor sich sehe, da bemächtigte sich seiner eine wahrhaft tierische Wut. Die Decke fiel von seiner Schulter zurück, das Kriegsbeil flog an den Sattelknopf, und im nächsten Augenblicke schwang er seinen Speer, der so lange vor ihm quer auf dem Sattel geruht hatte, in drohender Weise ums Haupt, während er sein Pferd durch heftiges Reißen am Zügel zum Rückwärtsschreiten zwang und sich auf ungefähr fünf Pferdelängen von Juan aufstellte.

Er wollte sprechen, doch Pasqual fiel ihm mit lauter Stimme in die Rede.

Dieser sah nämlich ein, daß bei der Stimmung der beiden Gegner ein Kampf auf Tod und Leben unvermeidlich sei, und er befürchtete, die auf der andern Seite der Felsenecke haltenden Navahoes würden bei dem etwaigen Lärm der Streitenden nicht ruhig bleiben und durch allgemeines Vordringen Veranlassung zu einem blutigen Kampf aller Anwesenden geben. Nicht weniger bedachte er, daß die Navahoes, im Fall Nintsa-Pesch unterliegen sollte, seinen Tod für einen Mord erklären würden, wenn sie nicht Zeugen bei dem Kampfe gewesen.

„Das große Messer der Navahoes ist ein großer Krieger!" rief er aus, „er wird kämpfen, wie es einem Häuptling geziemt. Seine jungen Leute müssen ihn aber kämpfen sehen, damit sie von ihm lernen. Laßt daher einige von ihnen auf

diese Seite des Felsens treten; es ist besser so; ich habe gesprochen!"

Robert sah nicht ohne Beben, daß der schwarze Juan im Begriffe stand, sich mit dem gefürchteten Häuptling der Navahoes zu messen. Er liebte den jungen Arriero und es erfüllte ihn mit Besorgnis, als er dessen kleine, gedrungene Gestalt mit der stattlichen, kraftvollen Erscheinung seines Gegners verglich. Er bot seine ganze Beredsamkeit auf, dem Kampfe vorzubeugen; er bat Juan, er bedrohte Nintsa-Pesch; doch vergebens. Die beiden Todfeinde schienen seine Worte nicht zu vernehmen oder nicht vernehmen zu wollen. Wie zwei Statuen hielten sie einander gegenüber und harrten, sich gegenseitig mit feindlichen Blicken messend, bis ringsum Stille eingetreten sein würde, um vor dem Beginn des Kampfes noch einige Worte zu wechseln.

Sobald Robert sich von dem Nutzlosen seiner Bemühungen, Blutvergießen zu vermeiden, überzeugt hatte, folgte er Pasquals Anordnungen insoweit, daß er nur zwei von seinen Leuten auf dem Felsvorsprung zurückließ, um ihn nicht von den Navahoes besetzen zu lassen, worauf er mit den übrigen hinabkletterte und sich bis in die Nähe Hohendorfs und der berittenen Mexikaner begab. Dort nun nahm er eine solche Stellung ein, daß er die um die Felsenecke herumdrängenden Navahoes genau bewachen und sie zugleich verhindern konnte, sich zu einem hinterlistigen Angriff zu zerstreuen.

Die Wichtigkeit der Stellung wurde von Feind und Freund gleich wohl erkannt, denn während der ganzen kommenden Szene wagte es ebensowenig ein Navahoe, die ihm bestimmte Grenzlinie zu überschreiten, als Roberts Leute auch nur einen Augenblick die zum schnellen Gebrauch bereitgehaltenen Büchsen sinken ließen.

Die Spannung Roberts, der für das Leben Juans zitterte, und Hohendorfs zärtliche Besorgnis für Martha, der er den Anblick des blutigen Schauspiels zu entziehen trachtete, waren so groß, daß die beiden Freunde sich bei ihrem endlichen Zusammentreffen kaum begrüßten. Sie reichten sich nur flüchtig und ohne ein Wort zu wechseln die Hand, und schauten dann

wieder dahin, wo ihre Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch genommen wurde.

Der aufmunternde Kriegslärm der Navahoes, die Juan alle wiedererkannt hatten und ihn für ein leichtes Opfer ihres tapferen Häuptlings hielten, verstummte allmählich, und der Arriero schickte sich an, die Unterredung mit seinem Gegner zu eröffnen.

Die Mündung der Schlucht, in der sich jetzt die beiden Parteien befanden, war gewissermaßen eine Einbuchtung des Wiesentales in die zusammenhängenden Felsmassen, durch die der Rio Verde einen schmalen Durchgang gefunden. Die ganze Fläche, die nur wenig Unebenheiten des Bodens zeigte, hatte die Form eines großen, etwas unregelmäßigen Dreiecks. Die östliche Seite wurde von unersteiglichen Felsen begrenzt, während die westliche, auf eine kurze Strecke zugänglich, in dem nördlichen Winkel ebenfalls in schroffe, fast senkrechte Mauern endigte, die, bis zu einer Höhe von dreißig Fuß aufsteigend, den Vorsprung bildeten, auf dem Roberts Schützen sich so lange verborgen gehalten, und hinter dem die Bande der Navahoes zuerst den Blicken ihres Häuptlings entzogen gewesen war.

Um diese scharfe Felsenecke herum rieselte das Flüßchen. Es durchschnitt aber nicht, nachdem es durch den Engpaß gelangt war, die oben bezeichnete Wiesenfläche, sondern strömte dicht unter dem östlichen Felsenabhange hin, hinderte also in keiner Weise die Kämpfer, die dadurch einen zwar engen, aber doch geeigneten Raum für die Bewegungen ihrer Pferde gewannen.

In der Mitte dieses Dreiecks hielten also Juan und Nintsa-Pesch, während Roberts Gesellschaft sich am westlichen Abhange verteilt hatte, und die Navahoes zu Pferde den nördlichen Winkel einnahmen.

Pasqual dagegen begab sich nach der östlichen Seite hinüber an den Fluß, offenbar, um die Bewegungen der Navahoes besser überwachen zu können, vielleicht mehr noch, um das tiefer gelegene Flußbett im Auge zu behalten.

Die Kämpfer hatten sich unterdessen noch nicht von der Stelle gerührt; sie hielten noch immer in einiger Entfernung

voneinander, und da sie, um sich gegenseitig zu verstehen, sehr laut sprechen mußten, der Schall ihrer Stimmen sich aber an den nahen Felswänden brach, so entging allen denen, die der spanischen Sprache mächtig, kein einziges Wort ihrer Verhandlung.

„Nintsa-Pesch, ich bin gekommen, um mich zu rächen!" rief Juan in herausforderndem Tone, sobald er gewahrte, daß von keiner Seite Anstalt getroffen wurde, den Zweikampf zu verhindern.

„Kann der Hund sich am Adler rächen, wenn dieser über den Wolken kreist?" fragte Nintsa-Pesch höhnisch. „Elender Knabe!" fuhr er fort, „du hast nur ein Leben; zieh hin und versuche deine Rache an einem Koyote oder an einem Tonto-Apachen, aber nicht an einem Navahoekrieger!"

Lautes Beifallsgeheul der Navahoes gestattete Juan nicht sogleich zu antworten. Nachdem die Ruhe dann wieder einigermaßen hergestellt, nahm er das Wort.

„Ja, ich will ziehen, übermütiger Navahoe!" rief er mit gemildertem Ausdruck, „ich will ziehen und die Peitschenhiebe vergessen, deren Narben noch auf meiner Haut sichtbar sind; ich will dir den Rücken kehren und dich nie wieder sehen, aber nur unter einer Bedingung: du hast mich geraubt, als ich noch ein Kind war, du hast mich geraubt aus dem Tal des Rio Grande oder von den Ufern eines seiner Nebenflüsse. Gras wächst jetzt da, wo das Haus meines Vaters stand, Unkraut auf den Feldern, wo seine Schafe einst weideten. Häuptling, nenne mir den Namen meines Vaters und meiner Mutter, sage mir, wo ihre Gebeine in Staub zerfielen, zeige mir die Erdscholle, die mein Eigentum, und ich vergebe dir."

Juans Anrede, die so manches enthielt, was namentlich Robert und seine Gefährten nicht zu hören erwarteten, rief auf beiden Seiten einen tiefen, wenn auch verschiedenen Eindruck hervor. Die Stille schien noch lautloser geworden zu sein, so gespannt lauschte jeder auf die Antwort Nintsa-Peschs, von der, worüber kein Zweifel obwaltete, der eigentliche Kampf abhängig war, und erwartungsvoll hafteten infolgedessen die Blicke auf den bronzefarbigen Zügen des Häuptlings.

Dieser nun hatte des Arriero Bedingungen Wort für Wort genau verfolgt, und eine teuflische Freude leuchtete auf seinem wilden Gesicht auf. Als Juan dann geendigt, stieß er mit verachtungsvoller Geberde die Spitze seiner Lanze in die Erde, lehnte sich mit der Schulter an den umgekehrten Schaft und erwiderte dann nach kurzem Sinnen mit triumphierendem Lächeln:

„Ich sah das Haus deiner Eltern in Flammen; ich sah deine Eltern in ihrem Blute; ich sah sie mit nacktem Hirnschädel. Ich kenne deinen Namen, ich weiß, wo dein Vater seinen Wigwam gründete. Gehe aber zuerst hin und werde ein Mann, elender Knabe; knüpfe an deinen Gürtel die Skalpe deiner Feinde und werde ein Navahoe und ein Sklave des Nintsa-Pesch, und dann komm und frage wieder. Ich habe die Spitze meines Speers versteckt, damit der Anblick derselben dich nicht erbeben mache; fliehe, solange es noch Zeit ist, denn ich sage dir, die scharfe Waffe wird den Boden sonst nur verlassen, um sich in dein warmes Herzblut zu tauchen."

Neues Jubelgeheul der Navahoes lohnte die grausame Sprache des Häuptlings, der, wie alle erkannten, nur darauf ausging, Juan zum Angriff zu reizen, um ihn dann desto leichter und zugleich gerechtfertigt vor den anwesenden Weißen überwinden und erschlagen zu können.

Der Arriero rührte sich aber immer noch nicht. Totenblässe bedeckte sein dunkelfarbiges Gesicht, und an der Art und Weise, wie sich seine Brust hob und senkte und wie seine Finger krampfhaft mit dem Lasso spielten, erriet man leicht, wie viel Mühe es ihn kostete, Herr seines aufflammenden Zornes zu werden. Es war aber sein Glück, daß er eine Hitze verrauchen ließ, unter deren Einfluß es ihm wohl kaum möglich gewesen wäre, dem gefürchteten Krieger lange Widerstand zu leisten.

„Häuptling!" rief er endlich aus, nachdem er sich hinlänglich gesammelt, um mit vollster Überlegung zu handeln und zu sprechen. „Häuptling der Navahoes, ich reite ein gutes Pferd, sage mir den Namen meines Vaters, und es gehört dir!"

„Und ich füge mein eigenes Pferd hinzu!" rief Robert aus, der um jeden Preis den Kampf zu verhindern wünschte. „Hört

Ihr, Häuptling? Mein eigenes Pferd! Aber nennt des Knaben Eltern und zieht Eures Wegs!"

Juans Blicke hafteten bei diesem Anerbieten auf dem Munde des Navahoes, als ob er sein Todesurteil aus demselben hätte vernehmen sollen. Doch Nintsa-Pesch würdigte Robert gar keiner Antwort. Er hatte nur Augen und Ohren für den Arriero und weidete sich offenbar an dem Ausdruck der bittersten Täuschung, der sich in der nächsten Sekunde auf seinem Gesichte spiegelte.

„Dein Pferd willst du mir geben," rief er endlich in spöttischem Tone aus, „dein Pferd, du elender Knabe? Und bötest du mir hundert Pferde, den Namen deines Vaters erfährst du nie! Geh hin, werde ein Mann, werde ein Navahoe, und dann komm und frage nach deinem Namen! Nintsa-Pesch ist der Kriegshäuptling der Navahoes, und außer ihm weiß kein Mensch, woher du gekommen. Geh, frage den Felsen, frage den Fluß dort, sie werden es dir eher sagen, als ich!"

„Häuptling, ich frage dich zum letztenmal," erwiderte Juan jetzt mit fester, ruhiger Stimme, „willst du mir sagen, was ich zu wissen verlange, oder soll ich dein Fleisch den Wölfen zur Speise hinwerfen?"

„Juan, übereile dich nicht!" rief Robert, der noch immer hoffte, den Navahoe auf gütlichem Wege zum Sprechen zu bringen. „Juan, übereile dich nicht, denke an deine Herrin in Kalifornien!"

Das Hohngelächter der Navahoes, die sich über des Arrieros kühne Sprache belustigten, ließen Roberts Worte indessen nicht weit durchdringen, und wenn Juan sie auch vernommen hätte, er würde sie nicht beachtet haben, so fest stand sein einmal gefaßter Entschluß.

„Elender Wicht!" rief Nintsa-Pesch zurück, indem er mit unmerklicher Bewegung seine Hand am Schaft der Lanze niedergleiten ließ und diesen dann so mit den Fingern umschloß, daß die Waffe sich, gleich nach dem Hervorziehen aus dem Rasen, vollständig in seiner Gewalt befinden mußte. „Elender Wicht! Du drohst mir, weil ich dich zu billig verkaufte? Darf der Hirsch dem Bären drohen, ohne von ihm

zerrissen zu werden? Kann das Eichhörnchen das Fleisch des Adlers den Wölfen vorwerfen? Geh, du bist ein Kind, dein Blut ist noch nicht rot genug, um die Waffen eines Häuptlings zu färben!"

So sprechend, zog er seinen Speer aus dem Boden, ließ ihn, um des Arrieros Gedanken abzulenken, wie ein Rad an seiner Seite herumwirbeln und setzte sich, indem er eine überaus gleichgültige Miene annahm, fester in den Sattel.

Juan konnte indes durch solches Benehmen nicht getäuscht werden. Auch er verstand es, nachdem seine erste Aufregung sich gelegt, seine wahren Absichten hinter einer undurchdringlichen Maske zu verbergen. Seine Blicke streiften scheinbar an der Gestalt des Häuptlings vorbei, doch entging ihm auch nicht die geringste Bewegung, die auf einen verräterischen Angriff deutete.

„Mein Blut ist nicht rot genug, um deine Waffen zu färben, hinterlistiger Häuptling?" entgegnete er ruhig auf die Schmähungen. „Du hast recht; es ist nicht rot genug für dich! aber dein Blut ist auch nicht rot genug für mich. Du sollst sterben, ohne einen Tropfen Blut zu verlieren, sterben durch meine Hand!"

Es lag am Tage, daß die beiden Gegner, jeder den andern zum ersten Angriff reizen wollte, weil bei der Art von Waffen, die sie führten, alles darauf ankam, sich durch den ersten Zusammenstoß nicht in eine ungeschützte Stellung bringen zu lassen.

Was nun Nintsa-Pesch nicht gelungen war, das gelang dem schwarzen Juan, denn kaum war das letzte Wort aus des Arrieros Munde entflohen, da stürmte der Häuptling auch schon mit unwiderstehlicher Gewalt auf ihn ein, die Lanze zum Stoß weit nach hinten ausholend.

Juan erwartete den Angriff mit unerschütterlicher Ruhe. Er kannte seines früheren Herrn Gewandtheit in der Führung des Pferdes, wie der Lanze zu genau, als daß er eine Stellung hätte aufgeben mögen, die es ihm ermöglichte, dem tödlichen Stoß auszuweichen. Seine Blicke aber hafteten zugleich an der funkelnden Spitze des Speers und an den Augen seines

Gegners, wie um dessen Absichten aus denselben herauszulesen und das eigene Verfahren darnach zu bestimmen.

Schnell wie ein Gedanke waren die Bewegungen des Häuptlings; ein Pfeil hätte nicht schneller der straffen Sehne enteilen können, als das wütend gestachelte Pferd nach vorn stürzte. Die Lanze war auf des Arrieros Haupt gerichtet, doch wohl wissend, daß es dem Bedrohten ein Leichtes sein würde, durch eine gewandte Bewegung dem Stoße zu entgehen, senkte er die Waffe kurz vor ihrem Ziel auf seines Gegners Unterleib, um ihn mit ganzer Gewalt zu durchbohren.

Seine Bewegungen folgten mit einer solchen Sicherheit aufeinander, daß Juan keine Zeit blieb, die eigenen danach zu berechnen und auszuführen, und es würde ihm schwerlich gelungen sein, das Unheil von sich abzuwenden, wäre er nicht so vertraut mit der Kampfesweise der Navahoes gewesen.

Als er nämlich die Spitze des Speers mit seinem Gesichte in gleicher Linie sah, da wußte er auch, welche Richtung dieselbe schließlich annehmen würde; er hatte es ja zu oft während seiner Gefangenschaft bei den Kampfspielen beobachtet.

Seine linke Hand berührte den Sattelknopf, und in demselben Augenblick, in welchem Nintsa-Pesch sich nach vorn neigte und wie der Wind an seiner linken Seite vorübergetragen wurde, hatte er den linken Fuß schon nach der rechten Seite hinübergeworfen und ließ, im rechten Steigbügel stehend, die Lanze harmlos an sich vorbeisausen.

Jetzt war die Reihe an den Kaliforniern, in lauten Jubel auszubrechen; aber auch die Navahoes scheuten sich nicht, ihre Verwunderung geräuschvoll zu äußern, als sie die unglaubliche Gewandtheit Juans gewahrten, den sie durchbohrt niedersinken zu sehen erwartet hatten.

Der Lärm verstummte wieder, sobald man inne ward, daß der Arriero jetzt zum Angriff schritt.

Dieser hatte sich ebenso schnell, wie Nintsa-Pesch vorbeiritt, wieder in den Sattel geworfen und sein Pferd gewendet, während er den Lasso in hochgehobener Faust ums Haupt kreisen ließ. Nur zwei Sätze machte sein Pferd hinter dem Häuptling her, der kaum erst zwanzig Fuß von seinem Verfolger

entfernt war; die Schlinge zuckte wie ein Blitz durch die Luft und schwebte, einen weiten, regelmäßigen Ring bildend, über dem Navahoe.

Der Kampf sollte indessen nicht so schnell beendigt werden, denn es standen sich hier Männer gegenüber, die an Gewandtheit einer dem andern wohl kaum etwas nachgaben und die, mit der eigenen Waffe vertraut, auch die des Gegners hinlänglich kannten, um ihr ausweichen zu können.

Die Schlinge sank nieder, fiel aber auf den langen Lanzenschaft, den Nintsa-Pesch quer über sein Haupt hielt, und als Juan sie dann nach sich zog, da glitt sie, ohne auf Widerstand zu treffen, vom Schaft auf den Rücken des Pferdes und von dort auf die Erde.

Des Häuptlings Pferd eilte übrigens mit solcher Gewalt vorwärts, daß sein Reiter nicht imstande war, es auf der Stelle herumzuwerfen, und einen kleinen Bogen beschreiben mußte, um sich Juan von neuem zu nähern. Dieser aber hatte den Lasso schon längst wieder zusammengerollt und schwang ihn mit regelmäßiger, sicherer Bewegung, wie ein Rad, in gleicher Höhe mit seiner Schulter.

Die Szene, die nunmehr folgte, trug mehr den Charakter von kühnen Reiterkünsten; denn da die Gegner ihre ganze Geschicklichkeit und die ganze Kraft und Gewandtheit ihrer Rosse aufboten, Nintsa-Pesch, um dicht genug für den Gebrauch der Lanze heranzukommen, der Arriero dagegen, um die zur Anwendung des Lassos nötige Entfernung zu gewinnen, so ließ sich längere Zeit hindurch von dem Kampf nur unterscheiden, daß die schäumenden Pferde einander in hundertfachen Windungen und Schlangenlinien umkreisten und ihre Reiter auf die rechte Seite ihres Gegners, aber in gleicher Richtung mit diesem zu tragen suchten.

Die Spannung aller Zuschauer stieg von Minute zu Minute. Es war augenscheinlich, der Ausgang des feindlichen Zusammentreffens hing jetzt hauptsächlich von der Ausdauer der Pferde ab, und da Juans Pferd bald Merkmale von Erschöpfung zeigte und nicht mehr mit solcher Geschwindigkeit wie zu Anfang dem Willen seines Herrn zu folgen vermochte, so schien sich

der Vorteil allmählich auf die Seite des Navahoes neigen zu wollen.

Den Zuschauern entging dieser Umstand nicht, und wenn Roberts Gesellschaft infolgedessen in dumpfem, besorgnisvollem Schweigen verharrte, so bezeugten die Navahoes ihre Freude, indem sie ihren Häuptling durch laute Zurufe aufmunterten und ihm ihren Beifall zu erkennen gaben.

Wohl zwanzig Minuten hatte der Kampf in dieser Weise gedauert; der Arriero blutete schon aus einer Wunde im linken Oberarm, wie auch sein Pferd bereits an verschiedenen Stellen von der scharfen Lanzenspitze getroffen und blutig gerissen worden war; doch der Lasso hatte, seit dem ersten mißglückten Wurf, noch kein einziges Mal wieder die sichere Hand Juans verlassen.

Da erfüllte plötzlich wildes Jubelgeheul der Navahoes die Schlucht, daß jedes andere Geräusch dadurch übertönt wurde. Auch Nintsa-Pesch stieß sein durchdringendes Triumphgeschrei aus, und wie Eis legte es sich um Roberts Herz und aller derjenigen, die warmen Anteil an dem mutigen Arriero nahmen.

Juans Pferd war gestürzt, zwar nicht so, daß es auf die Seite zu liegen gekommen wäre und seinen Reiter dadurch in eine ganz hilflose Lage gebracht hätte, doch ließ sich das Schlimmste befürchten, als Nintsa-Pesch mit eingelegter Lanze auf ihn einstürmte und ihn auf den Boden festzubohren drohte.

Das Leben des Arriero schien jetzt dem Tode verfallen zu sein, und wenn Robert und mehrere andere auch Miene machten, auf die Gefahr eines allgemeinen Kampfes hin ihm beizuspringen, so wäre ihre Hilfe doch zu spät eingetroffen, um den Freund zu retten, wenn dieser sich nicht vollständig auf seine eigenen Kräfte verlassen hätte.

Er war nämlich über dem zusammenbrechenden Pferde mit beiden Füßen auf die Erde zu stehen gekommen, ohne dabei den Lasso verwickelt zu haben oder in seinem Gebrauch gehindert gewesen zu sein, und erwartete in dieser Stellung, die im ganzen kaum drei Sekunden dauerte, des Navahoes Angriff.

Dieser nun, glaubend, der Arriero vermöge den Stoß nicht abzuwenden, drückte die scharfen Ecken der Steigbügel fester in die Weichen seines Tieres und zwang es, einen mächtigen Satz über das noch immer auf dem Boden liegende Pferd hinweg zu nehmen, während er den langen Speer mit beiden Händen ergriff und in dem Augenblick, in dem sein Pferd gewissermaßen in der Luft schwebte, weit ausholte und nach der Brust des Arriero zielte.

Die Spitze der Lanze fuhr ins Leere; Juan war durch einen Seitensprung dem Stoß ausgewichen, und unaufhaltsam stürmte des Navahoes Pferd in der eingeschlagenen Richtung weiter, wobei sein Reiter, zum Schutz gegen den Lasso, den Lanzenschaft mit beiden ausgestreckten Armen wieder hoch über sein Haupt hielt.

Diesmal aber glückte dem Arriero der Wurf besser. Die Schlinge, die er dem Davoneilenden nachsandte, schlug sausend zwischen den beiden Armen und der Lanze durch, legte sich um des Häuptlings Hals, und ehe dieser noch Zeit gewann, die Hände zwischen Hals und Leine zu bringen, um letztere über den Kopf zurückzuwerfen, hatte sich die Schleife, infolge der heftigen Bewegung seines Pferdes, zugezogen, und er wurde dadurch, daß Juan die Leine mit aller Kraft hielt und die Füße gleichsam in den Rasen festbohrte, rückwärts aus dem Sattel gerissen.

Sobald die Navahoes ihren Häuptling fallen sahen, stießen sie ein lautes Klagegeheul aus, aber keiner von ihnen wagte ihm beizuspringen, weil die Büchsen der Kalifornier beständig auf sie gerichtet waren.

Doch auch unter diesen ließ sich kein Jubel vernehmen, da sie noch immer das Schlimmste von der Fortsetzung eines Kampfes fürchteten, in dem, da die Pferde davongesprungen waren, der Arriero dem riesenhaften Krieger nicht lange Widerstand geleistet hätte.

Nintsa-Pesch blieb aber regungslos liegen, und im nächsten Augenblicke stand Juan mit geschwungenem Messer über ihm.

„Nenne mir die Namen meiner Eltern!“ rief er dem Häuptling zu, indem er sich tief über ihn hinneigte. „Nenne mir die Namen und ich schenke dir das Leben!“

Der Häuptling rührte sich nicht.

„Nenne mir die Namen!“ schrie der Arriero jetzt angstvoll, indem er die Schlinge von dem Halse seines Feindes löste.

Doch er hätte lange rufen können; Nintsa-Pesch, der gefürchtetste Häuptling der Navahoes, war tot; der Halswirbel war ihm ausgerenkt worden.

Als Juan erkannte, daß keine Macht der Erde imstande sei, den Navahoe ins Leben zurückzurufen und ihm das Geheimnis betreffs seiner Geburt zu entlocken, verharrte er wie versteinert. Das drohende Klagegeheul der Navahoes schien er ebensowenig zu bemerken, wie die einzelnen Beifallszeichen seiner Gefährten. —

Der Gedanke, bis ans Ende seiner Tage im Ungewissen über sein Herkommen zu bleiben, drückte ihn nieder, und erst als er Pasquals laute Stimme vernahm, der seine Worte zugleich an die Navahoes und an die Kalifornier richtete, da faßte er sich wieder und schritt gesenkten Hauptes seinem Pferde nach, das in einiger Entfernung von ihm neben dem Pferde seines gefallenen Feindes graste.

„Krieger der mächtigen Navahoenation!“ rief der Zunnihäuptling aus, indem er sein Pferd nach einer Stelle hinlenkte, von wo aus ihn beide Parteien verstehen konnten, denn er befürchtete in jedem Augenblick einen Angriff der erbitterten Krieger auf den Arriero, was jedenfalls das Signal zu einem allgemeinen blutigen Kampfe gewesen wäre. „Krieger der mächtigen und starken Nation der Navahoes, und ihr Männer, die ihr von dem großen salzigen Wasser zu uns herübergekommen seid! Wollt ihr euch gegenseitig bekämpfen und eure besten Krieger erschlagen? Seit Jahren schon ist der Tomahawk zwischen den Weißen und den Navahoes und zwischen den Zunnis und den Navahoes vergraben! Es ist kein Grund vorhanden, denselben jetzt auszuscharren. Nintsa-Pesch, der große Häuptling, unterlag im offenen Kampfe gegen den Kalifornier. Ihr alle kennt den Kalifornier; er ist lange genug in eurer Mitte gewesen! Tragt die junge Eule in das Nest des Kriegsadlers, den jungen Panther in das Lager des Bären, und sie werden sich nicht heimisch fühlen. Sie werden gebissen und

geschlagen werden und nach ihren rechtmäßigen Eltern fragen. — Krieger und Häuptlinge der Navahoes, der Kalifornier war nicht mehr der Sklave Nintsa-Peschs; er hatte ein Recht, nach denen zu fragen, denen er sein Leben verdankt. Ihr habt gehört, was Nintsa-Pesch ihm antwortete. Ihr habt gesehen, wer den Kampf begann; beide haben gekämpft wie Männer. Der mutige Nintsa-Pesch war aber dazu bestimmt, zu fallen, seine Stunde war gekommen. Zieht eures Wegs jetzt, wie auch wir unseres Wegs ziehen werden; sie liegen in verschiedenen Richtungen. Die Zunnis sind die nächsten Nachbarn der Navahoes; gebt mir daher die letzten Pferde meines jungen Kriegers zurück, denn nur zwei befinden sich noch in eurer Herde. Gebt mir zurück die Pferde und unser übriges Eigentum. Pferde sind meinen jungen Leuten so notwendig, wie dem Biber das Weidenholz und dem Eichhorn die süße Zedernfrucht; gebt uns zurück unser Eigentum und laßt uns wie Brüder voneinander scheiden, wie Leute, zwischen denen keine neidische Wolke hängt."

Diese Rede, die Pasqual mit dem Anstand und dem Selbstgefühl eines gewiegten Staatsmannes hervorbrachte, blieb nicht ohne Wirkung auf die Bande der Navahoes, und mehrfach sah man die wilden Krieger zu seinen Worten beifällig mit den Häuptern nicken. Es ist wahr, der Tod ihres weit und breit gefürchteten Häuptlings hatte sie tief gedemütigt, doch eine Anwandlung ritterlichen Gefühls hielt sie ab, für eine Tat Rache zu fordern, die nach indianischen Begriffen für gerechtfertigt galt. Vielleicht trugen auch die Büchsen und das entschlossene Wesen von Roberts kleiner Schar mit dazu bei, daß sie den ganzen Vorfall vom Standpunkt des Zunnis aus betrachteten. Genug, sie schienen eine Fortsetzung der Feindseligkeiten nicht zu beabsichtigen, dagegen schien es mehr als zweifelhaft, ob sie auch geneigt sein würden, die Pferde wieder herauszugeben, um so mehr, da Martha und die Negerin ihnen schon entrissen waren, und sie mit diesen auch die Aussicht auf eine reiche Belohnung und die Gelegenheit einer Verdächtigung der Zunnis verloren hatten.

Nach einer kurzen Beratung der Navahoes unter sich,

während welcher Zeit die Kalifornier schweigend auf ihren Posten verharrten, ritt endlich ein alter mit Narben bedeckter Krieger, offenbar der Älteste der Bande, dem nach dem Tode Nintsa-Peschs die Leitung anheimgefallen, langsam auf Pasqual zu.

Als Beweis, daß er nicht in feindlicher Absicht komme, hatte er die Lanze quer vor sich auf den Sattel gelegt und den gefüllten Köcher nebst Bogen aus dem Bereich seiner Hände über die Schulter geworfen, die freie Bewegung der Arme aber absichtlich dadurch gehemmt, daß er die große schwarz und weiß gestreifte Decke in Mantelform dicht um seinen Oberkörper zusammenzog. Ein feuerrotes Tuch, turbanartig um sein dichtbehaartes Haupt geschlungen und tief in die Augen gedrückt, gab den bemalten, gerunzelten Zügen einen überaus finstern Ausdruck, und man hätte beim Hinblick auf die unbewegliche Physiognomie glauben mögen, daß ein Lächeln sie noch nie erhellt hatte.

„Mein Zunninachbar hat sehr weise Worte gesprochen", begann er, sobald er bis auf drei Schritte von ihm angekommen war. „Er will kein Blut mehr sehen; er hat recht; auch die Navahoes wollen kein Blut; ihre Waffen sind noch rot; sie erschlugen viele Apaches; sie kamen ungesehen wie die Schlangen und kämpften wie Männer, wie ihre Väter vor ihnen getan. Das Kriegsbeil mag noch lange zwischen den Navahoes und den Zunnis und Weißen in der Erde vergraben bleiben. Die Navahoes kehren heim mit reicher Beute an Pferden und Gefangenen. Die Navahoes in den Dörfern werden jubeln, aber sie werden fragen: Wo ist Nintsa-Pesch, der große Kriegshäuptling? Haben die Apachehunde ihn gefangen und zu ihrem Sklaven gemacht? Ist er zum Weibe geworden? Wo sind seine Waffen und sein Pferd? Mein Zunninachbar ist weise, er wird einsehen, daß ein Navahoe nicht mit ihm unterhandeln kann, solange die Leiche des Häuptlings nicht im Besitz seiner Krieger ist."

„Die Weißen ziehen die Kopfhaut nicht von den Schädeln ihrer erschlagenen Feinde, ebensowenig wie die Zunnis. Es ist nicht ihre Sitte. Warum sollten sie die Leiche eines großen



Die Schlinge, die er dem Davoneilenden nachsandte, schlug sausend zwischen den beiden Armen und der Lanze durch, und legte sich um des Häuptlings Hals . . .
(S. 381.)

Häuptlings berühren, der nie ihr Feind gewesen? Nein, Navahoe, ich weiß, ich spreche zu einem großen Krieger, und ihm sage ich, die Navahoes sollen ihren Häuptling auf ihre Weise bestatten und seine Waffen mit ihm verbrennen, vergraben oder in seinem Wigwam aufstellen. Sein Pferd aber gehört demjenigen, der ihn besiegte, und nicht eher werden die Navahoes Nintsa-Pesch berühren, als bis die leichte Wolke gewichen, die zwischen ihnen und denen dort hängt."

In diesem Augenblick kam Juan herbeigeritten. Er führte das erbeutete Pferd, und sich dem Navahoe nähernd, reichte er diesem die Zügel hin.

„Er erschlug meinen Vater und meine Mutter", sagte er, den alten Krieger fest anblickend und mit der einen Hand auf die Leiche des Häuptlings deutend. „Ich habe lange genug unter den Navahoes gelebt, um von ihnen das Recht der Blutrache kennen zu lernen. Blutrache zu üben, war aber nicht meine Absicht. Ihr habt gehört, was ich von ihm forderte. Es ist seine Schuld, daß sein Wigwam fortan leer stehen wird. Hier, nehmt sein Pferd, ich will es nicht; dort liegen seine Waffen; bringt alles zu seinem Stamm und erzählt, der kleine schwarze Juan sei ein Mann geworden."

Mit diesen Worten wendete der Arriero sein Pferd um und ritt zu Robert hinüber, der ihn wie einen wiedergefundenen Freund begrüßte.

Fast eine halbe Stunde lang verhandelten der Navahoe und Pasqual miteinander. Was sie zueinander sprachen, blieb den abseits Haltenden der Entfernung wegen größtenteils unverständlich. Sie mußten indessen zu einem Übereinkommen gelangt sein, denn nach Verlauf dieser Zeit brachten zwei Navahoekrieger die mit Pelzwerk beladenen Pferde der Zunnis hinter dem Felsen hervor und trieben sie den Mexikanern zu, worauf sie den toten Häuptling samt seinen Waffen auf sein Streitroß luden und mit sich fortführten.

Sobald die Bande den erschlagenen Anführer wieder in ihrer Mitte sah, brach sie in ein lautes unheimliches Klagegeheul aus und zog dann langsam um die Felsenecke herum in den Engpaß hinein.

Der letzte Navahoe war noch nicht verschwunden, da richtete der alte Krieger, der solange vor Pasqual gehalten, sich stolz im Sattel empor; seine tiefliegenden schwarzen Augen, in denen man weder einen hervorragenden Ausdruck von Haß, noch von Trauer oder Freundschaft zu entdecken vermochte, wanderten still und ernst über Robert und seine Gesellschaft und blieben dann endlich auf der ruhigen Gestalt des Zunnihäuptlings haften.

„Will mein großer Nachbar durch meinen Mund zu seinen Leuten in der Zunnistadt oder zu der Nation der Navahoes sprechen?“ fragte er endlich, den Zügel anziehend und sein Pferd auf diese Weise an den Aufbruch mahnend. „Mein großer Nachbar mag mir immerhin seine Gedanken mitteilen; meine Ohren sind offen und meine Zunge ist bereit, jedes seiner Worte wiederzugeben. Mein Weg führt an seiner Stadt vorbei nach den heimatlichen Wigwams.“

„Sagt den Zunnis, wie und wo Ihr mich gefunden“, erwiderte Pasqual; „sagt den Navahoes, daß ich um einen ihrer größten Krieger trauere. Wäre er so weise wie tapfer gewesen, dann hätten seine zahllosen Pferde noch lange ihren Herrn behalten.“

Hier trennten sich die beiden ohne irgendein Zeichen der Begrüßung voneinander. Der Navahoe folgte langsam seiner Bande nach; er schaute kein einziges Mal zu den Kaliforniern hinüber, als ob er sie seiner Beachtung nicht würdig gehalten hätte.

Pasqual dagegen ritt zu Roberts Gesellschaft. Sein Gesicht sah ernst und feierlich aus. Als ihm aber Martha die Hand reichte, mit den wärmsten, ihm freilich nicht ganz verständlichen Worten für ihre Rettung dankte und dabei so tiefbewegt, so unschuldvoll zu ihm aufblickte, da erhielten die braunen Züge, die sich ausnahmen, als seien sie aus dem Holz des Nußbaumes geschnitzt, wieder ihren gewöhnlichen, milden, wohlwollenden Ausdruck. Seine Augenwinkel glänzten, wie von einer Träne der Rührung befeuchtet, und freundlich lächelnd wendete er sich an Hohendorf.

„Sagt der zarten Blume, daß die Stürme, die sie geknickt, vorüber sind“, begann er; „sagt ihr, sie möge sich aufrichten. Die

Wunden, die die Axt oder der Sturm dem alternden, morschen Stamm reißen, heilen und vernarben nie. Sie ist ein junges geschmeidiges Reis; die Wunden, die eine rauhe Hand der jungen saftreichen Weide schlägt, vernarben bald, und bald wächst die grüne Rinde wieder über die Narben hinweg. — Sagt ihr, daß ich sie liebe wie eine Tochter, und daß ich wohl weiß, wie man Kinder liebt. Ich habe zwei Söhne und eine Tochter gehabt; kraftvolle, mutige junge Krieger und ein sanftes freundliches Kind; sie starben an den Blattern. — Ich habe jetzt nur noch drei Kindeskinder; eine Tochter mit brauner Haut und schwarzen Gazellenaugen; ein braunes, gezeichnetes Kind, mit Haaren so weiß wie frischgefallener Schnee, und dann die bleiche Blume hier. — Sagt ihr, ich werde um sie trauern, wie um meine Söhne, wenn sie von mir scheidet."

Hohendorf übersetzte der tiefgerührten Martha des Häuptlings Rede und war erfreut, zu bemerken, daß die liebevolle Begegnung, die ihr von allen Seiten zu teil ward, ihre Seele vorzugsweise erfüllte und die Erinnerung an die furchtbaren Ereignisse der jüngsten Zeit fast ganz verdrängte. Solange sie aber noch in Pasquals Gesellschaft reiste, wich sie kaum von seiner Seite. Des alten gemütvollen Indianers herzliche Worte hatten Gefühle bei ihr erweckt, die denen eines anhänglichen Kindes ähnlich waren.

Längere Zeit noch verharrte die Gesellschaft, teils wieder auf dem Felsabhang, teils in dem Paß selbst, in ihrer geschützten und beobachtenden Stellung. Erst als die jungen Zunnis, die den Navahoes eine Strecke nachgeschlichen waren, mit der sichern Nachricht zurückkehrten, daß die wilden Wüstenreiter sich wirklich auf dem Heimwege befänden, da bezogen alle ein gemeinschaftliches Lager auf dem Ufer des Flüßchens, fast auf derselben Stelle, wo die verfolgten Flüchtlinge drei Tage früher innewurden, daß sie ringsum von raubgierigen Feinden umgeben seien.

Mehrere Stunden rasteten sie daselbst, und als sie dann vereinigt zur Reise an den Gila aufbrachen, da hatten die Freunde, die einst so unerwartet in der Sierra Madre

zusammentrafen, sich ihre Haupterlebnisse gegenseitig mitgeteilt.

Sie reisten dann so schnell, wie sie nur durften, ohne Martha über ihre Kräfte anzustrengen. Doch auch diese drang auf Eile, um einer Gegend zu entkommen, in der sie soviel Schreckliches erlebt, Zeuge von so viel entsetzlichen Szenen gewesen war. Aber oft, sehr oft sandte sie die tränenschweren Blicke rückwärts, nach der Richtung hin, wo ihre Mutter, die arme Dulderin, am Fuße des alten Gemäuers in der kühlen Erde schlief.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am Rio Gila.

Wo der 112. Grad westlicher Länge den Gilastrom kreuzt, also ungefähr auf der Mitte der Strecke, die der Gila, fast vom Rio Grande del Norte bis an die Spitze des Golfs von Kalifornien, zu durchlaufen hat, liegen die Dörfer der Pimos und Coco-Maricopas.

Eine umfangreiche, fruchtbare Niederung, die den Fluß dort zu beiden Seiten einsäumt, hat diese betriebsamen Menschen zuerst zur Gründung ihrer Wigwams veranlaßt.

Die beiden Hauptdörfer befinden sich auf der Südseite des Stromes, und zwar in einiger Entfernung von ihm, wo die Bewohner ihren Wasserbedarf zahlreichen Quellen und natürlichen Brunnen entnehmen. Ihre Felder dagegen, die größtenteils eingefriedigt, Mais, Kürbisse, Melonen, Bohnen, Weizen, Erbsen und sogar Baumwolle und Zucker in Fülle hervorbringen, bewässern sie mittels Kanälen vom Gila aus, und da sie im Besitz eines nicht unbedeutenden Viehstandes sind, so läßt sich mit Recht behaupten, daß diese Nationen sich, nach indianischen Begriffen, eines gewissen Wohlstandes erfreuen, eines Wohlstandes, der ihnen die Mittel an die Hand gibt, nicht nur ihrem Körper die zur Gesundheit erforderliche Pflege angedeihen lassen zu können, sondern sich auch mit

mancherlei Bequemlichkeiten, seien es nun Kleidungsstücke oder Acker- und Hausgeräte, zu umgeben.

Hierzu gesellt sich noch ihre friedliebende Natur, infolgederen sie ein gutes Einvernehmen mit den etwa vorbeiziehenden Weißen und ihren gleichgesinnten Nachbarn aufrecht erhalten, von denjenigen Stämmen aber, mit denen sie in angeerbter Fehde leben, gefürchtet und deshalb nur in sehr seltenen Fällen durch feindliche, räuberische Angriffe belästigt werden. Sie selbst betreten den blutigen Kriegspfad nur zur Verteidigung ihrer Familien und ihres Eigentums. Obgleich sie bei solchen Gelegenheiten ihre Feinde nie weit über ihr eigenes Gebiet hinaus verfolgen, so wissen sie sie doch immer so nachdrücklich zurückzuweisen, daß sie auf Jahre die Lust und die Kraft verlieren, ihre Raubanfälle zu erneuern*).

Sind die Pimos und Maricopas, die sich, freilich irrtümlich, ihrer direkten Abstammung von den alten wandernden Azteken rühmen, in vielen Beziehungen von der Natur bevorzugt, wenigstens im Vergleich mit den meisten andern indianischen Nationen, so bietet ihre weitere Umgebung dafür fast gar nichts, was das Auge erfreuen könnte.

Ihr Gebiet trägt nämlich, trotz der bestellten Felder, soweit der Blick reicht, den Charakter einer unwirtlichen Wüste; und wenn auch die bizarren Formen näherer und entfernterer Gebirgszüge, oder auch vereinzelte Kuppen, die wie verloren aus den ansteigenden Ebenen auftauchen, die Einförmigkeit der weitgeschweiften Linie des Horizonts vielfach unterbrechen, so fehlt doch die eigentliche verlockende Naturschönheit, auf der die Augen gern länger haften, mag der Beobachter auch noch so oft zur Bewunderung dieses oder jenes hervorragenden Punktes hingerissen werden.

Öde und nackt sind im allgemeinen die Abhänge der Gebirge, öde und nackt die dürren Ebenen; und sogar die geringe Vegetation, die bald in Form von zahlreichen Kaktusarten, bald von übelriechenden Artemisien oder verkrüppelten blätterlosen

*) Ich beziehe mich auf die große Niederlage, welche die am Colorado lebenden Stämme der Yumas und Mohaves im Jahre 1857 erlitten, als sie die Dörfer der Pimos und Maricopas überfallen wollten.

Akazien dem kiesigen Boden oder den Spalten im Gestein entsprießt, hat in ihrem Äußeren etwas Entmutigendes, Menschenfeindliches.

Über diese niedrige Vegetation ragt freilich hoch und stolz empor die stattliche Cereus giganteus*), doch auch sie ist in einen dichten Mantel von langen Stacheln gehüllt, und nur an krankhaften Stellen, wo sich die gefährlichen Waffen samt der Rinde von dem riesenhaften fleischigen Schafte trennten, gestattet sie es dem fleißigen Specht sich anzuklammern und mit scharfem Schnabel eine Höhle zu seinem Nest auszumeißeln. —

In einer solchen Umgebung befanden sich also die vereinigten Karawanen Roberts und Pasquals, nachdem sie das anmutigere Gebiet des Rio Salinas verlassen und sich in südöstlicher Richtung dem Rio Gila und den Dörfern der befreundeten Indianer genähert hatten.

Doch nur Robert, der schon längst mit ängstlicher Besorgnis von Fernando erwartet worden war, hatte sich mit seinen Leuten ganz nach den Dörfern hinbegeben, um die unter Sidneys Oberaufsicht zurückgebliebenen Herden wieder zu sammeln, während die Zunnis mit Hohendorf, Martha und der Negerin etwas weiter oberhalb auf dem Ufer des Gila lagerten, um sich demnächst den vorbeiziehenden Freunden anzuschließen.

Eine Nacht war ihnen daselbst in ungestörter Ruhe vergangen und mit einem Anflug freudiger Hoffnung sahen sie der Ankunft der Herden entgegen, die sich schon aus der Ferne durch dichte Staubwolken anmeldeten. Sehnlich wünschten sie Gewißheit darüber zu erhalten, ob den Kaliforniern aus ihren menschenfreundlichen Bemühungen kein Nachteil erwachsen sei, und wendeten daher fast ausschließlich ihre Aufmerksamkeit den kaum erkennbaren Reitern zu, die hin und wieder vor den Staubwolken erschienen und die langsam schreitenden Schafe galoppierend umkreisten.

Die Hitze des Tages hatte schon nachgelassen und den durch Ausspannen von Decken hergestellten künstlichen Schutz gegen die schrägen Strahlen der Sonne überflüssig gemacht, weshalb

*) Kandelaberförmiger Kaktus.

Martha ein dem gelinden aber erfrischenden Luftzuge zugängliches Plätzchen auf einer erhöhten Stelle des Ufers ausgewählt und sich daselbst niedergelassen hatte. Hohendorf saß an ihrer Seite, während die Negerin vor ihnen auf der Erde kniete und die Zunnis sich mit ihren Pferden und dem geretteten Pelzwerk beschäftigten.

Der Ausdruck tödlicher Spannung war aus den Zügen aller gewichen, an dessen Stelle aber eine tiefe Wehmut getreten, die bei den verschiedenen Mitgliedern aus verschiedenen Ursachen entsprang. Die Zunnis trauerten offenbar über die bevorstehende Trennung von Leuten, zu denen sie sich so mächtig hingezogen fühlten. Bei Hohendorf und Martha dagegen überwog die bange Besorgnis um die Zukunft, und das Bewußtsein ihrer eigentümlichen Lage, in der sie vorläufig allein auf das Wohlwollen anderer Menschen angewiesen waren, fast jedes andere Gefühl. Was sie sich gegenseitig galten, war ihnen kein Geheimnis mehr, aber sie fürchteten einen Punkt zu berühren, der für beide Teile gleich schmerzlich sein mußte. Wohl erwarteten sie mit Zuversicht von Robert Andree Ratschläge, die entscheidend für ihr künftiges Geschick, für die Art und Weise ihres Fortkommens sein sollten, doch keiner von ihnen wagte, trotz Roberts vielfacher freundschaftlicher Winke, eine Unterredung anzuknüpfen, die notwendigerweise schließlich auf die Erwähnung ihrer unvermeidlichen Trennung hinauslaufen mußte. Sie sagten sich, daß ihre Lebenswege in verschiedenen Richtungen lägen, und dieser eine Gedanke fesselte ihren Geist zu sehr, als daß sie vermocht hätten, mit freudiger Zuversicht über die nächste Zukunft hinwegzublicken.

Hätten sie auf einem vertrauteren Fuße zueinander gestanden, so würde es ihnen nicht schwer geworden sein, mit Überlegung einen Plan zu verabreden, einen Plan, der, dem edlen Herzen des jungen Mädchens, sowie dem aufrichtigen Charakter Hohendorfs entsprechend, die ängstliche Besorgnis verscheucht hätte, mit der Hohendorf jetzt sogar vermied, Marthas Fortkommen in Kalifornien zum Gegenstand eines Gesprächs zu machen.

So saßen sie da und schauten fast mechanisch auf die gelben

Staubwolken, die über den vielen Tausenden von Schafen emporwirbelten, und achteten nicht der Negerin, die, ihr Gesicht auf beide Hände stützend, vor ihnen kauerte und ihre großen hin und her rollenden Pupillen bald auf Martha, bald auf Hohendorf richtete.

Es mußte in der Seele Maiblumes etwas Ungewöhnliches vorgehen, denn wenn sie jemand genauer beobachtet hätte, so würde er auf ihren blauschwarzen Zügen abwechselnd den Ausdruck höchsten Entzückens und tiefster Trauer wahrgenommen haben.

Nachdem sie längere Zeit hindurch schweigend verharrt, schien sie endlich einen Entschluß gefaßt zu haben, denn sie sprach plötzlich mit unverkennbarer Verlegenheit den Namen „Massa Hohendorf" aus, worauf sie ihr gewöhnliches, herzliches, aber übermäßig lautes Lachen erschallen ließ.

Hohendorf und Martha blickten auf die getreue Negerin hin, und als diese in ihren Mienen eine freundliche Aufmunterung zum Sprechen entdeckte, hob sie mit komisch verschämtem Wesen an:

„Massa Hohendorf, wir jetzt reisen nach Zivilisation, wo Dampfschiffe und Eisenbahnen und Musik und Plantagen."

„Ja, Maiblume," entgegnete Hohendorf sinnend, „aber ein weiter Weg ist es noch bis dahin."

„Leute in der Zivilisation nicht leben ohne Geld?" fragte Maiblume, und ein glückliches Lachen leuchtete aus ihren zusammengekniffenen Augenwinkeln.

„Gute Maiblume, diese Erfahrung haben wir alle wohl schon mehr oder weniger gemacht", antwortete Hohendorf, wobei er unbewußt errötete.

„Ihr nicht reich sein, Massa Hohendorf," fuhr die Negerin unaufhaltsam fort, „Ihr nicht reich sein, aber doch viel Geld haben. Arme Miß Martha sehr arm, kein Kupfercent ihr Eigentum."

„Laß das, Maiblume", fiel Martha ihr jetzt mit mildem, vorwurfsvollem Ton in die Rede. „Es ist noch lange hin, bis der Mangel des Geldes uns fühlbar wird, und auch dann wird Gott uns nicht verlassen und mir Kräfte zum Arbeiten geben."

Ehe Hohendorf dem Gespräch eine andere Wendung geben konnte, hatte Maiblume aber schon wieder das Wort ergriffen.

„Nein, Miß Martha, mein süßes Kind nicht arbeiten!“ rief sie heftig aus, „nein, sie leben wie eine Lady! Ich einen Plan haben, einen schönen Plan; will nur wissen, ob Massa Hohendorf Geld. Massa Hohendorf ein guter Herr; arme Niggers nicht peitschen! Er mein Herr werden, er mich kaufen, ich noch gar nicht so sehr alt, ich noch Kraft genug zum Arbeiten; bin wenigstens siebenhundert Dollars wert, und wenn Massa Hohendorf siebenhundert Dollars für mich zahlen, Miß Martha dafür ein Haus kaufen und Möbeln, und leben wie eine große Lady, und wenn Massa Hohendorf kein Geld haben, er mich auf den Markt bringen und mich verkaufen; ich mich dann frei arbeiten und meine gute Miß wieder aufsuchen und bei ihr bleiben, solange ich leben!“ Hier lachte die Negerin wieder laut auf, nachdem sie bei dem Gedanken an eine mögliche Trennung von ihrer jungen Herrin zwei mächtig große Tränen vergossen hatte. —

Arme, gute Maiblume! Trug dein schwarzes Gesicht auch eine entfernte Ähnlichkeit mit der Physiognomie eines gutmütigen A f f e n, wie die schamlosen Lästerer einer ordnenden Natur und die gewissenlosen Verbrecher an den farbigen Rassen beständig hervorheben und wiederholen; war dein Benehmen auch kindisch und albern, k i n d i s c h u n d a l b e r n, w e i l m a n s c h o n i n d e i n e r f r ü h e s t e n K i n d h e i t d e i n e a f r i k a n i s c h e n g e i s t i g e n A n l a g e n u n d N e i g u n g e n s c h l a u d a z u b e n u t z t e, a u s d i r, w e n n a u c h e i n e r e d l i c h e S k l a v i n, a b e r d o c h e i n e n m ö g l i c h s t g r o ß e n u n d a u f f a l l e n d e n G e g e n s a t z z u d e i n e n w e i ß e n P e i n i g e r n h e r a n z u b i l d e n, u m d a n n d e s t o l e i c h t e r d e n s c h w a r z h ä u t i g e n M e n s c h e n j e d e h ö h e r e B i l d u n g s f ä h i g k e i t a b s p r e c h e n z u k ö n n e n; mochte auch alles dies der Fall sein, gute Maiblume; als du, die freie Dienerin, dich aus Liebe zu dem verwaisten jungen Mädchen zum Verkauf ausbotest, da warst du schön, ach, so schön und edel; und wenn du in diesem Augenblick gestorben wärest, dann hätten, um mich bildlich auszudrücken, Engel

sich um dein hartes Lager versammelt. Sie hätten dir freundlich zugelächelt, Tränen der Rührung auf dein wolliges Haupt und auf dein treues Herz fallen lassen und deine Seele dahin getragen, wo es keine Sklaven, keine Vorurteile und nur einen einzigen freundlichen, liebevollen Herrn gibt.

Maiblume lachte; sie lachte laut und herzlich; sie fand ihr Anerbieten ja so natürlich und würde gewiß wieder in ihren geräuschvollen Eifer verfallen sein, wenn jemand das Selbstverständliche ihres Vorschlags zu bestreiten gewagt hätte.

In Marthas Augen dagegen glänzten Tränen, als sie der Negerin Hand ergriff und vor tiefer Bewegung längere Zeit kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Du, eine freie Negerin, willst dich verkaufen lassen, willst wieder in die Sklaverei zurückkehren?" begann sie endlich. „Hast du vielleicht vergessen, daß der Freibrief, den dir mein Vater ausstellen und auf dem Gericht eintragen ließ, auf ewige Zeiten gültig bleibt?"

„Schadet nicht, schadet nicht, meine gute Miß!" erwiderte Maiblume schnell, denn sie glaubte diesen Einwand, den sie für den einzigen denkbaren hielt, mit leichter Mühe besiegen zu können. „Nein, Miß Martha, schadet ganz und gar nicht", fuhr sie eifrig fort; „ich gesund und stark; niemand mir ansehen, daß ich ein freies Niggerweib; aber mir ansehen, daß ich eine gute Köchin, so gut, wie in der ganzen Louisiana nicht besser; und ich waschen für Ladies und Gentlemen; waschen, so weiß wie Schnee; und plätten, so glatt wie der Mondschein auf stillem Wasser! Oh, ich ein prächtiges Niggerweib! Ein Niggerweib erster Klasse! Siebenhundert Dollars nicht zu viel für mich; aber mich auch schon für zehn Taler weniger hingeben. Ihr dann leben wie eine Lady, ich mich wieder frei gearbeitet, ehe Ihr das Geld verzehrt, und dann mich wieder verkaufen. Ich wünschen, Massa Hohendorf am liebsten mein Herr, er —"

„Halt, halt, Maiblume!" unterbrach Martha den Redefluß der Negerin, wobei sie aber ein Lächeln über deren Eifer nicht zurückzudrängen vermochte. „Du hast mich mißverstanden; ich wollte deine Freiheit ja nicht als ein Hindernis für deine absonderlichen Pläne hinstellen, sondern dir nur damit sagen,

daß, wenn du wirklich noch Sklavin wärest, auch ich dir unbedingt die Freiheit geben würde. Gott sei Dank, ich habe es aber nicht mehr nötig; wenn du dich jedoch durchaus von mir trennen willst, so steht es dir ja frei, nachdem wir Kalifornien —"

„Nimmermehr! nimmermehr ich mich von meiner geliebten Miß trennen!" schrie die Negerin bei Marthas berechneten Worten auf, indem sie schluchzend des jungen Mädchens Hände mit Küssen bedeckte. „Nein, ich bei meiner süßen Miß bleiben und für sie arbeiten! Ich genug verdienen für uns beide, und nicht von mein süßes Kind gehen, bis der Tod — nein, nicht der Tod, bis sie einen guten Gentleman heiraten —"

Bei diesem Wort brach Maiblume plötzlich ab, ihre dicken Augäpfel rollten wie im Entzücken einigemal in ihren Höhlen hin und her, und ruhten abwechselnd auf Martha und Hohendorf. „Ich hab's, ich hab's!" rief sie endlich aus, nachdem sie eine Weile über irgend etwas nachgesonnen. „Ja, ich hab's! Ich nicht so dumm, wie die Leute denken! Ich ein kluges Niggerweib!"

Nachdem sie sodann durch erschütterndes Lachen ihre Freude über sich selbst und ihren Einfall an den Tag gelegt und sich dann wieder einigermaßen gesammelt hatte, wendete sie sich an Hohendorf.

„Massa Hohendorf!" redete sie ihn mit stolzer, triumphierender Miene an, „Massa Hohendorf, ich setze den Fall, Ihr meine gute Miß heiraten und wir dann zusammenbleiben; Ihr ein schöner Gentleman, und ich denken, Miß Martha Euch wohl nehmen."

Wäre ein Donnerschlag vor Hohendorf und dem jungen Mädchen in den Boden gefahren, so hätte seine Wirkung nicht plötzlicher, nicht erschreckender sein können, als bei der harmlosen, mit bester Absicht gegebenen Bemerkung der Negerin.

Martha stammelte nur leise, aber mit vorwurfsvollem Tone den Namen „Maiblume", worauf sie tieferrötend und verlegen vor sich niederschaute.

Hohendorf dagegen, nicht weniger betroffen, blickte nach den fernen Staubwolken hinüber. Er wußte nicht, sollte er sich den Anschein geben, als habe er die Bemerkung nicht

vernommen, oder sollte er, darauf eingehend, derselben eine scherzhafte Wendung geben.

Zu letzterem gebrach es ihm an Mut, weil er das, was die Negerin mit lauten, deutlichen Worten ausgesprochen, oft als eine schöne, aber unerreichbare Vision in seinen Träumen vor sich gesehen hatte. Und zu ersterem, da hätte er kälteres Blut haben müssen, das ihm jetzt glühend heiß zum Herzen drang und seine wettergebräunten Wangen zu zersprengen drohte.

Minuten vergingen. Niemand wagte die plötzlich eingetretene Stille zu unterbrechen. Selbst die Negerin war verstummt und beschränkte sich darauf, ihre triumphierenden Blicke vorzugsweise auf ihrer jungen Herrin ruhen zu lassen, die in ihrem einfachen, aus indianischen Decken und Stoffen phantastisch hergestellten Anzug, ein Bild lieblicher Verschämtheit und rührender Verlegenheit, vor ihr saß.

Lautes Rasseln von Ketten, Getrappel von Maultieren und aufmunternde Zurufe, die schon längere Zeit hindurch aus der Ferne zu ihnen gedrungen waren, jetzt aber ganz nahe aus dem breiten Bett des Stromes heraufschallten, führten ein Ende der peinlichen Szene herbei, und als sie mit den Augen der Richtung des Schalles folgten, erblickten sie die mit sechs kräftigen Maultieren bespannte Vereinigte-Staaten-Post, die um einen Vorsprung des Ufers herumbog und sich ihnen schnell von Osten her näherte.

Der Fluß, der gerade jetzt, zur Zeit seines niedrigsten Standes, nur wenig Wasser führte, füllte kaum die Hälfte seines breiten Bettes aus, weshalb der Postführer, der besseren Bodengestaltung wegen, den Fluß selbst zu ihrem Wege gewählt hatte, anstatt gegen die zahlreichen Hindernisse zu kämpfen, welche die dreißig Fuß höher gelegenen Ufer in geringen Zwischenräumen boten.

Die Freude, die das Erscheinen des Fuhrwerks und der es begleitenden Amerikaner anfangs hervorrief, wurde sehr bald wieder gedämpft, als Hohendorf vier Dragoner erkannte, die dem Wagen als Bedeckung in geringer Entfernung nachfolgten.

Hatte er auch an dieser Stelle von den Leuten, die nur fremde Physiognomien zeigten, kein Erkennen und keinen Verrat zu befürchten, so genügte doch schon der Anblick der hellblauen Uniform, plötzlich alle Erinnerungen an frühere Zeiten und die damit verbundene schmachvolle Behandlung wachzurufen.

Indem er die Reiter anstarrte, gedachte er der eigenen Lage und daß er noch immer den militärischen schonungslosen Gesetzen verfallen sei, wenn er wieder verhaftet werden sollte; er gedachte seines gütigen Kommandeurs, der ihn einst mit Rat und Tat unterstützte; er gedachte Fetters', seines Peinigers, der einst kaltblütig eine Belohnung auf seine Gefangennahme setzte. Seine Augen wanderten von den Dragonern nach dem mit einem halb geschlossenen leichten Verdeck versehenen Wagen hinüber und er erbleichte. —

Fetters, der brutale Sklavenzüchter, Fetters, der hartherzige Wicht, mit den schlaffen, abgelebten Gesichtszügen und den kalten, gleichgültigen Augen, da saß er ja selbst nachlässig zurückgelehnt in dem Wagen und schaute hinauf nach dem Ufer, wo die drei Zunnis jetzt schweigend beieinander lagen. Auch über Hohendorf, Martha und die Negerin streiften seine Blicke. Er schien sie nicht zu erkennen, vielleicht infolge der Veränderung, die in deren Äußeren vorgegangen war, vielleicht auch, weil sie sich zu weit von ihm entfernt befanden.

Wenn er sie aber erkannte, dann besaß er eine merkwürdige Gewalt über sich selbst, denn weder aus seinen Bewegungen, noch aus seinen Mienen ging hervor, daß ihn die unvermutete Begegnung irgendwie berühre.

Er sprach in gleichgültiger Weise zu einem andern jungen Offizier, der neben ihm im Wagen saß, und nur einmal, als die zum Tode erschrockene Martha ihr Gesicht abwendete, schien sich sein mattes Auge zu beleben und ein schadenfrohes Lächeln über seine Züge zu gleiten.

„Wohin des Wegs?!“ rief der Wagenführer nach dem Ufer hinauf.

„An den Rio Grande!“ antwortete Hohendorf, der unterdessen seine Fassung wiedergewonnen hatte.

„Werdet wenig Gras finden auf den Spuren der verdammten Schafherden!“ schallte es abermals hinauf.

„Gras genug für ein Dutzend Tiere!“ lautete Hohendorfs Antwort; und was der Wagenführer dann noch sagte, das erstarb in dem rasselnden Geräusch, mit dem die in einen scharfen Trab gepeitschten Maultiere den leichten Wagen vorüberzogen. Die Dragoner riefen im Vorbeireiten einen kurzen Gruß hinauf, den Hohendorf ebenso kurz beantwortete, und nach einigen Minuten verbarg ein anderer Vorsprung die davoneilende Postkarawane.

„Habt Ihr ihn gesehen?“ fragte Martha, sich zu Hohendorf wendend, sobald der letzte Reiter verschwunden war.

„Ich sah ihn, ich würde seine Nähe geahnt haben, und wenn sich eine Mauer zwischen ihm und mir befunden hätte. Ja, ich sah ihn; so jung und doch so kalt und unbarmherzig. Ich hoffe, er hat uns nicht erkannt; sollte es aber der Fall sein, so steht alles, ja das Schlimmste von ihm zu befürchten. Sein Weg führt unbedingt nach Fort Yuma oder San Diego, wo wir vorbeimüssen und wohin er offenbar kommandiert worden ist. Über die Richtung unserer Reise kann er kaum im Zweifel sein, und sein Schweigen ist für mich drohender, als wenn er mich angeredet hätte.“

„Warum aber, wenn er über uns nicht in Zweifel gewesen wäre, warum trat er nicht auf und zwang uns, ihm zu folgen?“ fragte Martha voller Besorgnis. „Ihr und die drei Zunnis würdet wohl kaum imstande gewesen sein, ihn von seinem Vorhaben anders, als durch offene Flucht zurückzuhalten. Nein, nein, ich glaube nicht, daß er uns erkannte.“

„Oh, Martha, er weiß, daß er mich, außer auf hinterlistige Weise, nie lebendig in seine Gewalt bekommen wird, und mich hier gerade an Eurer Seite gesehen zu haben, dient nicht dazu, seinen Haß gegen mich zu mildern. Wozu hätte auch ein offener Angriff auf uns führen sollen? Hier, wo unsere Freunde ganz in der Nähe weilen? Oder glaubt Ihr vielleicht, unsere großmütigen Retter hätten es geduldet, daß wir von dem ersten besten Offizier mit Gewalt fortgeschleppt worden wären? Trotz ihrer friedfertigen Natur würden auch die Zunnis, um

den Kaliforniern Gelegenheit zu geben, heranzukommen, lieber jedes Tier vor dem Postwagen aus der Ferne erschossen haben. Nein, Gewalt durfte er nicht anwenden, wenn nicht die letzte Aussicht auf eine Verwirklichung seines rachsüchtigen Vorhabens schwinden sollte. Aber beruhigen wir uns, liebe Freundin. Er hat uns vielleicht nicht erkannt, weil ein Zusammentreffen an dieser Stelle, namentlich mit Euch, der Totgeglaubten, für ihn zu weit aus dem Bereich der Wahrscheinlichkeit, der Möglichkeit lag. Hoffen wir, daß es so sein möge."

Während des letzten Teiles dieser Rede war Pasqual herangetreten, und als Hohendorf schloß, deutete derselbe mit ausdrucksvoller Gebärde hinter der nicht mehr sichtbaren Postkarawane her.

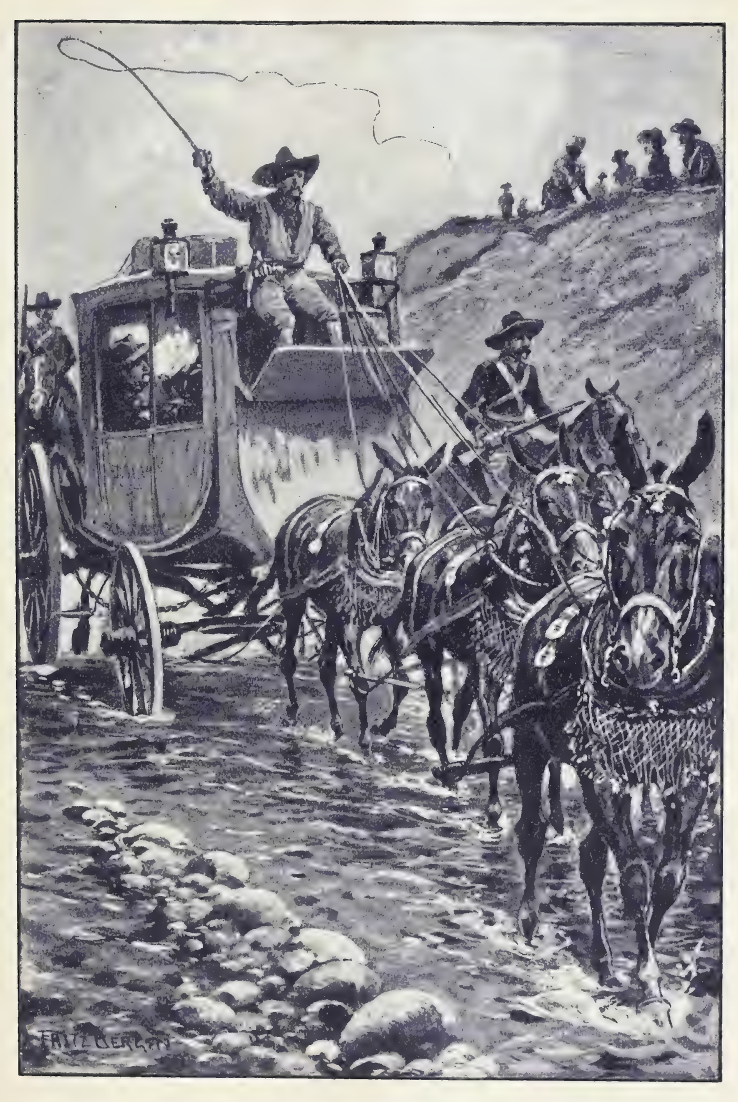
„Ja, Pasqual", sagte Hohendorf, sich zu dem Häuptling wendend; „Eure Augen täuschten Euch nicht; er war es; möglich ist es aber, daß er die Wahrheit nicht ahnte."

„Weiße Menschen, die sich in der Wildnis begegnen, sprechen miteinander," hob der alte Zunni an, „sie sprechen miteinander über den Weg, über die Entfernungen und über die Dauer ihrer Reise. Sie lieben es, viel zu wissen und viel zu erfahren. Er, der hier vorbeifuhr, ist nicht anders als alle Weißen. Der Haß schloß ihm aber den Mund, und seine matten Augen glühten, als sie auf Euch und die weiße Blume trafen. — Hütet Euch, ihm zu begegnen, wenn er die Macht hat, Euch zu verderben. Auch weiße Menschen können hinterlistig sein."

„Ihr habt leider recht", entgegnete Hohendorf; „aber der Weg ist noch weit bis an die Grenzen der Zivilisation, und so breit, daß ich hoffen darf, ihm ausweichen zu können."

Der Häuptling schüttelte wie im Zweifel leise sein Haupt und blickte sinnend stromaufwärts, wo Robert und Fernando mit einem halben Dutzend der Mexikaner in wilder Hast angeritten kamen.

Die Unruhe, die sich auf Roberts Zügen sichtbar spiegelte, wich augenblicklich, sobald er wahrnahm, daß die auf dem Ufer lagernde Gesellschaft nicht gestört worden war. Auch er war mit Fetters zusammengetroffen, der, in ihm den Gastfreund aus der Sierra Madre wiedererkennend, ein Gespräch



Die Freude, die das Erscheinen des Fuhrwerks und der es begleitenden Amerikaner anfangs hervorrief, wurde sehr bald wieder gedämpft, als Hohendorf vier Dragoner erkannte, die dem Wagen als Bedeckung in geringer Entfernung nachfolgten. (S. 397.)

mit ihm angeknüpft hatte. Die Nachricht, ein geraubtes weißes Mädchen sei durch die Dazwischenkunft der Kalifornier gerettet worden und lagere weiter oberhalb am Flusse, hatte schon durch umherstreifende Pimos ihren Weg bis zu ihm gefunden und ihn auf die rechte Spur geleitet.

Es wurde ihm daher nicht schwer, durch geschickt gestellte Fragen den Hütern den ganzen Verlauf der Sache zu entlocken, und als er Robert erreichte, ließ er seine Kenntnis der am Rio Verde stattgefundenen Ereignisse hinlänglich durchblicken, um diesem, der plötzlich für seinen Freund zu fürchten begann, jedes fernere Leugnen unmöglich zu machen.

Aus diesen Umständen nun ließ es sich erklären, daß Fetters, jetzt auf eine etwaige Zusammenkunft vorbereitet, beim Anblick Marthas und Hohendorfs nicht die geringste Überraschung zeigte und scheinbar ohne dieselben zu kennen, an ihnen vorüberzog. Hätte er Martha allein getroffen und nicht um Hohendorfs Nähe gewußt, so würde er das junge Mädchen sicherlich mit aller Sorgfalt, der er nur fähig, in dem Postwagen nach Kalifornien geschafft haben; so aber genügte die bloße Nähe des Flüchtlings, seines früheren Untergebenen, Martha in seinen Augen so weit herabzusetzen, daß er ihr seinen Beistand nicht nur nicht anbot, sondern sogar ängstlich vermied, auch nur durch eine Miene sein Wiedererkennen zu verraten. Daß Martha den beschwerlichen Ritt durch die Wüsten einer bequemeren Reise unter seiner Obhut vorzog, ahnte er freilich nicht; er hatte jetzt nur noch Gedanken für den Haß und die Rache, die er unter dem Schutz strenger militärischer Gesetze an Hohendorf auszuüben hoffte, sowie für die Demütigung derjenigen, die einst stolz seine Anträge zurückwies.

Robert trat den Befürchtungen, die Pasqual betreffs ihrer ferneren Sicherheit äußerte, vollständig bei, beruhigte indessen die Gemüter einigermaßen wieder, indem er es als einen günstigen Umstand pries, genau zu wissen, aus welcher Richtung ihnen allein Unheil drohen könne, und indem er erklärte, sich ebensowenig dem Militärposten am Übergangspunkte über den Colorado, wie den Ansiedelungen nähern zu wollen, ohne sich

vorher durch abgesendete Kundschafter von der Sicherheit der Umgebung überzeugt zu haben.

„Monate können noch vergehen, ehe wir den Colorado erreichen, obgleich ich hoffe, schon nach vier Wochen dort zu sein!“ rief er mit einem Anflug von Sorglosigkeit aus, nachdem er seine Begleitung angewiesen, Vorbereitungen zum allgemeinen Nachtlager zu treffen und sich dann den übrigen Hütern, die mit den Herden sehr langsam herbeikamen, zuzugesellen. „Monate können noch vergehen, und im Verlauf dieser Zeit mag uns der junge Sklavenzüchter schon längst vergessen haben.“ So sprechend setzte er sich Martha gegenüber auf den Boden, und nachdem er ihr wie Hohendorf mit gewinnender Freundlichkeit die Hand gedrückt, begann er in seiner Kugeltasche emsig nach etwas zu suchen.

„Eigentlich sollte ich mich wegen einer Nachlässigkeit entschuldigen“, sagte er endlich, einen Brief hervorziehend und seine Blicke auf die Aufschrift werfend. „Es gelang mir, dem Postmeister von Santa Fé einen für Euch bestimmten Brief halb durch List, halb mit Gewalt abzulocken. Ich hatte ihn sorgfältig unter meinem Gepäck verwahrt. In der Eile aber, mit der wir zu Euerm Beistand aufbrachen, dachte ich an nichts weniger, als an die Einhändigung desselben und verschwieg die Sache, um Euch nicht in beständiger Spannung zu erhalten.“

Doch Hohendorf vernahm Roberts letzte Worte nicht mehr, er hatte geliebte vertraute Schriftzüge entdeckt, mit bebender Hand das von der Sommerhitze ganz verwischte Siegel gelöst und sich augenblicklich ins Lesen vertieft.

Die Spannung, die sich schon nach den ersten Zeilen auf seinen Zügen spiegelte, teilte sich seiner Umgebung schnell mit, denn die Unterhaltung verstummte, und mit Teilnahme hafteten aller Blicke auf seinen Augen, die schnell über das engbeschriebene Papier hineilten und von Minute zu Minute einen freudigeren, glänzenderen Ausdruck erhielten. Nur Fernando, der für gewöhnlich Robert immer wie ein Schatten nachfolgte und sich auch jetzt wieder dicht an seiner Seite niedergekauert hatte, achtete nicht auf den Flüchtling. Seine großen schwarzen Augen waren mit einer Mischung von Neugierde und

Bewunderung auf Martha gerichtet; mit andächtig gefalteten Händen schaute er auf das junge Mädchen, als sei es eine Heilige, die gekommen war, um ihn für die langen Jahre der Leiden in dem Bergwerk, für seine verlorenen Jugendjahre zu entschädigen, zu trösten. Nur einmal, und zwar auf eine Sekunde, sah er fragend zu Robert auf, und als ob es ihn beruhigt hätte, daß dieser seine ganze Aufmerksamkeit Hohendorf zuwendete und ihm gleichsam das Anschauen Marthas allein überließ, versank er wieder in seine Träumereien, die das liebliche Angesicht offenbar bei ihm hervorrief.

Hohendorf las unterdessen Zeile auf Zeile. Kein Wort wurde gesprochen, nur das Murmeln der Zunnis, die etwas abseits miteinander beratschlagten, drang herüber; aber Hohendorf vergegenwärtigte sich nicht eifriger die Gedanken, die ihm aus weiter, weiter Ferne, vereinigt mit Segenswünschen, zugeschickt worden waren, als Martha aus seinen Mienen seine Gemütsstimmung und Gefühle zu entziffern strebte. Ihre Augen, als wären sie der Abglanz der seinigen gewesen, erhielten allmählich einen freudigeren Ausdruck; wie ihm aber rasch hintereinander zwei Tränen in den dichten Schnurrbart rieselten, da umflorten sich auch ihre Blicke, und mit atemloser Spannung harrte sie auf das erste Wort von ihm.

Doch er las weiter, und Träne folgte auf Träne. Aber nicht Schmerz war es, der sich auf diese Weise Bahn brach, gegen Schmerz war er ja gestählt, er war ihm nichts Neues, nichts Ungewohntes. Aber gegen beseligende Freude anzukämpfen, das vermochte er nicht, ohne den auf ihn einstürmenden Gefühlen nachzugeben.

Er hatte den Brief zu Ende gelesen und griff hastig nach einem andern Schreiben, das ersteren begleitete. Er entfaltete es und überflog die wenigen Worte, die dasselbe enthielt.

„Gott im Himmel, ist es denn möglich!“ rief er aus, mit einem unbeschreiblichen Ausdruck emporblickend. „Ich soll wieder ein Vaterland, eine Heimat und Angehörige besitzen? Ich, der geächtete Flüchtling? O, möchte der Fürst, der mir meine Jugendtorheiten großmütig verzieh, nur eine Ahnung von dem Glück erhalten, das er durch seine Verzeihung stiftete,

und er ist reich, überreich dafür belohnt. — O Dankbarkeit, o Liebe, wie stark, wie unzerreißbar stark sind deine Banden, im Vergleich mit den spröden bleiernen Fesseln despotischer Strenge! Segen, tausendfacher Segen über den Fürsten, der mit unbefangenem Blick diesen Unterschied zu entdecken vermag, und sich in den Herzen seiner Untertanen ein erhabenes, ein unerschütterliches Denkmal gründet!"

„Amen", flüsterte Martha; „Amen," sagten Robert und die Negerin, „Amen", wiederholte Fernando mechanisch, ohne seine Blicke von Martha zu wenden.

Doch nur Robert hatte die in deutscher Sprache ausgerufenen Worte verstanden. Für die übrigen war es ein Gebet gewesen, das durch Ton und Gebärde zu ihren Herzen drang, und aus innigster Seele wiederholten sie das Wort „Amen!".

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Heimkehr der Zunnis.

Der Brief, der Hohendorf so tief ergriff, daß Robert beim bloßen Anblick ein Gefühl der Wehmut beschlich, kam in der Tat von seinem Vater, der ihm die Verzeihung seines Landesherrn und zu gleicher Zeit einen Paß zur Rückreise in die Heimat hatte zukommen lassen. Er bat ihn schließlich, seine Heimkehr zu beschleunigen, um ihm die allmählich drückender werdende Last der Verwaltung seiner Güter abzunehmen oder wenigstens zu erleichtern, und wies ihn an, im Fall er darum benötigt sein sollte, die erforderlichen Geldmittel in Neuyork zu erheben.

Der Übergang von der traurigen, ja, noch immer verzweiflungsvollen Lage zu den glücklichsten Verhältnissen war so plötzlich, so unerwartet eingetreten, daß Hohendorf sich längere Zeit hindurch gar nicht zu fassen vermochte und Robert zum dritten und vierten Male bat, den ganzen Brief nebst Einlagen von Anfang bis zu Ende vorzulesen, um gewiß zu sein, nicht geträumt, sich nicht getäuscht zu haben. Er versäumte

dann nicht, immer die wichtigsten Stellen Martha zu übersetzen, und wohl beglückte es ihn, zu bemerken, wie das junge Mädchen die reinste, die ungeheucheltste Freude über die Wendung seines Geschickes empfand, obgleich bei der Erwähnung seiner Angehörigen ihr die Tränen des Schmerzes und der Wehmut in die Augen drangen. — Sie gedachte in solchen Augenblicken ihrer eigenen Eltern.

Was Hohendorf und Robert dem jungen Mädchen übersetzten, das verstand aber auch die Negerin. Diese war ganz gegen ihre Gewohnheit still, lauschte dagegen so gespannt, daß ihr keine einzige Silbe entging, wobei ihre großen Augen vor Entzücken immer heller strahlten und ihr Mund sich mehrfach über die größere Hälfte der ebenholzfarbigen Wangen ausdehnte.

„Massa Hohendorf, ich setze den Fall, Ihr jetzt ein reicher Mann!" platzte sie endlich heraus, als dieser bei der Erwähnung seiner Heimreise plötzlich abbrach und mit unverkennbar schmerzlicher Verlegenheit schwieg.

Martha mochte ahnen, was die Negerin bezweckte, denn sie ergriff sie schnell am Arm und forderte sie auf, ihr einen frischen Trunk Wasser vom Fluß heraufzuholen.

Es war indessen zu spät, Maiblume zum Schweigen bringen zu wollen, ihr Herz war zu voll; und die gemeinschaftlichen Anstrengungen aller Anwesenden würden nicht hinreichend gewesen sein, das zurückzuhalten, was ihr auf der Zunge schwebte.

„Massa Hohendorf, Ihr mich jetzt kaufen und bezahlen einen guten Preis!" wiederholte Maiblume mit schallendem Gelächter. „Ihr mich kaufen und dann Miß Martha —"

Weiter kam die getreue Dienerin nicht, denn sie gewahrte, daß die tieferrötende Martha aufgestanden war und sich mit langsamen Schritten auf dem Ufer entfernte. —

Im nächsten Augenblick befand sich Hohendorf an des jungen Mädchens Seite, und vereinigt wandelten sie dann auf und ab, sich erfreuend an dem prachtvollen Abend, der sich so still, so friedlich auf die stiefmütterlich behandelte Naturumgebung senkte und so manche, manche Erinnerung aus der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft, ihres Zusammenlebens wachrief.

Die Sonne hatte ihren glanzvollen Strahlenkranz schon zum größten Teil abgelegt und berührte fast die zackigen Außenlinien der westlichen Berggipfel, mit rosenrotem und violettem Schimmer den klaren Äther und die gelblichgraue Wüste schmückend. Auch auf dem Spiegel des Stromes, wo das Wasser sich über verborgenem Geröll kräuselte, tanzten farbige Lichter. Jede Welle, noch so klein und winzig, trug einen diamantenen Funken, solange sie sich im Bereich der schrägen Sonnenstrahlen befand. Eine nach der andern zogen sie dahin, sich murmelnd überstürzend und sich gegenseitig gleichsam jagend und neidisch ausdrängend. Wenn sie aber in den Schatten des Ufers gelangten, dann verloren sie alle zusammen ihren trügerischen Schmuck, und sahen so erdfarbig, so eintönig aus, und rieselten so verstohlen über glattgewaschene Kiesel und grobkörnigen Sand, als wenn sie sich geschämt hätten und nicht wagten, die schmalen grünen Streifen des Ufers und die vereinzelten, dichtbelaubten Pappelweiden anzuschauen und deren umgekehrte Spiegelbilder zu tragen.

Auch Martha wurde von dem gemilderten Glanz der untergehenden Sonne berührt und geschmückt. Sie mochte sich aber drehen und wenden, wie sie wollte, die zarte Röte ihres lieblichen Gesichtes, die bald mit dem Purpur der Verschämtheit, bald mit einer leichten Blässe wechselte, vermochte der Schatten nicht zu verdrängen, die matten Sonnenstrahlen nicht zu erhöhen.

Die Worte dagegen, die Hohendorf während ihres Auf- und Abwandelns zu ihr sprach, die schienen von Einfluß auf den jedesmaligen Ausdruck ihrer unschuldvollen, fromm ergebenen Züge zu sein. — O, es mußten liebe, freundliche Worte sein, Worte, die aus aufrichtigem, überströmendem Herzen kamen und ihren Weg zu einem warmen Herzen fanden; denn wenn auch hin und wieder Tränen an den langen Wimpern des jungen Mädchens zitterten, so verdrängten sie doch nicht das stille Glück, die süße Zufriedenheit, die unter denselben hervorleuchteten.

Noch einen letzten, gleichsam triumphierenden Scheideblick warf die Sonne auf die Landschaft, und in Dämmerung hüllten

sich Berg und Tal. Hohendorf und Martha bemerkten es nicht. Langsam näherte sich Herde auf Herde, um in der Nähe des Lagers zu übernachten; sie aber beachteten es nicht. Sie hörten nicht den muntern Gesang der Hüter, noch das verworrene, summende Geräusch der Tausende und aber Tausende von ermüdeten Tieren. Sie sahen nicht die entzückten Blicke, mit denen Maiblume ihre kleinsten Bewegungen beobachtete, nicht Fernando, der noch immer im Anschauen Marthas versunken war, nicht Robert, der seine Aufmerksamkeit zwischen ihnen und den ihm obliegenden Pflichten teilte. Ihre Gedanken waren weit, weit fort, und doch auch wieder so nahe, während ihre Blicke sich vertrauensvoll auf die Zukunft richteten und alle schon erlebten Trübsale und noch drohenden Widerwärtigkeiten weit in den Hintergrund zurücktraten. —

Vor Robert, Fernando und der Negerin flammte jetzt ein kleines Feuer empor. Der Glanz mußte Martha an die Gegenwart gemahnt haben, denn sie sprach mit einem unbeschreiblich rührend glücklichen Ausdruck das einzige Wort „komm" aus, worauf ihr Begleiter sie zärtlich nach der alten Stelle hinüberführte.

„Maiblume, ich habe dich gekauft," sagte er, sobald er die Negerin vor sich sah, „ich habe dich gekauft, aber mit der Bedingung, daß du dich nie von mir trennen darfst."

„Schadet nicht, wenn Ihr meiner Miß nur einen guten Preis zahlen", versetzte diese mit einem Ausdruck bitterer Enttäuschung, wobei sie vergeblich strebte, ihre Tränen zurückzuhalten.

„Ich bezahle keinen hohen Preis für dich", entgegnete Hohendorf, seine Hand mit freundlichem Lächeln auf ihr wolliges Haupt legend. „Im Gegenteil, ich erhalte noch einen hohen Preis dazu."

„Ist das wahr, Miß Martha? Ist das wahr, was Massa Hohendorf sagen?" rief Maiblume schmerzlich aus und ergriff des jungen Mädchens Hand, als ob sie sie nie wieder fahren lassen wolle.

Martha vermochte ihr nur mit einem beseligenden Lächeln in zustimmender Weise zuzunicken.

„Und was Ihr zugeben, meine teure Miß?“ kreischte die Negerin, die noch immer nicht die Wahrheit fassen konnte. „Was Ihr zugeben? Ihr ja nichts besitzen, als Eure schlechte Maiblume.“

„Sei nur ruhig, liebe Maiblume“, flüsterte Martha, sich zu der alten Dienerin niederneigend, um ihr glühendes Gesicht den auf ihr haftenden Blicken Roberts, Fernandos und selbst des entzückten Hohendorf zu entziehen. „Sei ruhig, liebe Maiblume, ich hatte ja noch meine Hand zu vergeben, und die habe ich ihm zugesagt.“

Fast eine Minute lang starrte Maiblume nach dieser Eröffnung ihre junge Herrin sprachlos an. Dann aber schien neues Leben sie zu durchströmen. Sie sprang mit einem einzigen Satze empor, und ohne jemanden Zeit zu lassen, ihre Absicht zu erraten, eilte sie nach der Stelle hin, wo die Zunnis beieinander saßen.

„Ihr alle, große Häuptlinge!“ schrie sie ihnen schon von weitem zu; „ihr kommen, ihr sehen meine Miß und Massa Hohendorf! Beide Mann und Frau werden! Mich nicht verkaufen, ja, doch verkaufen! Sogar noch Miß Marthas Hand zugeben!“

Die Zunnis, die keine Silbe verstanden, errieten allerdings aus Maiblumes Benehmen, daß es sich hier nur um gute Nachrichten handle; sie leisteten der Aufforderung indessen nicht eher Folge, als bis die jubelnde Negerin Pasqual am Arm ergriff und mit sich fortzog.

Sie kamen gerade in dem Augenblicke an, als Robert Hohendorf und der errötenden Martha beglückwünschend die Hand reichte und versprach, ihnen mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und sich nicht eher von ihnen zu trennen, bis er sie sicher und wohlbehalten zu einem Hafen begleitet habe, von wo aus ihrer Heimreise dann nichts mehr hindernd entgegenstände. Auch eines möglichen Zusammentreffens mit Fetters wurde gedacht, doch mit weniger Besorgnis, als kurz vorher. Man war ja geneigt, alles im besten, in einem rosenfarbigen Lichte zu betrachten. —

Seit langer, langer Zeit hatte Martha ihr hartes nächtliches

Lager nicht mit einem solchen Gefühl von freudiger Zufriedenheit und süßer Wehmut aufgesucht, wie an diesem Abend. Die aufgeregte Negerin ließ sie aber in den ersten Stunden noch nicht zur Ruhe kommen, und Mitternacht war schon vorüber, als beide einsilbiger wurden und endlich ganz verstummten.

Hohendorf saß indes um diese Zeit noch mit Robert vor dem Lagerfeuer, das der unermüdliche Fernando sorgfältig mit leicht brennbaren Reisern nährte. Sie berieten ihre fernere Reise und die Möglichkeit, unbeachtet an den auf ihrem Wege befindlichen Militärposten vorbeizuschlüpfen. —

Am folgenden Morgen, noch ehe es vollständig Tag geworden war, bot Roberts Lager das Bild eines überaus regen Verkehrs.

Die Hüter hatten sich versammelt, um wie gewöhnlich vor dem Aufbruch gemeinschaftlich ihr Mahl einzunehmen; Robert, Sidney und Juan gingen von Herde zu Herde, um sich von ihrem Zustande zu überzeugen; die Packknechte waren beschäftigt, die Lasttiere zu beladen und die Reitpferde zu satteln; die Zunnis trafen ihre Vorbereitungen zur Heimreise, und zwischen allen diesen bewegte sich harmlos hin und her eine große Anzahl der benachbarten Pimos und Maricopas, die gekommen waren, einesteils um sich an dem ungewohnten Schauspiel zu ergötzen, anderenteils um den Reisenden von ihren Bodenerzeugnissen zum Tausch anzubieten.

Es war ein buntes Treiben; wohin man sich aber auch wenden mochte, überall gewahrte man den Ausdruck der Heiterkeit und Zufriedenheit, und fröhliches Lachen erschallte ebensowohl auf Seiten der Eingeborenen, als in der reisefertigen Karawane. Das schöne weiße Mädchen schien aber am meisten die Neugierde und Teilnahme der friedliebenden Indianer zu erwecken, denn gruppenweise drängten sie sich heran, um einen Blick auf Martha zu erhaschen, die ihrerseits wieder nicht umhin konnte, dem einen oder dem andern der Umstehenden die Hand zu reichen und durch freundliches Lächeln ihre Furchtlosigkeit und ihre Nachsicht mit dem oft zudringlichen, aber harmlosen Benehmen zu beweisen.

Wie freuten sich die phantastisch geputzten braunen Gestalten, wenn sie glaubten, die Aufmerksamkeit der schönen Fremden auf sich gelenkt zu haben; wie freuten sich die runden Mädchen und die üppig gebauten Frauen, deren Hüften die weiße baumwollene Decke rockähnlich umschlang, wenn Martha hin und wieder ein dargereichtes kleines Geschenk annahm. Die großen dunkeln Augen, die gerade unter den auf der Stirn stumpf abgeschnittenen pechschwarzen Haaren hervorlugten, funkelten von Lust und Leben; die teilweise mit roten und blauen Strichen geschmückten Gesichter verzogen sich zu einem einzigen glücklichen Lachen, und neckend und schäkernd suchten sich die harmlosen Naturkinder gegenseitig auszudrängen, um dem weißen Mädchen am nächsten zu stehen.

Junge Mütter hoben ihre Säuglinge empor oder ließen sie auf ihren Schultern reiten, um sie den ungewohnten Anblick genießen zu lassen; Kinder strebten, die schöne Erscheinung verstohlen zu berühren, wie um sich von ihrem wirklichen Vorhandensein zu überzeugen, aber für alle und für jeden hatte Martha ein gütiges Lächeln, einen freundlichen Blick.

Hohendorf betrachtete diese Szene mit Stolz und innigster Freude. Schien es doch, als ob Martha eine Königin gewesen wäre, mit so viel Aufrichtigkeit und Verehrung brachten die einfachen und unverdorbenen Naturkinder ihr die ungeschulten Huldigungen und Beweise ihrer Bewunderung dar.

Fast harsch berührte es ihn daher, als Pasqual unter die bunte Gesellschaft trat und sie mit ernster Stimme aufforderte, zurückzuweichen und den Fremden Raum zu geben, sich zur Reise zu rüsten. Es wurde augenblicklich Folge geleistet, und jetzt erst sah Martha, daß in geringer Entfernung von ihr drei gesattelte Maultiere für sie, Hohendorf und Maiblume, von Fernando bewacht, bereitstanden, während auf der entgegengesetzten Seite die beiden Zunnis mit ihren bepackten Tieren auf Pasquals Zeichen zum Aufbruch harrten.

Die Herden hatten sich schon in Bewegung gesetzt. In Zwischenräumen von fünfhundert bis tausend Schritten zogen sie dahin. Bald hielten sie sich an den nahen Abhängen, wo sie spärliches Gras auf dem kiesigen Boden fanden, bald auf

dem Ufer des Flusses, das ihnen reichlicheres, aber weniger nahrhaftes Futter bot. Die Luft schien zu beben von dem tausendfältigen Geblöke, aber lauter wie dieses klangen die Peitschen der Hirten und das Bellen der Hunde, welch letztere, ähnlich ihren berittenen Herren, ihre Schutzbefohlenen umkreisten.

Herde auf Herde zog vorüber; die Winde schwiegen, und steil wirbelten in dem klaren Äther die gelben Staubwolken empor, die auf dem dürren Erdreich unter den zahllosen gespaltenen Klauen entstanden.

„Warten wir noch", sagte Robert, der unbemerkt zu Martha und Hohendorf herangetreten war; „warten wir noch, bis die letzten Nachzügler einen Vorsprung vor uns gewonnen haben. Wir meiden dadurch den lästigen Staub und das gewiß ebenso lästige Geräusch."

„Und doch höre ich das Geräusch jetzt gern, nachdem ich so lange jeder Probe oder Spur von Zivilisation fern weilte", versetzte Martha, indem sie mit Interesse ihre Blicke über die verschiedenen Herden schweifen ließ, deren vordersten sich nur noch als dichte Staubwolken auszeichneten.

„Ich glaube es," entgegnete Robert, „der Anblick ist Euch neu, so wie er mir selbst zu Anfang neu war. Kommt es mir doch fast wie ein Wunder vor, daß ich, der ich in meiner Heimat an nichts weniger, als an diese Art von Beschäftigung dachte, jetzt wirklich imstande bin, ein solches Unternehmen zu leiten. Wenn aber erst der Reiz der Neuheit geschwunden ist, dann lernt man sehr schnell die Übelstände kennen, die man anfänglich übersah."

„Ist Euch wirklich kein Schaden daraus erwachsen, daß die Herden hier so lange still lagen und größtenteils der Fürsorge der Eingeborenen überlassen blieben?" fragte Hohendorf, einen besorgten Blick auf seinen Freund werfend.

„Nicht im geringsten", entgegnete dieser fröhlich; „im Gegenteil, die Tage der Rast waren den übermüdeten und von der Hitze angegriffenen Tieren nötiger als Futter. Wir haben nicht immer so günstigen Boden gehabt, wie Ihr hier vor Euch seht. Wir hatten Strecken zu überschreiten, die so

hart und fest waren, wie massives Gestein, und gar viele Schafe erlahmten innerhalb weniger Tage. Einen Teil von diesen hätte ich aufgeben müssen, und ich kann mich daher nur freuen, hier Gelegenheit gefunden zu haben, die mir von den Indianern geleisteten Dienste mit eben diesen Schafen belohnen zu können. Ich halte es für verständiger, für das, was man den Eingeborenen zukommen läßt, selbst auch dann, wenn es ihnen sowieso verfallen ist, irgend welche Dienstleistungen zu verlangen. Sie lernen dann ihre eigenen Kräfte und Fähigkeiten besser schätzen und höher achten, und gewöhnen sich nicht daran, wie hungrige Wölfe den Karawanen der Weißen nachzufolgen und deren Abfälle aufzusammeln. Viele Schafe wurden mir auch durch den schwarzen Juan erhalten, den gewandten Burschen, den Ihr schon in der Sierra Madre in meiner Gesellschaft gesehen. Dieser lehrte den Hütern, auf sinnige Art die verwundeten Hufe mit Fichtenharz und Leder oder Zeug zu umgeben, — doch ich spreche wie ein geborener Viehtreiber," fügte er lachend hinzu, „ja, wie ein wirklicher Viehtreiber, ohne zu bedenken, ob meinen Zuhörern dergleichen zu wissen auch angenehm ist."

„Warum sollten wir nicht dankbar anerkennen, wenn uns Gelegenheit geboten wird, unser Wissen und unsere Erfahrungen zu bereichern?" fragte Martha lächelnd.

„In diesem Fall bewundere ich aber am meisten, daß sogar in den öden Wildnissen, die Ihr durchzogen habt, Dinge entdeckt werden, die sich zum Vorteil des Menschen ausbeuten und verwenden lassen; denn ich glaube nicht, daß Ihr das Harz schon von Anfang an bei Euch führtet", bemerkte Hohendorf.

„Nein, gewiß nicht," entgegnete Robert, „es ist aber eine Tatsache, die Ihr selbst auf Euren Wanderungen und Irrfahrten gewiß vielfach bewahrheitet gefunden haben werdet: mag eine Gegend von der Natur noch so kärglich bedacht worden sein, etwas bietet sie immer, was dem Menschen zum Vorteil und zur Freude gereicht, vorausgesetzt, seine Wünsche bleiben seiner Umgebung und den Verhältnissen angemessen und übersteigen nicht das Maß der Vernunft."

„Und er besitzt ein Gemüt, das auch für Eindrücke empfänglich ist, die nicht gerade von einer großartigen Szene oder von einem erhabenen Naturschauspiel ausgehen, solltet Ihr hinzufügen", versetzte Hohendorf. „Man muß dieselbe Freude, dieselbe Bewunderung beim Anblick eines kleinen Blütenkelches empfinden können, der es wagte, sich in der tödlichen Einsamkeit einer endlosen Wüste zu entfalten, wie angesichts einer im verschwenderischsten Blumenflor prangenden Grasflur oder eines majestätischen Urwaldes."

„Mag in beiden Fällen die innige Verehrung der Natur eine und dieselbe bleiben oder vielleicht, richtiger ausgedrückt, denselben Ursprung haben," sagte Martha jetzt, die mit warmer Teilnahme dem Gespräch der beiden Männer gefolgt war, „ja, mag sie eine und dieselbe bleiben, in ihren Wirkungen auf das Gemüt sind die von der Natur ausgehenden Eindrücke doch wohl verschieden. Wie innig mich auch immer der Anblick einer einsamen Wüstenblume erfreute, so fühlte ich doch stets ein gewisses Bedauern darüber, daß sie so verlassen, inmitten einer schrecklichen Wüste dastand, um ungesehen und unbeachtet zu verwelken und zu sterben. Ich konnte mich in solchen Fällen nicht von dem Gedanken lossagen, daß die Blumen auch Leben und Gefühl besäßen, und scheute mich daher, sie zu pflücken. Beim Anblick der blumenreichen Prärie dagegen oder des reich geschmückten Urwaldes empfand ich lautes Entzücken. Ich fühlte mich gedrungen, in den Jubel der Vögel einzustimmen und zu singen, wobei ich nie unterließ, die prächtigsten Blumen rücksichtslos zu sammeln und in einen Strauß zu winden."

„Im Mitleiden, das man dem im Verborgenen keimenden organischen Leben zollt," begann Hohendorf, Martha liebevoll in die tiefen, redlichen Augen schauend, „wie im stürmischen Jubel über eine üppige Vegetation, in beiden liegt eine reine, heilige Verehrung der Natur und der sie belebenden Kraft. Wenn Ihr aber sagt, meine inniggeliebte Freundin, daß die von Euch bemerkten Wüstenblumen ungesehen und unbeachtet dahinstarben, dann möchte ich die Frage aufwerfen: Hatten sie nicht ihren Zweck vollkommen erfüllt, nachdem sie Euer Auge ergötzten und Euer Herz erfreuten?"

„Und ihre Schwestern?“ fragte Martha lächelnd zurück: „oder behauptet Ihr, die einzigen Blumen, die in der Wildnis zur Blüte gelangten, hätten sich gerade in meinen Weg begeben?“

„Eigentlich sollte ich es behaupten“, versetzte Hohendorf, das Lächeln des jungen, warmherzigen Mädchens zärtlich erwidernd. „Ich will aber nicht so weit gehen, sondern nur annehmen, daß auch die von keinem menschlichen Auge bemerkten Blumen ihren Zweck erfüllten, indem sie eine Stelle in Eurer Phantasie fanden und, wenn auch unbewußt und ungesehen, Eure Teilnahme erweckten. Eine Anregung, wie Ihr sie bei der Bewunderung gesegneterer Landschaften empfunden, eine Anregung, die sich in lautem Jubel Bahn zu brechen sucht, die könnt Ihr allerdings in den Wüsten, die wir schon durchzogen und jetzt noch zu durchziehen haben, nicht erwarten.“

„Und doch beschlichen mich auch schon in dieser traurigen Naturumgebung derartige Gefühle,“ erwiderte Martha schnell, „zum Beispiel noch in dieser Nacht, als unsere, ich wollte sagen, meine gute, alte Maiblume mit ihrer wohlmeinenden Redseligkeit mich nicht zur Ruhe wollte kommen lassen.“ Ein tiefes Rot hatte sich über die lieblichen Züge Marthas ausgebreitet, als sie der Negerin eine Bezeichnung beilegte, die sie früher immer gebraucht, jetzt aber als eine Anspielung auf ihr süßes, aber schon bekanntes Geheimnis betrachtete. Sie überwand ihre Verlegenheit indessen schnell wieder und fuhr dann fort: „Es war der reich gestirnte Himmel, der mich zu solchen entzückenden Betrachtungen fortriß, während die dunkle Nacht unsere weite öde Umgebung mit ihrer eintönigen Farblosigkeit verhüllte.“

„Also auch Ihr habt diese Entdeckung gemacht?“ fragte Robert freundlich, dem jungen Mädchen mit wohltuender Offenherzigkeit die Hand reichend. „Ja, ja, Ihr habt recht: Der Wüsten schönster Schmuck ist die Sternennacht, sie kleidet nicht nur in Schatten, was das Auge unsanft berühren könnte, sondern gestattet auch der Phantasie, sich mit Bildern reicherer Zonen zu umgeben, und lenkt die Blicke aufwärts, wo ein

weises Walten sich kundgibt, in der genauen Befolgung streng vorgeschriebener Gesetze."

Roberts Worte schienen die kleine Gesellschaft zum Nachdenken veranlaßt zu haben, denn es folgte ein Schweigen, das Hohendorf erst wieder nach einer längeren Pause unterbrach.

„Es ist eigentümlich," hob er an, „wie man sich bei monate-, ja, jahrelangem Aufenthalt unter freiem Himmel inniger mit den Gestirnen befreundet, als wenn man dieselben nur gelegentlich durch die Fensterscheiben oder bei kurzen Spaziergängen beobachtet. Mir ist es wenigstens so ergangen; nicht, als ob ich mich mit Astronomie beschäftigt hätte, nein, aber ich habe mich daran gewöhnt, einzelne Sterne oder auch Sternbilder, als meine besondern Freunde zu betrachten, und sie im Geist auf ihrer stillen Wanderung zu begleiten. So hatte es stets einen tröstenden Einfluß auf mich, wenn ich den Mond betrachtete und mir dabei vergegenwärtigte, wie erst wenige Stunden vorher meine Angehörigen in der fernen Heimat in gleicher Weise zu ihm emporgeblickt hatten. Was hätte der Mond mir erzählen können, und was den Meinigen?"

„Und wie tröstend schaute er in jener schrecklichen Nacht zwischen den Ruinen auf uns nieder!" fügte Martha leise hinzu, und Tränen drangen ihr in die Augen. „Er war Zeuge schmerzlicher Szenen." —

„Und wird, so Gott will, Zeuge vieler glücklicher Szenen und zufriedener Tage sein", unterbrach Hohendorf die trüben Betrachtungen Marthas, indem er seinen Arm leise um sie legte und ihr mit innigster Liebe in die großen, umflorten Augen blickte.

„So Gott will", wiederholte Martha in flüsterndem Tone.

„Es wird Zeit, an den Aufbruch zu denken", sagte Robert jetzt, der sich abgewendet hatte und die auftauchenden trüben Bilder zu verscheuchen wünschte. „Die letzten Nachzügler sind weit genug, um uns nicht mehr durch ihren Staub zu belästigen, und wenn ich nicht irre, so harren unsere Zunnifreunde nur darauf, Abschied zu nehmen, um dann ihre Heimreise anzutreten. Eine Bitte habe ich aber noch an Euch", wandte er sich zu Martha, einen zusammengefalteten Bogen Papier

aus der Brusttasche ziehend; „Euer Gefährte und ich, wir haben in dieser Nacht Eure Erlebnisse und Rettung durch die braven Zunnis mit kurzen Worten aufgezeichnet und wünschen, Ihr möchtet unseren Namen Eure Unterschrift, vielleicht auch eine kurze Bemerkung, daß Ihr aus eigenem freien Willen mit uns gegangen seid, hinzufügen. Ihr wißt," fuhr er fort, das Papier entfaltend, „den farbigen Menschen wird nur wenig Glauben beigemessen. Dieses Zeugnis soll aber dazu dienen, den Aussagen der braven Leute Gewicht beizulegen, zugleich aber auch die Verleumdungen der ihnen wenig freundlich gesinnten Navahoes zu Schanden zu machen."

„Gebt her," sagte Martha mit Wärme, die Hand nach dem Papier ausstreckend, „ich wollte, es läge in meiner Macht, unsere Lebensretter anders, als mit meinen einfachen Dankesworten zu belohnen."

„Ihr sollt es, liebe junge Dame", versetzte Robert, indem er einen Blick des Einverständnisses mit Hohendorf austauschte. „Ihr sollt es, wenn auch nur, um Euren eigenen Gefühlen Genüge zu tun; denn ich glaube nicht, daß die Zunnis das, was sie taten, für etwas Außerordentliches und Belohnenswertes halten. Zum Glück bin ich, oder ist vielmehr der Knabe dort drüben, im Besitz von einigen Mitteln, und er läßt sie Euch durch mich als eine Anleihe darbieten. Gebt den Zunnis davon, sie werden sich freuen und keinen üblen Gebrauch damit machen."

Martha errötete bei diesem Anerbieten und warf einen fragenden Blick auf Hohendorf. „Nimm es", sagte dieser in deutscher Sprache ihr freundlich zunickend, worauf er noch auf englisch hinzufügte: „wir werden noch tiefer in unserer edelmütigen Freunde Schuld geraten, ehe wir unsere Heimat erreichen."

Martha verstand Hohendorfs Absicht und wollte ihren Dank gegen Robert aussprechen; dieser ließ sie aber nicht zu Worte kommen, sondern rief schnell Fernando herbei, dem er sodann die getroffene Entschließung mitteilte.

Der Knabe, der schon am vorhergehenden Tage von Robert vorbereitet worden war, vernahm kaum, daß auf seine

Hilfe gerechnet werde, so zog er hastig einen kleinen ledernen Beutel hervor, den Robert ihm zu diesem Zweck kurz vorher eingehändigt hatte, und sprang damit dicht vor Martha hin. Seine Augen leuchteten vor innerer Aufregung, als er die holde Gestalt vor sich betrachtete, und mehrmals wechselte er seine Farbe, ehe er sich so weit gefaßt hatte, um einen Laut hervorbringen zu können. Das Wohlgefallen aber, mit dem Marthas Blicke auf ihm ruhten, schien ihn zu ermutigen, denn er holte noch einmal tief Atem, und zog dann mit der einen Hand den breiten Strohhut von seinem lockigen Haupt, während er mit der andern dem jungen Mädchen das Gold darreichte.

„Ich nicht leihen, ich schenken", sagte er schüchtern in gebrochenem Englisch, und schaute dabei so wehmütig bittend auf Martha, daß diese sich wunderbar davon ergriffen fühlte und darüber beinahe vergaß, das Dargebotene anzunehmen.

„Du bist ein wackerer Bursche", versetzte Hohendorf, dem Knaben freundlich das lockige Haar von der Stirn streichend. „Ich sah es dir schon damals an, als du mich meinen Verfolgern entzogst. Aber du sollst es zurückerstattet erhalten, bei Heller und Pfennig, und gute Zinsen soll es dir tragen."

„Ich nicht leihen, ich schenken!" wiederholte der Knabe aufs neue in englischer Sprache, jetzt aber mit einem Ausdruck von Trotz und Wildheit, daß Martha förmlich davor erschrak und zurückbebte.

„Fernando!" rief Robert mit vorwurfsvollem Tone, und im nächsten Augenblick neigte der Knabe sich über Marthas Hand, drückte einen Kuß darauf und trat dann bescheiden zurück. Sein bildschönes Antlitz war hochgerötet und eine Träne zitterte an seinen langen schwarzen Wimpern. Er schien unter Marthas Blicken zu beben, und diese wieder schaute ihn mit einem Gemisch von so viel Teilnahme, Bewunderung und Neugierde an, als wenn sie in seinem Herzen habe lesen wollen. Sie schaute ihn sinnend an, als er mit niedergeschlagenen Augen neben Robert stand, und sie schaute ihm nach, als er, einem Befehl Roberts folgend, zu den bepackten Tieren sprang, um die zum Schreiben nötigen Gegenstände herbeizuholen.

„Ein rätselhafter Knabe“, sagte Hohendorf, dem die Teilnahme nicht entging, die Martha für ihn an den Tag legte, denn die näheren Umstände, die Hohendorf mit ihm zusammengeführt, kannte sie ja längst. „In der Tat, ein rätselhafter Knabe“, bekräftigte Robert, dem Davoneilenden liebevoll nachblickend. „Ich habe mich so sehr an ihn gewöhnt, daß es mir gewiß recht schwer werden würde, mich wieder von ihm zu trennen. Er erscheint mir zwar manchmal zu weichherzig für sein Alter, dafür zeigt er zu andern Zeiten wieder einen so hellen Verstand, ein so richtiges, gesundes Urteil, vor allen Dingen ein so dankbares Herz und eine so unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit, daß ich ihn schon gar nicht anders haben möchte, als wie er eigentlich ist. Der arme verwaiste Knabe, er wurde um seine Kindheit betrogen, und wenn man, wie wir, seine Lebensgeschichte kennt, so vergibt man ihm gern die Wildheit, die mitunter bei ihm zum Durchbruch kommt und dann mit eigentümlichem Feuer aus seinen Augen blitzt.“

„Das arme, arme Kind“, sagte Martha mit gerührter Stimme; „die Welt hat viel an ihm gutzumachen.“

„Er wird bald den Kinderschuhen entwachsen sein“, versetzte Robert lächelnd. „Er weiß zwar selbst nicht, wie alt er ist, aber das fünfzehnte Jahr muß er doch wohl schon zurückgelegt haben. Ich bin übrigens erfreut, daß Euch der Knabe gefällt, denn er selbst hat sich dazu angeboten, oder vielmehr darum gebeten, für den Rest der Reise in Eure ausschließlichen Dienste treten zu dürfen. Ich hoffe, Freund Hohendorf wird in diesem Beweis von Anhänglichkeit und Zuneigung keinen Grund zur Eifersucht finden“, fügte er scherzend hinzu.

„In ihren Dienst möchtest du treten?“ fragte Hohendorf, den herantretenden Knaben freundlich auf die Schulter klopfend.

„Ja, Sennor“, antwortete dieser zerstreut, ohne den Sinn der Frage verstanden zu haben, denn er befand sich jetzt wieder unter dem Einfluß der teilnahmvoll forschenden Blicke, mit denen Martha ihn beständig beobachtete.

Während dieses Gesprächs hatten Pasqual und seine beiden jungen Gefährten sich der Gruppe genähert, um den Scheidenden ihr letztes Lebewohl zu sagen. Ihre bepackten und gesattelten

Tiere grasten auf dem Ufer; es waren deren jetzt sechs, statt der früheren sieben, doch noch war über ihre Lippen keine Klage über den herben Verlust gekommen, der ihnen von den räuberischen Apaches zugefügt worden war. Mit ihrem gewöhnlichen stillen, freundlichen Wesen traten sie heran und reichten allen der Reihe nach die Hand. Martha, die unterdes den für die Zunnis bestimmten Begleitschein ausgefüllt hatte, war die letzte, von der sie Abschied nahmen. Als der alte Häuptling so vor ihr stand und ihre zarte Hand in der seinen hielt, da wendete er sich zu Hohendorf und bat ihn, ihm seine Zunge zu leihen, um mittels ihr zu der schönen weißen Blume sprechen zu können. „Ich liebe sie, wie meine Tochter," fügte er, sich gleichsam entschuldigend, hinzu, „und ich möchte ihr ja so viel, so sehr viel sagen."

„Aber auch sie und ich haben Euch viel zu sagen", versetzte Hohendorf schnell. „Ehe ich Euch meine Zunge leihe, muß sie erst für *sie* sprechen. — Sie läßt Euch durch mich sagen, daß sie Euch wie einen Vater verehrt, und daß, solange sie lebt, sie sich Eurer in Dankbarkeit erinnern wird. Ihr mit Euern jungen Leuten habt ihr das Leben gerettet; sie wird es nie vergessen; und wenn das große Salzwasser erst zwischen uns getreten ist, dann will sie Euch in guten Träumen besuchen und freundlich zu Euch sprechen. Einer von Euern jungen Leuten hat ein Pferd eingebüßt; sie möchte es gern ersetzen. Sie bittet Euch daher, dies Gold von ihr zu nehmen und nach eigenem Ermessen darüber zu verfügen. Ferner ist hier auch ein sprechendes Papier, das Euch auf dem Fort eine freundliche Aufnahme verschaffen und erzählen soll, was die Zunnis für die Weißen getan haben. Sie selbst sagt in diesem Schreiben, daß sie Euch wie einen Vater liebe."

„Hat sie das gesagt?" fragte der Häuptling, das Gold nebst Paß, ohne einen Blick darauf geworfen zu haben, an José gebend. „Hat sie jedes Wort gesagt, zu mir, dem alten braunen Indianer?"

„Jedes einzelne Wort", bekräftigte Hohendorf; „seht sie nur an, und Ihr werdet den Beweis in ihren Augen lesen."

Pasqual richtete seine fragenden Blicke auf Martha, und

als ihm dieselbe tiefgerührt zunickte, da sagte er leise, wie im Selbstgespräch: „Ja, ja, sie hat ihren Gedanken Worte gegeben, und Ihr habt mir ihre Gedanken verraten. Sie ist eine schöne weiße Blume mit einem großen, offenen Herzen. Versichert ihr, daß ich sie ebenfalls in ihren Träumen besuchen werde. Ich bin jetzt alt, und nur noch wenige Winter werden über mein Haupt dahinziehen. Aber auch, wenn meine Seele diesen Körper verlassen hat, dann werde ich ihr im Schlaf erscheinen und sehen, wie es meiner schönen weißen Tochter ergeht. Nicht alle Menschen verachten die armen indianischen Krieger", schaltete er dann ein, sich halb zu Tsana-Tona und José umwendend, die zum Zeichen des Verständnisses ehrerbietig ihre Häupter neigten.

Nach einer kurzen Pause, während der Pasqual Marthas Hand noch immer festhielt, fuhr er fort, richtete seine Worte aber an Hohendorf: „Ihr werdet die weiße Blume mit in Euer Wigwam nehmen; sie ist fast zu zart für einen Krieger, wie Ihr seid. Stürme und Trübsal haben an ihr heftig gerüttelt und sie gebeugt, aber nicht gebrochen. Vergeßt nicht, daß sie eine zarte Blume ist; laßt erfrischenden Tau auf sie niedersinken; gebt sie nicht der glühenden Mittagssonne und nicht den rauhen Stürmen preis, damit viele, viele Winter unmerklich über sie hinziehen und die im späten Alter sich ansammelnden Schneeflocken ihr Haupt nicht bedrücken. — Wenn die Missionare unsere Stadt besuchen, dann sagen sie stets: ‚Gott mit euch'; dasselbe sage ich jetzt zu ihr: Gott mit Euch, meine Tochter! Gott mit dir, du zarte Blume! Und nun laßt, was ich gesprochen, über Eure Zunge gleiten; es sind die letzten Worte, die sie je von mir vernehmen wird."

Mit einer gewissen Pietät übersetzte Hohendorf der tiefgerührten Martha des Häuptlings Rede. Dieser aber stand regungslos, wie eine Bildsäule, vor ihr und beobachtete mit ängstlicher Aufmerksamkeit das Mienenspiel des lieblichen Gesichtes. Als Hohendorf geendet und Martha sich dem Häuptling wieder zuwendete, da drückte er ihr noch einmal herzlich die Hand, umarmte Hohendorf, den er so liebgewonnen hatte, nach mexikanischer Weise, und schritt dann schweigend, sein Pferd hinter

sich herführend, davon. Als er bei der Negerin vorbeikam, die solange Fernandos Stelle bei den Reittieren vertrat, wechselte er noch einen kurzen Gruß mit ihr und setzte dann seinen Weg auf dem Ufer des Flusses langsam stromaufwärts fort.

José und Tsana-Tona begnügten sich damit, allen nach der Reihe die Hand noch einmal zu reichen. Wenn sich aber jemals auf der Physiognomie eines Menschen seine wahren Gefühle ausprägten, dann geschah dies bei den beiden jungen Kriegern. Die scharf markierten, aber noch jugendlichen braunen Gesichter sahen so ernst, so wehmütig aus, daß man über ihre Gedanken gar nicht im Zweifel bleiben konnte. Sie bedauerten sichtbar, von Leuten scheiden zu müssen, mit denen sie, Seite an Seite, unter Todesgefahren im blutigen Kampfe Freundschaft geschlossen, und für die sie mehr als einmal ihr Leben eingesetzt hatten.

Sie befanden sich sehr bald mit ihren Pferden dicht hinter Pasqual. Ihr Ziel war der obere Rio Gila und dann der Rio Grande, denn durch das Gebiet der ihnen feindlich gesinnten Apachestämme zu ziehen durften sie nicht wagen.

Martha und Hohendorf schauten ihnen so lange nach, bis eine Unebenheit des Bodens sie ihrem Gesichtskreis entzog. Die Zunnis dagegen wandten sich kein einziges Mal um; es war, als wenn sie hätten vermeiden wollen, die zuletzt empfangenen Eindrücke zu stören oder zu verwischen. Vielleicht huldigten sie dadurch auch einer altherkömmlichen Sitte.

„Und nun zu Pferde!“ sagte Robert endlich, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die ganze Karawane reisefertig und nichts auf der Lagerstelle vergessen worden war.

Fernando und die Negerin brachten die Pferde herbei, während einige Mexikaner die bepackten Maultiere in Bewegung setzten, und fünf Minuten später verließen die Wüstenreisenden unter dem Jubel der sie noch eine Strecke begleitenden Pimos und Maricopas das Ufer des Flusses. Sie hielten sich an den Abhängen der nahen hochgelegenen Kiesebene, wo die Schafherden ihnen den Weg geebnet hatten.

Langsam, sehr langsam zogen sie dahin, um die Entfernung zwischen sich und den Staubwolken nicht zu verringern; um

so schneller verstrich ihnen dafür die Zeit, und nur wenn sie zeitweise den Gila berührten, oder auf Strecken sein gewundenes Bett zum Weg wählten und dabei seiner Vereinigung mit dem trüben Wasser des Colorado gedachten, dann tauchten Besorgnisse über Hohendorfs Sicherheit auf.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Großmutter.

Ungefähr achtzig englische Meilen oberhalb der nördlichen Spitze des großen Golfs von Kalifornien, fast auf dem 33. Grad nördlicher Breite, ergießt sich der Gila in den „Colorado des Westens“, um sich, mit diesem vereinigt, den endlosen Wassern der Südsee zuzugesellen.

Beide sind Wüstenströme und tragen die schmutziggelbe Farbe der unwirtlichen Regionen, die sie durcheilen. Trübe, wie ihr Wasser auch sein mag, ist es doch schmackhaft und der Gesundheit nicht nachteilig, und wenn man die Blicke über die schreckenerregenden, nackten Kiesebenen und starren, zackigen Gebirgsmassen hingleiten läßt, die, weiter als das Auge reicht, die beiden Stromgebiete einfassen, und schaut dann wieder auf die wirbelnden sandigen Fluten, die bald ungestüm tobend, bald träge fließend in ihren unregelmäßigen Betten gegen Westen und Süden drängen, dann kann man schon gar nicht umhin, diese beiden einsamen Wanderer freundlich zu begrüßen, wenn auch nur des Segens wegen, den sie an die in ihrem Bereich lebenden Geschöpfe spenden.

Wie oft, wie unendlich oft tranken halbverschmachtete Antilopen, Hirsche und Bergschafe, die vielleicht wochenlang in den dürren Wüsten umherirrten, neues Leben aus ihren Wellen? Wie oft, wie unendlich oft gewährten sie dem einsamen braunen oder weißen Jäger Rettung vor einem schrecklichen Tode? Wie werden sie an jedem Morgen von dem Gesang der dankbaren Vögel begrüßt, die sich auf ihren Ufern

zusammengezogen haben, oder, auf ihren weiten Wanderungen von Zone zu Zone, auf ihrem Spiegel ausruhen? Wie behaglich dehnt sich der badende Gebirgsbär in dem trüben Wasser, während der Panther, nicht weit davon, vorsichtig, ohne sich die Füße zu netzen, von demselben trinkt? Mit welcher Wonne gräbt der Biber seine Wohnung in die lehmigen Ufer und läßt seine Röhren sinnig unterhalb des Wasserspiegels ausmünden, und wie schön und kraftvoll nehmen sich die Gestalten der Eingeborenen aus, die in den schmalen Tälern ihre einfachen Wigwams gründeten und einen großen Teil ihres Lebens schwimmend verbringen?

Beobachtet und bedenkt man dies alles, dann verliert die angrenzende Wüste viel von ihren Schrecken, und man ist sogar geneigt, nach Reizen in ihr zu forschen. Und Reize bietet sie in der Tat, freilich eigentümlicher Art, aber doch solche, die das Auge ergötzen, den Geist zum Nachdenken veranlassen und das Gemüt oft zur Bewunderung hinreißen.

Die neckische Fata Morgana zaubert über dem dürren Kies manchmal Städte, Obelisken, Pyramiden und Schlösser vor das entzückte Auge hin, daß man meinen möchte, wirklich massive Naturbauwerke und Werke von Menschenhänden vor sich zu haben, während auf der andern Seite sich die phantastisch geformten Bergketten hinziehen, die so reich an natürlichen Obelisken, Türmen und Schlössern und sonstigen bizarren Formen sind, daß man sie wieder für trügerische Bilder der Luftspiegelung halten möchte, eine Täuschung, die namentlich an sonnigen Tagen, wenn die eigentümliche Atmosphäre die nächsten wie die entferntesten Gegenstände mit einem leisen duftigen Hauch überzieht, sehr naheliegt.

Inmitten einer solchen Umgebung vereinigen sich also die beiden Ströme. Ihr Zusammenfluß ist weithin erkennbar an einem zerrissenen vulkanischen Hügel, der einzigen Bodenerhebung auf viele Meilen im Umkreise, deren höchster Gipfel den Militärposten Fort Yuma trägt.

Anstatt nun um diese kurze Hügelkette herumzufließen, scheinen der Gila sowohl wie der Colorado sich absichtlich, wie um einen Beweis ihrer noch ungebrochenen Stärke und

Rüstigkeit abzulegen, ihre Bahn durch das feste Gestein hindurchgebrochen zu haben, und reichen sich, gerade zwischen ihm, mit so viel Geräusch und Ungestüm die Hand, als seien sie gar alte Bekannte, die sich nach langer Zeit zum ersten Male wiedersehen. Und doch kommt der eine aus dem weiten Osten, der andere aus dem hohen Norden, und viele Hunderte und Tausende von Quadratmeilen, oft unzugänglichen Landes, trennten sie so lange voneinander.

Vielleicht erzeugen sie auch solch Geräusch, weil sie sich gegenseitig so viel zu erzählen haben von kleinen grünen Tälern, die ganz zu überschwemmen sie sich vergeblich bemühten, und von furchtbaren Felsentoren, durch die sie sich nur mit großer Mühe hindurchzuzwängen vermochten; oder von den schiefen Kiesebenen mit den vereinzelten Yuckabäumen, und von den Stufen im Gestein, über die sie sich mit Todesverachtung hinunterstürzen mußten. Sie bringen wohl auch jeder einen knorrigen Zedernstamm mit, um zu zeigen, was für Bäume nahe ihren Quellen wachsen, oder ein paar noch grüne Pappelweiden, die sie weiter oberhalb entwurzelten; und dann halten sie diese nebeneinander, wie um zu entscheiden, wer von ihnen der Kräftigste und wessen Baum der größte ist; sie geraten dabei auch wohl in Streit und schmettern die schweren Stämme gegeneinander, daß die dicken Äste wie dünne Reiser brechen und lange, zähe Splitter sich von dem nassen Holz abschälen, achten im Eifer nicht auf ihren Weg, und ehe sie sich's versehen, sitzen ihre schweren Waffen auf einer Sandbank fest.

Ferner bringen sie auch Binsenflöße herbei, die sie den armen Eingeborenen hinterlistig entführten, und werfen sie, weil einer dem andern gar nichts zeigen kann, was dieser nicht schon längst kannte und wußte, nachlässig auf die gestrandeten Bäume und bilden auf diese Weise allmählich eine Insel, um sie bald darauf wieder zu zerstören und mit sich fortzureißen.

Haben sie sich dann aber ausgetobt und nähern sich dem großen salzigen Wasser, dann vertragen sie sich so gut, wie Brüder, die nie voneinander getrennt gewesen sind. Allerdings murmeln und sprudeln sie noch hin und wieder, wenn's um

eine scharfe Biegung herumgeht, doch klingt es dann fast, als wenn sie ernste Besorgnisse um ihre Zukunft aussprächen, oder als ob der Colorado von den meilentiefen Schluchten erzählte, durch die er sich seinen Weg zu suchen hatte, was der Gila aber natürlich nicht glaubt, oder doch wenigstens für Übertreibung hält. —

Wenn nun der Gila und der Colorado noch so laut murmelten und noch so viel Geräusch bei ihrer Vereinigung erzeugten, so waren sie doch nicht imstande, den Lärm zu übertäuben, der an einem schönen Sommerabend, ungefähr vier Wochen nach den im vorigen Kapitel berichteten Begebenheiten, aus einer ziemlich unansehnlichen Baracke auf dem nördlichen, von den beiden Strömen gebildeten Winkel hervorschallte.

Die Baracke, von dürftigen Lehmmauern und ebenso dürftigem Holzwerk aufgeführt, war im Besitz einer älteren Person, die allgemein unter dem Namen „Großmutter" bekannt, sich das Privilegium angeeignet hatte, den vom jenseitigen Ufer herüberkommenden Soldaten Branntwein zu verkaufen oder auch Reisende zu beherbergen.

Obgleich die Soldaten auch auf ihrer Seite, sogar auf der Station selbst hinlänglich Gelegenheit fanden, sich mit berauschenden Getränken zu versehen, so liebten sie es doch, von Zeit zu Zeit zur Großmutter hinüberzurudern, dort einige Stunden ungestört bei der Flasche zu verbringen, und sich kurz vor dem Zapfenstreich mit schweren Köpfen wieder heimzubegeben.

Eine nicht geringe Anziehungskraft besaß aber auch die Großmutter selbst, denn sie hatte den ganzen mexikanischen Feldzug auf Seiten der Vereinigte-Staaten-Armee als Marketenderin mitgemacht, und wußte daher nicht nur ihre Gäste durch mancherlei Erzählungen aus dem Kriegsleben zu ergötzen, sondern verstand es auch, durch herzhafte Drohworte, ja sogar selbst durch Tätlichkeiten die wilde Gesellschaft zu zügeln, wenn deren lustige Laune in ernste Streitigkeiten ausartete. Sie war aber wegen der von ihr zeitweise ausgeteilten Strafen nicht weniger beliebt; im Gegenteil, man hatte bei solcher Gelegenheit alle Ursache, ihr Rechtlichkeitsgefühl anzuerkennen, was

sich sogar bis auf die kleinen Branntwein- und Waschrechnungen ihrer Kunden erstreckte.

Es war nämlich noch nie verlautet, daß sie einem Soldaten ein Glas Grog oder ein Paar Strümpfe zweimal angeschrieben hätte, wenn man sich auch ebensowenig zu erinnern wußte, daß jemals von ihr vergessen worden wäre, an Löhnungstagen die ihr gebührenden kleinen Beträge einzukassieren.

Mit ihren Nachbarn und Stammgästen, den klugen Spekulanten, die dort eine regelmäßige Fähre angelegt hatten und, beiläufig gesagt, keine üblen Geschäfte machten, lebte sie im tiefsten Frieden. Ebenso mit den Indianern, die sie oft besuchten und ihr dieses oder jenes zum Tausch anboten; und so hatte die höchstens achtundvierzigjährige Großmutter denn alle Ursache, mit ihrem Los zufrieden zu sein und vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken.

Dergleichen stand auch auf ihrem stark geröteten, etwas gewöhnlichen, aber doch schlauen Gesicht geschrieben, als sie an jenem Abend auf einer leeren Kiste hinter ihrem Schänktisch saß, Flaschen, Gläser, Kreide und kleines Geld mit außerordentlicher Gewandtheit handhabte, dabei kein einziges Mal ihr kurzes, mit schwerem Kautabak gefülltes Tonpfeifchen ausgehen ließ, und sich an allen Unterhaltungen, die in dem geräumigen, nichts weniger als eleganten Gemach geführt wurden, zu gleicher Zeit beteiligte.

Die von zwei vielgebrauchten, mit öliger Schwärze überzogenen Lampen ausgehende Beleuchtung erhellte allerdings nur sehr spärlich den weiten Raum, um so mehr, da die Atmosphäre durch den Dampf von einem Dutzend Pfeifen in eine Art von Nebel verwandelt wurde, es war indessen immer noch hell genug, um die verschiedenen Physiognomien unterscheiden zu können, die beinahe ebenso vieler Herren Länder repräsentierten.

Außer mehreren Gruppen Soldaten, die nachlässig auf den roh gezimmerten Bänken und auf der hohen Schwelle der geöffneten Tür umhersaßen, befanden sich im entferntesten Winkel des Gemaches, vor einem kleinen krummbeinigen Tischchen, drei andere Personen, die zwar nicht so geräuschvoll wie die

Soldaten, aber mit nicht weniger Behagen ihren Grog schlürften und ebenso emsig abwechselnd Tabak rauchten oder kauten, wie es ihnen die Laune gerade eingab.

Es mußten übrigens gute Kunden der Großmutter sein, denn es genügte bei ihnen schon, die leeren Gläser mit etwas lauterem Klang auf den Tisch zu stellen, um sie in der nächsten Minute wieder mit einem kalten Punsch gefüllt vor sich zu sehen. Auch schienen sie sich an dergleichen Aufmerksamkeiten gewöhnt zu haben und sie als selbstverständlich zu betrachten, denn sie lohnten der Großmutter ihre Dienstwilligkeit, deren die andern Gäste sich nicht zu erfreuen hatten, stets mit einem behaglichen Nicken, was diese wieder mit einem breiten, aber gutmütigen Lächeln erwiderte.

Daß die drei Fremden nicht zur Besetzung des Forts oder zu den Besatzungsbeamten gehörten, sah man auf den ersten Blick. Zwei von ihnen hatten ihre Röcke ausgezogen; der eine war daher nur mit einem feinen, aber nicht übermäßig sauberen Hemde und schwarzen Beinkleidern, der andere dagegen mit einem dunkelblauen Flanellhemd und weiten Hosen von Segeltuch bekleidet. In letzterem war der Seematrose gar nicht zu verkennen, selbst auch dann nicht, wenn er den geteerten Hut oder Nordwester, der trotzig auf seinem buschigen Haar ruhte, zur Seite gelegt hätte. Um aber zu erraten, woher der andere preite und unter welcher Flagge und mit welchem Tonnengehalt er segelte, wie der Matrose unbedingt gesagt haben würde, da hätte man die Naturgeschichte aller amerikanischen Geschäftstreibenden studieren können, und wäre dennoch nicht in das rechte Fahrwasser gekommen.

Er hatte einiges von einem Gentleman an sich, nämlich noch einen ziemlich gut erhaltenen schwarzen Zylinderhut, besagtes weißes Hemd, ein Paar lackiert gewesene schiefgetretene Stiefel und einen Leibrock, der aber neben ihm auf der Erde lag. Dagegen zeigte er in seinen Manieren manches, was einem Gentleman im gewöhnlichen Leben nicht eigen ist, und für das einen richtigen Namen zu finden gewiß nicht schwer ist. Er saß in einem verkrüppelten Lehnstuhl, den er auf den beiden Hinterbeinen balancierte, während er die eigenen Füße

in gleicher Höhe mit seinem Kopf an die Wand gestützt hatte und mit unbegreiflicher Geschicklichkeit den in seinem Munde erzeugten Tabakssaft teilweise durch ein in der Bretterwand befindliches Astloch spritzte. Von seinem Gesicht war wenig oder gar nichts zu sehen, und nur, wenn er den Kopf etwas wendete, um auf das Astloch zu zielen, und sein halbes Profil infolgedessen in den Schein der Lampe trat, ließen sich ein tiefliegendes listiges Auge, ein nur mit Haut bedeckter vorspringender Backenknochen und eine spitze Nase von unbestimm- Form erkennen.

Die Hauptperson dieser kleinen Gesellschaft war aber unbedingt der dritte, ein rüstiger Fünfziger mit hochrotem, ausgewettertem Gesicht, einem starken, wohlgepflegten rötlichen Bart, der sich wie eine Binde von dem einen Ohr, unter dem Kinn durch, nach dem andern wieder hinaufzog, und mit Augen, so blau wie das Salzwasser, auf dem er wenigstens drei Viertel seines Lebens zugebracht hatte. Ja, auch ihm sah man an, daß die Stürme mancher Breiten ihm um die Nase geweht, aber auch, daß er es weiter als bis zu einem Vollmatrosen oder Steuermann gebracht hatte. Betrachtete man ihn nun, wie er trotz der Sommerhitze in seinem dunkelblauen dicken Rock von Düffel dasaß, den Rücken nicht weit von der Stelle, wo der halbe Gentleman seine Füße gegenstützte, gemächlich an die Wand lehnte und mit gelangweiltem Ausdruck auf seine Umgebung blickte, dann hätte man darauf wetten mögen, daß er ein richtiger alter Seekapitän sei, ein Kapitän, der von der Pike, oder vielmehr vom Schiffsjungen auf, gedient und sich zu seiner jetzigen Stellung durch lange Jahre schweren Dienstes emporgeschwungen hatte.

In dem Augenblick, in dem wir uns in das Schänklokal der Großmutter begeben, war die Unterhaltung zwischen dem Kapitän, seinem Matrosen und dem halben Gentleman eben ins Stocken geraten, und mechanisch lauschten sie nach dem andern Ende des Gemaches hinüber, wo es zwischen der Wirtin und einigen Soldaten zu lauten Erörterungen gekommen war.

„Bryan!“ rief die Großmutter mit einer Stimme, um die

sie gewiß von manchem Regimentskommandeur beneidet worden wäre; „Bryan, ich sage es Euch noch einmal, und zwar zum letztenmal: Ihr erhaltet nicht mehr so viel Whisky, wie ich in meinen Augen beherbergen kann, ehe Ihr nicht Eure Schuld bis auf den letzten Cent abgetragen habt. Wenn Ihr aber vor die Tür geworfen werden wollt, dann fahrt nur so fort, den Frieden meines Hauses zu stören!“

„Goddam! Großmutter, habt nur noch eine kurze Zeit Geduld“, erwiderte der so barsch angeredete Irländer. „Die verdammten Kalifornier müssen in den nächsten Tagen eintreffen, und beim heiligen Patrik, wenn ich den Deserteur nicht einfange und mir die zwanzig Dollars verdiene, dann soll nie wieder ein Tropfen Whisky meine Zunge befeuchten.“

„Ihr seht mir gerade aus wie einer, der imstande wäre, einen Deserteur einzufangen!“ entgegnete die Großmutter mit lautem Lachen. „Goddam! Wißt Ihr wohl, Bryan, mein Engelchen, wie viel von Euren Kameraden mir schon zugeschworen haben, den Deserteur zu fangen? Nicht weniger als alle Blauröcke, die mir über die Schwelle gekommen sind. Hab's ihnen aber heimgegeben und geb's auch Euch heim! Möchtet gern selbst desertieren, wenn Ihr nicht zu träge zur Arbeit wäret! Der Schmidt, oder wie er nun immer heißen mag, ist vielleicht ein fleißiger Bursche, gönne ihm die Freiheit von Herzen. Ihr aber alle würdet keinen Finger nach ihm ausstrecken, wenn der grüne Leutnant von einem Südländer keine Belohnung ausgeboten hätte. Er muß ihn verdammt hassen, dieser Junge; hat vielleicht ein blaues Auge durch seine Faust erhalten.“ Hier schwieg die Großmutter, um über ihre Bemerkung recht herzlich zu lachen, worauf sie, zu der ganzen Gesellschaft gewendet, wieder fortfuhr: „Merkt's euch, meine süßen Kinderchen, wer von euch mit zur Gefangennahme des schuldigen oder unschuldigen Ausreißers beiträgt, hat seinen Kredit bei mir verloren, oder ich will verdammt sein. Wäre ja noch schöner, wenn man in einem freien Lande, wie das unserige, mit freien Konstitutionen, wie die unserigen, das Ausreißen verwehren wollte. Möchte sehen, wie ihr laufen

würdet, wenn ihr ein paar Kartätschenkugeln brummen hörtet, ha, ha, ha!"

„Keine Beleidigungen, Großmutter!" rief einer der Soldaten mit lauter Stimme zwischen dem Applaus durch, der nach Beendigung der Rede die Baracke förmlich erschütterte.

„Beleidigungen, ihr Grünschnäbel?" fragte die herrische Großmutter mit Geringschätzung zurück, indem sie ihr Pfeifchen aus dem Munde nahm. „Ihr nennt Beleidigungen, was doch so klar ist, wie der schönste Sommermorgen nach einem nächtlichen Gewitter? Goddam! Geht erst hin und riecht, alle zusammen genommen, so viel Pulver, wie ich allein gerochen habe, und dann kommt und fragt, ob ich so gut sein will, euch überhaupt einer Antwort zu würdigen!"

„Hurra für unsere tapfere Großmutter!" riefen jetzt einige Soldaten, indem sie der Wirtin ihre leeren Gläser hinschoben.

„Schere mich den Henker um eure Hurras", versetzte diese unwirsch; „denkt wohl, ich werde euch dafür ein paar Tropfen Whisky mehr ins Wasser gießen. Mögt mich segnen oder verdammen, ihr erhaltet doch nicht mehr, als euer Geld wert ist."

Die drei Männer an dem Nebentischchen hatten der Unterhaltung solange schweigend zugehört, als aber beim Füllen der Gläser ein summender, verworrener Lärm entstand, so daß der Verlauf der Gespräche nicht mehr ohne Mühe verfolgt werden konnte, bemerkte der halbe Gentleman gähnend zu dem Kapitän gewendet:

„Verdammt schlaue Burschen, diese Blauröcke! Denke, sie möchten wohl alle Tage Ausreißer einfangen. Gönne ihnen die zwanzig Dollars von Herzen."

„Bin nicht ganz Eurer Meinung", erwiderte der Kapitän, einen Blick unnachahmlichen Bedauerns auf den Sprecher werfend. „Stimme aber der Großmutter bei, Goddam! Das Weib scheint mir ein so braves Fahrzeug zu sein, wie nur je eines in dieser Wildnis vor Anker ging."

„Wenigstens gut genug, um Branntwein zu schänken", versetzte der halbe Gentleman, seinem balancierenden Stuhl eine Schwingung gebend, als wenn er ihn hätte hintenüberstoßen wollen. „Ist geizig wie eine Regenwolke über diesem gesegneten

Landstrich. Müßte eigentlich Pacht bezahlen, denn ihre Baracke steht ja mitten in einer der Hauptstraßen der ‚Colorado-City‘; werde es aber an die Kompagnie berichten, damit sie zum Zahlen oder zum Ausziehen gezwungen wird, die alte Hexe!"

„Ihr tut sehr weise daran, mein ehrenwerter Richter, sie dergleichen nicht hören zu lassen", sagte der alte Seemann, ohne eine Muskel seines Gesichtes zu verziehen; „sie könnte sonst auf den Gedanken kommen, Euch gründlich zu kielholen und Eure Luken so lange zu bearbeiten, daß Ihr sie in den nächsten vierzehn Tagen nicht mehr zu öffnen vermöchtet."

„Keine Gefahr", antwortete der Richter und Landagent, ein breites Bowiemesser aus der Tasche ziehend und sich mit der Spitze desselben zwischen den schwarzen Zähnen stochernd.

„Keine Gefahr?" fragte der Kapitän höhnisch. „Ich glaube, es könnten ein Dutzend solcher Richter kommen, wie Ihr seid, und mit Messern, ein dutzendmal so groß, wie das Eurige, so würde es Euch doch nicht gelingen, sie auch nur einen Fuß breit aus ihrem Kurs zu drängen. Wo die Großmutter ankert, da liegt sie fest. Möchte übrigens wissen, wo Eure Colorado-City kreuzt, habe immer gehört, sie befände sich auf der andern Seite des Stromes."

„Ganz recht, da aber auf beiden Ufern Niederlassungen entstehen werden und die Ansiedler nicht gern jedesmal über den Fluß setzen, wenn sie eine Fuhre Mais oder ein Schwein verkaufen wollen, so haben wir die eine Vorstadt nach dieser Seite herüber verlegt. Ich sagte Euch ja schon, diese Baracke liegt mitten in der Hauptstraße, die den Namen ‚Gilastraße‘ tragen soll."

„Ein verdammt schöner Name. Habe mir aber sagen lassen, daß, wie zum Bau eines Fahrzeuges, ob nun groß oder klein, Holz, Eisen und Hanf erforderlich ist, zu einer Stadt Menschen und Häuser gehören, und ich habe hierherum noch nichts von dieser Sorte gesehen."

„Vor allen Dingen laßt Euch gesagt sein, mein lieber Kapitän", begann der Landagent, indem er, wie mit Bedauern über so viel Unwissenheit, die Achseln zuckte; „vor allen Dingen laßt Euch gesagt sein, daß zur Anlage einer Stadt vorerst ein



Sidney ergriff den zum Stoß ausholenden Irländer mit der einen Faust an der Kehle, mit der andern in der Gegend des Magens, und hob ihn wie ein Bund Stroh hoch empor . . . (S. 439.)

guter Plan gehört, auf dem nicht nur alle Straßen und öffentlichen Plätze genau aufgezeichnet sind, sondern auch alle Kirchen, Gebäude und Hotels. Mittels guter Zeitungsannoncen werden die Leute dann aufgefordert, sich den Plan anzusehen, ich meine in San Franzisko in unserem Bureau; die Lage, das Klima und die durch die Natur gebotenen Hilfsmittel sagen ihnen zu, sie kaufen dieses oder jenes Stadtviertel oder eine halbe Straße, kommen hier zu Hunderten und zu Tausenden an, und wenn sie erst an Ort und Stelle sind, dann entstehen die Häuser schon ganz von selbst."

„Und Ihr steckt ruhig Euer Geld in die Tasche und überlaßt es den armen Leuten, auf den Kiesebenen so viel Mais und Kürbisse zu ziehen, wie ihnen beliebt."

„Ist nicht so viel dabei zu verdienen, wie man denken sollte", versetzte der halbe Gentleman wiederum achselzuckend. „Gerade so viel, um dabei existieren zu können. Es werden in diesem Augenblick in Kalifornien so viele Städte, namentlich Hauptstädte, wie die Colorado-City, ausgelegt, daß die Einwanderer gar nicht wissen, wohin sie sich zuerst wenden sollen, und deshalb gewöhnlich in die Hände richtiger Halsabschneider fallen. Nein, Kapitän, die Zeiten sind schlecht, ein ehrlicher Mann vermag jetzt kaum noch zu einem Stück Brot zu kommen."

Der Matrose, der solange noch kein einziges Wort gesprochen hatte, wendete bei dieser Äußerung dem Kapitän sein volles Gesicht zu, wobei er darauf achtete, dem Landagenten sein Mienenspiel nicht sehen zu lassen, und kniff dann mit vielsagendem Ausdruck das rechte Auge zu, während er mit dem Daumen der linken Hand über die Schulter auf eben den Agenten deutete.

Der Kapitän lächelte in zustimmender Weise, nickte behaglich mit dem Kopf und war eben im Begriff, dem Landspekulanten, den er als einen Betrüger und Seelenverkäufer aus tiefstem Herzensgrunde verachtete, zu seiner eigenen Unterhaltung eine andere spöttische Bemerkung zuzuwerfen, als das Getrappel eines plötzlich anhaltenden Pferdes seine, sowie aller Anwesenden Aufmerksamkeit nach der Türe lenkte.

Die auf der Schwelle kauernden Soldaten schauten sich

um; andere, die sich in der Nähe des Schänktisches befanden, sprangen auf, um sich von der Ursache eines so unvermuteten Geräusches zu überzeugen; sie hatten die Tür aber noch nicht erreicht, als sich die kräftige, aber noch jugendliche Stimme eines Reisenden vernehmen ließ, der laut fragte, ob er in der Baracke für sich und sein Pferd ein Unterkommen finden könne.

„Sagt ihm, er könne eine Decke und ein Stückchen vom Fußboden meines Empfangzimmers für sich selbst erhalten!" rief die Großmutter von ihrem Sitz aus zur Türe hinaus. „Mein Lokal sei aber nur für Menschen und nicht für vierfüßige Kreaturen eingerichtet, ich riete ihm daher, sein Pferd draußen anzubinden; etwas Heu und ein Dutzend Maiskolben sollen nicht fehlen."

„Mehr verlange ich nicht", rief der Fremde zurück, vom Pferde springend, worauf er dieses zunächst absattelte, eine Decke über den dampfenden Rücken ausbreitete, die gefüllten Satteltaschen und seine lange Büchse ergriff und so sorglos in die erleuchtete Halle hineinschritt, als wenn er schon wer weiß wie lange darin aus- und eingegangen wäre.

„Guten Abend, Ladies und Gentlemen", sagte die riesenhafte Gestalt, die, in den Schein der Tranlampe tretend, sich als Sidney Bigelow auswies. „Guten Abend, alle zusammen! Ein angenehmer Anblick", fuhr er fort, indem er sich umschaute und die Gesellschaft, in die er geraten war, flüchtig musterte.

„Wird mir noch viel lieber sein, wenn Ihr bei Eurer Abreise von hier dieselben Worte wiederholt", versetzte die Großmutter, ihre Pfeife ausklopfend und den jungen Giganten wohlgefällig betrachtend.

„Doppelt angenehm, wenn man seine sechsunddreißig Meilen seit dem frühen Morgen zurückgelegt hat", entgegnete Sidney und sah sich vergeblich nach einem Sessel um.

„Sechsunddreißig Meilen?!" rief die Großmutter verwunderungsvoll. „Sechsunddreißig Meilen? Bei Gott, Ihr müßt ein gutes Pferd reiten. Hallo! Paddy!*) gebt Euern Stuhl her!" fuhr sie, zu einem Irländer gewendet, fort; „Ihr

*) Die Bezeichnung „Paddy" wird den Irländern häufig als Spottname beigelegt.

habt lange genug gesessen, oder denkt Ihr, der Fremde ist gekommen, um sich in unserer Gesellschaft die Füße ein bißchen zu vertreten?"

Der Angeredete tat mit einem Grunzen, wie ihm geheißen wurde, und Sidney nahm mit so viel Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit vor den Soldaten auf dem angebotenen Sitze Platz, als wenn sich diese erzwungene Höflichkeit ganz von selbst verstanden hätte. Er genierte sich überhaupt nicht, offen darzulegen, wie hoch erhaben er sich über das angeworbene Militär der Vereinigten Staaten halte, das auf dem amerikanischen Kontinent, zur Zeit des Friedens, sich eben keiner sehr großen Achtung erfreut.

„Ich denke, ich bin hier an die rechte Quelle gekommen", sagte er endlich nach einer längern Pause, nachdem er einen tiefen Zug aus dem ihm dargereichten Glas Brandy und Wasser getan, und noch einmal die ganze Gesellschaft, Seekapitän und Landagent nicht ausgenommen, mit prüfenden Blicken überflogen hatte.

„Ganz an die richtige Quelle, Herr!" versetzte die Großmutter, dem kraftvollen Burschen die Brandyflasche mit der Bemerkung hinschiebend, daß er nur nach Willkür zugießen möge, wenn ihm der Punsch nicht stark genug sei.

„Hallo, Großmutter!" rief ein vorlauter Franzose aus, der solange, ähnlich seinen Kameraden, schweigend dagesessen und Sidney neugierig betrachtet hatte. „Hallo, warum zeigt Ihr Euch nicht so freigebig gegen uns? Sein Geld ist auch nicht besser als das unsrige!"

„Zügelt Eure vorlaute Zunge, nichtsnutziger comme ci, comme ça, oder ich stopfe Euch mit Euern eigenen Zähnen die Luftröhre zu!" antwortete die Großmutter mit grimmiger Gebärde, worauf sie sich wieder mit freundlicher Miene Sidney zuwendete.

Die Soldaten lachten ihren verhöhnten Kameraden aus, sogar die Seeleute und der halbe Gentleman hielten ein schadenfrohes Schmunzeln nicht zurück. Sidney dagegen stellte sich, als wenn er die Unterbrechung gar nicht bemerkt hätte und wiederholte, halb zu sich selbst, halb zur Großmutter

sprechend: „An die richtige Quelle in jeder Beziehung. Ich verließ nämlich heute früh meine Schafherden, die für den Markt von Kalifornien bestimmt sind, und ritt voraus, um mich vom Zustand der Fähre zu überzeugen und mich zu erkundigen, ob vielleicht in mehr als einem Boot befördert werden kann; denn das Übersetzen von fünfundzwanzigtausend Schafen kostet Zeit und Mühe."

Als Sidney der Schafherden erwähnte, wurde es plötzlich still in dem Gemach. Gleich darauf erhob sich aber wieder ein heimliches Flüstern unter den Soldaten, wobei sich ununterbrochen forschende Blicke zu Sidney hinüberstahlen, die dieser aber nicht zu bemerken schien oder auch nicht beachtete.

„Bei Gott, Herr, da hätte Euch niemand besser, als ich selbst, Auskunft geben können", rief die Großmutter aus, indem sie die Kiste, auf der sie saß, etwas näher zu Sidney heranrückte. „Da ist zuerst eine Fähre gerade hier vor meinem Hause; die Fährleute wohnen aber drüben und sind in ihren Forderungen nicht unverschämt, weil sie wissen, daß ihnen auf einer andern Stelle Konkurrenz gemacht wird. In ihrem Boote könnt Ihr mit Bequemlichkeit zurzeit hundertundfünfzig bis zweihundert Schafe einschiffen. Dann ist ungefähr eine Meile von hier stromabwärts eine zweite Fähre, die ebenfalls für Vieh berechnet ist, und dann noch eine dritte acht Meilen weiter unterhalb. Ihr seht, auf drei verschiedenen Stellen könnt Ihr Eure Herden über den Strom bringen, ohne dafür die höchsten Preise zu bezahlen. Es kommt nur darauf an, daß Ihr mit Fährleuten umzugehen versteht; sie sind ziemlich scharf in diesem Teil des Landes."

„Was das anbetrifft, so bin ich gerade nicht ganz stumpf, und mein Partner auch nicht", entgegnete Sidney wohlgefällig. Er wollte noch mehr sagen, doch wurde er in diesem Augenblicke von dem berauschten rothaarigen Bryan angeredet, der sich unbemerkt zu ihm herangeschlichen hatte.

„Herr!" rief derselbe mit heiserer Stimme aus, wobei er seine beiden klobigen Fäuste in die Seiten stemmte; „ist Euer Name vielleicht Schmidt?"

Sidney schaute den Frager verwundert von oben bis unten

an und erwiderte mit großer Ruhe: „Habe ich Euch schon gefragt, wie Ihr heißt?“

„Zurück, Halunke!“ rief die Großmutter, die nicht weniger verwundert über diese, nach ihrer Ansicht, grenzenlose Kühnheit war. „Zurück, oder du spazierst rückwärts durch die Tür!“

„Beruhigt Euch, Madam,“ fiel Sidney wieder mit seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit ein, „man muß solch unverschämten Burschen gar nicht beachten; also, wir sprachen von —“

„Von der Hölle und vom Teufel!“ fiel der über die offenbare Verachtung erbitterte Irländer mit lallender Zunge Sidney in die Rede, und gleichzeitig sprangen gegen acht der halbberauschten Soldaten empor, um ihrem Kameraden im Fall der Not beizustehen. „Ja, ich wiederhole es noch einmal: von Hölle und Teufel habt Ihr gesprochen, und ich verhafte Euch, und Ihr geht mit aufs Fort, denn Ihr seid der Deserteur Schmidt, und hängen will ich mich lassen, wenn Ihr morgen nicht eiserne Armbänder tragt!“

„Was!“ kreischte die Großmutter jetzt auf und zog aus ihrem Sitzkasten einen keulenartigen Stock hervor; „in meinem eigenen Hause wagt Ihr es, Gäste zu beleidigen und in Eurer Betrunkenheit den fremden Gentleman für den Deserteur Schmidt zu halten? Verdammt sollt Ihr sein.“

„Ruhig, ruhig, gute Frau“, begütigte Sidney, ihr sein noch halbgefülltes Glas darreichend und dann seine Hemdärmel zurückstreifend. „Haltet mein Glas nur für einen Augenblick, ich will etwas Ordnung stiften.“

Kaum sahen die Soldaten, daß Sidney sich anschickte, dem besten Boxer auf der Station im Kampfe zu begegnen, so brüllten sie wild durcheinander: „Kreis schließen! Kreis schließen! Ehrlich Spiel!“ wobei sie aber hofften, den vermeintlichen Deserteur zu umzingeln und zu ihrem Gefangenen zu machen.

Die Großmutter dagegen, die wohl einsah, daß jetzt ein Kampf unvermeidlich sei, flüsterte dem noch immer ruhig dasitzenden Sidney zu: „Gebt's ihm tüchtig, ich will Euch den Rücken frei halten, aber wartet noch, bis ich meine Flaschen und Gläser zur Seite geschoben habe.“

„Ist gar nicht nötig, Mutterchen", erwiderte Sidney phlegmatisch, sprang aber bei dem letzten Wort wie der Blitz empor, ergriff den zum Stoß ausholenden Irländer mit der einen Faust an der Kehle, mit der andern in der Gegend des Magens, hob ihn wie ein Bund Stroh so hoch empor, daß er mit dem Kopfe heftig an die Decke stieß, und schleuderte ihn dann über seine zur Seite springenden und sich bückenden Kameraden hinweg an die Wand.

Die ganze Baracke zitterte, als Bryan, dem alle Knochen seines Körpers krachten, mit so unwiderstehlicher Gewalt gegen die Wand prallte und stöhnend und halb betäubt wie ein Stück Holz niederfiel.

Die Soldaten erschraken, zeigten aber noch immer Kampfeslust. Als Sidney jedoch mit ruhiger, unveränderter Stimme fragte, ob noch jemand da sei, der eine ähnliche Luftreise zu machen wünsche, und dann, da sich niemand meldete, wieder so gleichmütig auf seinem Stuhle Platz nahm, als ob nichts vorgefallen wäre, da schien es den Soldaten plötzlich ratsam, vor Fortsetzung des Streites nach ihrem bewußtlosen Kameraden zu sehen und sich von seiner ferneren Lebensfähigkeit zu überzeugen.

Sie drängten sich um ihn herum und vermieden offenbar, Sidney zu nahe zu treten, oder auch nur durch eine Miene zu reizen, nachdem sie einen so untrüglichen Beweis seiner riesenhaften Körperkräfte erhalten hatten.

Die Großmutter dagegen war entzückt und schob in ihrer Freude die Flaschen, Zucker und Wasser zu Sidney hin, damit er sich nach eigenem Geschmack und Gutdünken seinen Punsch mischen möge.

„Geschieht dir ganz recht, irländischer Paddy", rief sie lachend aus, ihre Waffe wieder in der Kiste verbergend. „Habe dem Fremden auf den ersten Blick den Gentleman angesehen; Goddam! Fremder, ich danke Euch!" wendete sie sich mit strahlendem Gesicht zu Sidney, wobei sie ihm die Hand herzlich schüttelte. „Habt mir da ein unbequemes Stück Arbeit abgenommen; aber bei Gott, junger Mann, hätte Euch an meiner Seite haben mögen, als wir bei Buena-Vista die

mexikanischen Schanzen stürmten, und Flinten- und Kartätschenkugeln so dicht wie die Moskitos um uns herumsummten! Unsere Burschen, echte Freiwillige, gingen darauf los, als wenn hinter den Schanzen lauter hübsche Mädchen auf sie gewartet, und ihnen, statt Eisen und Blei, Handküsse entgegengeschleudert hätten! Ich selbst war damals noch nicht so untersetzt, wie heute; wäre mir auch schlecht ergangen; kam eine zwölfpfündige Kanonenkugel, flog durch meinen Vordermann, ohne anzustoßen, klar durch, und riß mir das Zeug vom Leibe; würde heute aber wohl ein Stück Fleisch mitgefaßt haben! Bei Gott, das waren Zeiten!" Und die alte Marketenderin schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Flaschen und Gläser klirrten, und die Soldaten sich erschreckt umschauten.

Die Bewegung der letzteren, denen es unterdessen gelungen war, den Kameraden wieder aufzurichten, störte die Großmutter in ihren aufregenden Rückerinnerungen. „Und ihr habt diesen jungen Gentleman für einen Ausreißer gehalten?" fragte sie mit höhnischem Bedauern; „für einen Ausreißer, der noch sogar ein Deutscher sein soll? Ihr tragt aber Kürbisse statt der Köpfe auf euern Schultern, wenn ihr einen Deutschen nicht von einem Amerikaner zu unterscheiden wißt. Werdet jetzt aber nicht mehr daran zweifeln; die Deutschen sind herrliche Soldaten, habe sie fechten sehen auf den Schanzen vor Buena-Vista; im Spielgefecht wissen sie aber nicht Bescheid, fürchten beständig, ihrem Gegner ein blaues Auge oder die Nase entzweizuschlagen, und nehmen lieber den ersten Hieb, als daß sie ihn austeilen. Nein, nein, Kinderchen! Dieser Gentleman ist kein Deutscher, oder er wäre höflicher mit dem armen Bryan umgegangen;" und wiederum schlug die Großmutter mit der Faust auf den Tisch und lachte, daß ihr die hellen Tränen über die Wangen rollten.

Ein fernes Hornsignal, das gedämpft an ihr Ohr schlug, machte sie aber plötzlich verstummen. Sie lauschte einen Augenblick aufmerksam und wendete sich dann wieder zu den Soldaten.

„Halb zehn, ihr Schlingel, hört ihr's wohl?" rief sie mit einiger Besorgnis aus. „Laßt euch nicht von dem Zapfenstreich

außerhalb des Forts finden, oder die Freude bei der Großmutter hat auf längere Zeit ihr Ende erreicht. Ihr habt noch gerade Zeit hinüberzukommen. Aber vorwärts, vorwärts jetzt!"

Doch bei den Soldaten bedurfte es keiner Aufmunterung zur Eile. Sie hatten das Signal ebenfalls vernommen und wußten, was zu erwarten stand, wenn sie zur bestimmten Zeit nicht zu Hause getroffen wurden. Alle legten Hand an, den noch immer schwankenden Irländer an den Strom hinabzuschaffen, und bald darauf plätscherte das Wasser unter dem scharfen Bug des leichten Fahrzeuges, das von vier kräftigen Ruderern getrieben dem jenseitigen Ufer zuflog.

Dreißigstes Kapitel.

Auf dem Colorado.

Der Schall der Ruder war noch nicht verklungen; Sidney saß schweigend und gleichgültig auf seinem Schemel, und ebenso schweigsam verharrten die drei Gäste am andern Ende des Gemaches. Nur die Großmutter zeigte Leben, indem sie die übereinander geworfenen Bänke wieder ordnete, den Schänktisch abwischte, die Lampen schnäuzte und dazwischen etwas von „wilder Bande", „guten Kerls" und „gut genug zum Totschießen" vor sich hinmurmelte.

Sie war eben mit ihrer Beschäftigung zu Ende gekommen und schickte sich an, eine neue Unterhaltung mit Sidney zu eröffnen, da sprang der Landagent plötzlich mit lautem Geräusch von seinem Stuhl auf, hing seinen Leibrock über den linken Arm, schob beide Hände in die Taschen seiner Hosen und trat dann mit festem Schritt dicht vor Sidney hin.

„Fremder," begann er mit Pathos, „Gentleman, denn ein Gentleman könnt Ihr nur sein, nach dem, was ich von Euch gesehen habe, Mitbürger der großen glorreichen Vereinigten Staaten! — Ich begrüße Euch als ein rechtlich denkender Mann, ich begrüße Euch im Namen der aufblühenden Stadt Colorado-City, auf deren geweihtem Boden Ihr Euch befindet. Seid mir

willkommen auf dem Grund und Boden, den ich teilweise mein Eigentum nenne, und möge unsere neue Stadt dereinst das Vergnügen haben, Euch zu ihren patriotischsten und achtbarsten Bürgern zu zählen!"

Sidney schaute verwundert zu dem Sprecher auf, der in ihm einen jungen, unerfahrenen Auswanderer vermutend, eben darauf ausging, ihm das Ratsame seines Ansiedelns in der Colorado-City auseinanderzusetzen. Er mochte dergleichen erraten und wollte augenscheinlich eine entsprechende Antwort erteilen, als die Großmutter ihm in die Rede fiel.

„Mr. Humbug!" *) hob sie mit scharfer Stimme an, „wenn es Euch genehm ist, jemand auf Euerm Grund und Boden zu bewillkommnen, so seid so gut und schert Euch vorher aus der Tür und ungefähr hundert Schritte weit von meinem Hause weg, es möchte sonst eine kleine Erörterung über das Mein und Dein stattfinden!"

Die beiden Seeleute lachten schadenfroh, Sidney dagegen veränderte keine Muskel seines Gesichtes. Die Großmutter holte tief Atem, und über die Galgenphysiognomie des Landagenten glitt ein Lächeln, so wohlwollend, so freundlich und zutrauenerweckend, daß man es mit einem Moderpfuhl hätte vergleichen mögen, dessen Oberfläche ein milder Regen geglättet hat.

„Madam, Ihr hegt feindliche Gefühle gegen mich", begann er nach kurzem Sinnen. „Aber auch Eure feindlichen Gefühle werden schwinden und sich in aufrichtige Freundschaft verwandeln, wenn die Kompanie sich auf meinen Vorschlag veranlaßt sieht, Euch eine hübsche runde Summe für Euer Haus zu bieten, und noch eine schöne Baustelle auf der andern Seite des Stromes, im Mittelpunkte der Stadt, ich will sagen, am Marktplatz, mit in den Kauf gibt, wo der Wert des Bodens innerhalb weniger Jahre um das hundertfache, nein, um das fünfhundertfache seines jetzigen Wertes steigen muß. Ist das nicht annehmbar?" fragte er, sich zu Sidney wendend.

„Ich denke nicht", entgegnete dieser phlegmatisch; „ich für

*) Nähert sich in seiner Bedeutung am meisten dem Worte „Schwindler".

mein Teil gebe nicht so viel, wie auf einem Nagel Platz hat, für alle Gebote der Welt, wenn sie nicht von barer Münze begleitet sind."

„Recht so, junger Mann", bemerkte die Großmutter, Sidney die Flasche wieder hinschiebend, trotzdem ihr nicht entgangen war, daß er nur sehr mäßig trank.

„Ihr seid ein lustiger Bursche", versetzte der halbe Gentleman, freundlich mit den Augen zwinkernd; „gewiß aus dem Staate Kentucky?"

„Nein", antwortete Sidney trocken.

„Oder Indiana?"

„Auch das nicht, sondern ich bin ein richtiger Missourier."

„Hab' ichs Euch nicht auf den ersten Blick angesehen?" rief der Agent enthusiastisch aus. „Da sind wir ja Landsleute! Großmutter, frische Gläser, wenn Ihr so gut sein wollt! Was trinkt Ihr?" fragte er Sidney dann in demselben Atem, „denn ich lasse Euch nicht von der Stelle, ehe Ihr nicht mit mir getrunken habt. Bei Gott, wer hätte das gedacht, so spät abends einen alten Bekannten zu finden! Aber kommt, setzt Euch zu uns an den Tisch; findet dort ein paar liebenswürdige Leute, freilich etwas ungebildet; aber Seeleute sind nun einmal nicht anders", fügte er, heimlich flüsternd, mit einem kaum merklichen Seitenblick auf den Kapitän hinzu. „Sagt also, was Ihr trinken wollt, und dann kommt."

Sidney sann eine Weile nach, unbekümmert darum, daß jetzt aller Blicke auf ihn geheftet waren, und antwortete endlich:

„Ich trinke das eine so gern wie das andere, und habe auch keine Ursache, nicht an Euerm Tische Platz nehmen zu wollen, vorausgesetzt, diese Dame, auf deren Grund und Boden ich mich befinde, läßt sich herbei, unseren Kreis zu vervollständigen."

Sidneys Worte hatten auf die Großmutter und den Landagenten ganz verschiedene Wirkung. Erstere freute sich offenbar über die ihr erzeigte Höflichkeit, während der halbe Gentleman Sidney nur deshalb an den Tisch einlud, um von der schlauen und nichts weniger als rücksichtsvollen und zarten Großmutter fern zu sein, von deren Rechtlichkeitsgefühl er ein beständiges

Durchkreuzen seiner Pläne befürchtete. Sidney aber, der, geleitet von einer Art von richtigem Instinkt, die offenherzige Großmutter zu seiner Verbündeten zu machen wünschte, hatte seine Aufforderung hinter einer so undurchdringlichen Maske von Gleichgültigkeit zu verbergen gewußt, daß der Agent nicht im entferntesten Nebenabsichten bei ihm vermutete; denn daß er in dem jungen Giganten einen echten Amerikaner vor sich hatte, der ihm an Schlauheit, natürlich im besseren, ja im besten Sinne, vollkommen gleichstand, vielleicht ihn noch überragte, konnte er natürlich nicht erwarten, viel weniger noch, daß der etwas ungehobelte, unschuldig dreinschauende junge Mann in ihm auf den ersten Blick einen jener der Zivilisation voraufeilenden Betrüger erkannte, die ein Gewerbe daraus machen, andere Menschen ins Elend zu stürzen, um sich auf ihre Kosten zu bereichern.

Die Freundschaft der Großmutter zu Sidney, die durch dessen Kraftprobe schon einen hohen Grad erreicht hatte, war auch wirklich durch die schmeichelhafte Einladung noch bedeutend gesteigert worden, und er hätte in der Tat keinen besseren Griff tun können, als gerade die rauhe, aber ehrlich denkende Marketenderin zu seiner mittelbaren Ratgeberin zu wählen. Er durfte überzeugt sein, daß sie, bei ihrer Kenntnis des Landes und der Leute, über ihn wachen und ihn da vor einem Betrug bewahren würde, wo sein eigener Scharfblick sich vielleicht nicht ausreichend erweisen sollte.

Nahm die Großmutter die Einladung mit Freuden an, so schien der Agent, seinen Mantel schnell nach dem Winde hängend, jetzt über ihre Annahme doppelt erfreut zu sein; er redete ihr wenigstens so dringend zu, sich zu beeilen, daß sie schon begann, mißtrauisch zu werden und daran dachte, ihn aus der Tür zu weisen.

Sie beherrschte sich aber, und nachdem sie gemeinschaftlich mit Sidney Sorge für dessen Pferd getragen und alle Gläser noch einmal mit einem recht steifen Grog gefüllt hatte, reihte sich die kleine Gesellschaft um das lahmbeinige Tischchen, und die Unterhaltung kam sehr bald in Gang.

Ohne sich gegenseitig vorgestellt zu sein, begrüßte Sidney

sich mit den beiden Seeleuten wie alte Bekannte, und wenige Worte genügten, um darzulegen, daß in dem Gewerbe beider Teile eine gewisse Ähnlichkeit herrsche, nur daß der Kapitän mit einem herzhaften Fluch beteuerte, es sei schwieriger, auf dem Lande das Gleichgewicht zu halten, als auf der wogenden See, wogegen Sidney zum größten Ergötzen des Matrosen, das Gegenteil behauptete, was die Großmutter natürlich unterstützte, während der halbe Gentleman, seinen Grundsätzen getreu, wieder beiden Teilen recht gab.

„Wundert mich aber doch sehr," sagte Sidney im Laufe des Gespräches, „daß ein alter Seehund, der Ihr doch unbedingt seid, seinen Weg so tief ins Land gefunden hat, ohne dabei das Gleichgewicht zu verlieren."

„Hm, die Bemerkung ist nicht übel," versetzte der Kapitän, beifällig mit dem Haupte nickend, „nicht so übel; wär' in der Tat nicht so weit aus meinem Kurs gewichen, hätte die kleine Wasserrinne nicht von meinem Schiffe bis gerade hierher geführt. Bin den ganzen Weg gerudert; hätte auch mit einem der beiden Dampfer, die, beiläufig gesagt, hier verdammt schlechte Geschäfte machen, reisen können, wenn ich gewollt hätte, denn beide mußten zweimal herunterkommen, um die für die Garnison bestimmte Fracht abzuholen. Hütete mich aber, meinen Körper einer dieser schmachvollen Erfindungen anzuvertrauen. Ist's doch gerade, als ob's keinen Wind mehr in der Welt gäbe. Ist aber häßliche Arbeit, auf süßem Wasser zu kreuzen; Goddam! ich wäre beinah seekrank geworden."

„Euer Schiff liegt wohl an der Mündung des Colorado, wenn ich recht verstehe?" fragte Sidney nach einigem Sinnen.

„Es liegt im vollsten Sinne des Wortes dort", entgegnete der Kapitän heftig, als wenn Sidneys Frage ihn unangenehm berührt hätte. „Ja, es liegt schon dort seit neun Tagen, und zwar so trocken gestaut, wie das Pulver auf einem Kriegsschiff."

„Die Springflut hat dem ehrenwerten Kapitän einen Streich gespielt", bemerkte der Agent vor sich hin, indem er seine Füße wieder oben an die Wand stemmte und mit einem Federmesser rücksichtslos an der massiven Stuhllehne zu schnitzen begann.

„Wer sagt das?“ fragte der Kapitän barsch, einen drohenden Blick auf den Agenten werfend. „Ich will's Euch aber erklären, junger Mann“, fuhr er zu Sidney gewendet fort. „Die Taube, mein Schoner führt nämlich diesen Namen, und eine Taube ist es, wie nie eine schönere das blaue Wasser des Stillen Ozeans unter ihrem Kiel schäumen machte, also die Taube hatte in San Franzisko Fracht für Fort Yuma und die weltberühmte, aufblühende Hauptstadt Colorado-City eingenommen;“ hier traf ein spöttischer Seitenblick aus des Kapitäns Augen den Agenten, worauf er wieder fortfuhr: „Die Fracht für das Fort war bedeutend, die Fracht für die Hauptstadt dagegen belief sich auf nichts, weil von der ganzen Stadt eben noch kein einziges Haus steht. — Drei Wochen brachten mich nach Kap Lucas, und weitere vierzehn Tage Südwestwind halfen mir bis vor die Mündung dieser kleinen schmutzigen Wasserrinne. — Alles Moder dort, sage ich Euch; nicht so viel Ankergrund, wie eine Möve braucht, um ihre Füße daraufzustellen. Von Lotsen und Leuchtschiffen keine Spur, Goddam! und außer einigen nackten Eingeborenen weit und breit kein Mensch zu sehen. — Ich war nie dort gewesen, ebenso keiner meiner Leute, mußte mir also selber helfen. — War gerade Flutzeit; die steife Südostbrise, die mich die Flutwelle nicht so sehr hatte merken lassen, schlummerte ein, fürchtete, mit der Ebbe wieder zurückgetrieben zu werden, und steuerte in ein totes Nebenwasser hinein. — Die Lotleine war in meiner eigenen Hand; ich werfe aus: vier Faden! Werfe abermals aus: vier Faden! Das Land rückte auf beiden Seiten näher: vier Faden! Es war jetzt so nahe, daß ich eine Kartoffel hätte hinüberschleudern können: vier Faden und fester Ankergrund! Denke bei mir: zwei Faden zur Zeit der Ebbe ist genug für die Taube, vergesse den Neumond, herunter mit dem Anker! Und die Taube lag so still, als wenn ihr Kiel noch auf dem Bauplatz eingekeilt gewesen wäre. Die Flut steigt noch einen halben Faden, steht eine Viertelstunde still, fällt, fällt einen Faden, fällt zwei, drei Faden, wundere mich über den schnellen Wechsel; fällt wieder einen halben Faden, will noch einen Versuch mit Segeln machen, aber zu spät, vermag nur noch das Bugspriet dem Golf

zuzuwenden. Die Flut fällt und fällt so lange, bis die Taube sich auf den Boden stützt; das Wasser verläuft sich ganz und gar, und wir sitzen so trocken, wie im trockensten Drydock von Liverpool. — War mir schon recht; das Klaren erforderte wohl etwas Zeit und Mühe, hatte aber dafür den Vorteil, kielholen und das Kupfer ausbessern zu können, ohne einen Cent an die Dockwache bezahlen zu brauchen. Und so, Mr. Humbug," wendete er sich an den schnitzenden Agenten, „und so hat mir also niemand einen Streich gespielt, sondern ich habe noch Vorteil daraus gezogen!"

„Wann gedenkt Ihr wieder loszukommen?" fragte Sidney, indem er, ohne aufzusehen, die großen Messingknöpfe an seiner Weste so eifrig mit dem Ärmel seines Flanellhemdes putzte, als wenn er am folgenden Tage eine Parade hätte mitmachen sollen.

„Denke, der Vollmond soll mich flott machen."

„Habt wohl gute Fracht in Colorado-City angenommen?" fragte Sidney, einen Blick des Einverständnisses mit der Großmutter wechselnd.

„Nicht so viel Fracht, wie Ihr in der Westentasche fortzutragen vermögt. Fahre mit Ballast nach Mazatlan, um dort Südfrüchte für San Franzisko einzunehmen. Hatte große Not, zwischen den Schlammbänken genug Ballast für mein Fahrzeug zu finden."

„Kapitän, wie wär's?" fragte die Großmutter jetzt schmunzelnd, „wie wär's, wenn Ihr die ganze Colorado-City als Ballast eingenommen hättet?"

Diese Frage, die darauf berechnet war, den Agenten, der die Wirtin beständig mit ihrem Hause aus der Hauptstraße verdrängen wollte, lächerlich zu machen, ergötzte den Kapitän dermaßen, daß er, ganz gegen seine Gewohnheit, ein lautes Lachen erschallen ließ, in das der Matrose und die Großmutter aus vollem Herzen mit einstimmten. Sidney dagegen gähnte, als ob ihn das Gespräch langweile, während der Agent einen herablassend freundlichen Blick auf die Gesellschaft warf und geduldig so lange wartete, bis alle sich wieder beruhigt hatten.

„Kann gar nicht beschreiben, wie sehr ich fröhliche Leute liebe," sagte er endlich, seine Stuhllehne wieder in Angriff nehmend, „bin selbst gern mit fröhlich, aber Scherz beiseite, wenn ich nach zwei oder drei Jahren die Herrschaften in dem Gila-Hotel, drüben am Marktplatze, bewirte, und die Großmutter läßt uns den Punsch, anstatt ihn selbst zu bereiten, durch ihre Kellner mischen, dann werde ich lachen, ha, ha, ha!"

„Lacht so lange bis Ihr platzt wie ein morsches Topsegel vor dem Äquinoktialsturm", rief der Kapitän aus, der sich über der Großmutter Bemerkung vor lauter Schadenfreude noch gar nicht wieder fassen konnte; „ich für mein Teil will mein ganzes Lebenlang nur brackisches Wasser trinken, wenn Ihr mich je wieder in diesem Schlammwinkel ankern seht und hätte die Colorado-City eine Million Einwohner. Aber Großmutter, Ihr seid ein Mordsweib!" fuhr er zu dieser gewendet fort: „müßt auf irgendeinem Zwischendeck oder vielleicht gar unter dem Äquator vom Stapel gelaufen sein, oder Ihr verständet nicht, solche Knoten ins Garn zu schlagen."

„Nein, Herr!" erwiderte die Großmutter mit einigem Ernst, „ich war von jeher für das feste Land bestimmt! Goddam! Wurde mir dessen so recht bewußt, damals bei Buena-Vista, als wir die Schanzen stürmten und die Kanonenbälle den Boden ringsum aufpflügten, als wenn Tabak und Baumwolle hätten gepflanzt werden sollen! Feine Zeiten damals, Herr!" Und ihre Faust machte alle Gläser auf dem dreibeinigen Tischchen tanzen.

Das kurze Schweigen, das diesem Ausbruch von Enthusiasmus folgte, benutzte der halbe Gentleman schnell, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben. Er lenkte das Gespräch auf Sidney und seine Expedition, scheinbar, um eine natürliche Neugierde zu befriedigen. Sidney erriet aber sogleich, daß der Betrüger, nachdem sein Plan, ihn selbst in irgendein Geschäft oder Unternehmen zu verwickeln, gescheitert war, mit dem Gedanken umgehe, sich die von dem auf dem Fort wohnenden Leutnant Fetters ausgebotenen zwanzig Dollars zu verdienen und den Flüchtling, der in den nächsten Tagen mit den Schafherden eintreffen sollte, auszuliefern. Dieses zu

wissen oder vielmehr zu ahnen, war für Sidney genügender Grund, auf seiner Hut zu sein und im Laufe des Gespräches keine unbedachtsamen Äußerungen fallen zu lassen, die die Sicherheit Hohendorfs gefährden konnten.

Robert hätte in der Tat keine geeignetere Person zum Auskundschaften absenden können; denn Sidney war, trotz seines Phlegmas, verschlagen, und während er auf der einen Seite allen zudringlichen Fragen zu begegnen wußte, grübelte er auf der andern wieder darüber nach, auf welche Weise es zu ermöglichen sei, die Gefahr von dem Bedrohten abzuwenden.

„Ist wohl ein böses Reisen am Gila während der Sommermonate?“ fragte also der Agent gähnend nach der durch der Großmutter energisches Auftreten hervorgerufenen Pause.

„Nicht, daß ich sagen könnte“, antwortete Sidney ebenfalls gähnend, und da das Gähnen ansteckend ist, so gähnten der Kapitän, der Matrose und zuletzt auch die Großmutter.

„Für einen Mann von Eurer Konstitution natürlich nicht“, versetzte der Agent, indem er Oberkörper und Arme so weit nach hinten über die Lehne seines balancierenden Stuhles ausreckte, als wenn er mit Selbstmordgedanken umgegangen wäre. „Ich meine nur, wenn zum Beispiel das weibliche Geschlecht in Eurer Expedition vertreten wäre.“

„Das weibliche Geschlecht ist in meiner Expedition vertreten, legt die Reise aber doch mit ziemlicher Leichtigkeit zurück.“

„Wunderbar, wunderbar! — Ist aber vielleicht schon ans Reisen gewöhnt?“

„Ziemlich ans Reisen gewöhnt.“

„Möchte wissen, wer die Beschwerden leichter erträgt, ob die Schwarze oder die Weiße?“

Durch diese indirekte Hindeutung auf Martha und die Negerin erhielt Sidney plötzlich den untrüglichsten Beweis, daß die näheren Umstände, unter denen Hohendorf zu ihnen gestoßen war, durch Fetters ziemlich verbreitet worden waren. Seine Züge behielten aber denselben unveränderlichen Ausdruck von Langerweile, und nachdem er einen schlürfenden Zug aus seinem Glase getan, antwortete er dem Agenten: „Ich

habe bis jetzt noch keinen Unterschied bemerkt, beide Teile reisen gut genug."

„Die armen Wesen; dazu verurteilt zu sein, die schrecklichen Wüsten zu durchwandern!" sagte der halbe Gentleman wie im Selbstgespräch, und ein großer Splitter flog von der Stuhllehne.

„Ich bedaure sie gar nicht, es ist einmal ihre Bestimmung, und ans Messer müssen sie doch einmal, die Weißen wie die Schwarzen."

Der Agent hielt mit Schnitzen inne und warf einen Seitenblick auf Sidney, als wenn er ihn habe fragen wollen, ob er wahnsinnig sei; der Kapitän stieß einen pfeifenden Ton aus, wie um sich auf das, was er weiter vernehmen würde, vorzubereiten; der Matrose starrte verwunderungsvoll auf die Großmutter, und diese, irgend einen Scherz vermutend, beobachtete mit behaglichem Lächeln den jungen Giganten, der wieder angefangen hatte, seine Knöpfe zu putzen.

„Vielleicht ein kleines Mißverständnis?" fragte der Agent endlich, und das Messer knirschte von neuem in dem harten Holze.

„Ganz und gar nicht."

„Also ans Messer? Ihr sprecht vielleicht bildlich von den Ladies."

„Ich spreche überhaupt nicht von Ladies, sondern vom weiblichen Geschlecht."

„Wahr, wahr; es gibt verhenkert wenig wirkliche Ladies im weiblichen Geschlecht, aber die sich in Eurer Expedition befindet, muß doch, ich meine allerdings nur die weiße, eine Lady sein."

„Ihr sprecht von einer, ich spreche aber von wenigstens zehntausend."

„Ihr seid ein pfiffiger Bursche, und die Reise durch die Wüsten hat Eurer Lust zum Scherzen noch keinen Eintrag getan", bemerkte der Agent, mit der Zerstörung der Stuhllehne einen Augenblick innehaltend und Sidney freundlich zugrinsend.

„Ich war nie in meinem Leben ernster gestimmt," versetzte dieser, „ich liebe überhaupt nicht, mit Fremden zu scherzen."

„Ihr macht mich absichtlich neugierig", entgegnete der Agent, und schob mit einer schnellen Bewegung sein Federmesser in die Tasche, während er dadurch, daß er den einen Fuß von der Wand heruntergleiten ließ und seinem Oberkörper einen kleinen Schwung gab, seinen Stuhl so weit herumbalancierte, daß er Sidney voll anzuschauen vermochte. Er hielt seine Neugierde jetzt für gerechtfertigt und hoffte, durch offene Kreuz- und Querfragen, aus dem vermeintlich einfältigen Burschen das herauszubekommen, was ihm auf versteckterem Wege zu erfahren nicht gelingen wollte. „Bei Gott! Ihr macht mich neugierig, lasse Euch nicht von der Stelle, bis Ihr mir Aufklärung gegeben!" wiederholte er, Sidney in vertraulich herablassender Weise mit dem langen Mittelfinger seiner rechten Hand an die Schulter tupfend.

„Aufklärung geben? Hm, das ist leicht gesagt, weiß nur nicht, was aufgeklärt werden soll. Ich finde alles so klar, wie den schönsten Frühlingstag."

„Ich meine über die Ladies, die ans Messer sollen."

„Ich sagte Euch schon einmal, ich spreche nicht von Ladies, sondern vom weiblichen Geschlecht. Mein Partner und ich führen fünfundzwanzigtausend Schafe mit uns; rechne ich nun, daß wir bis jetzt auch wirklich fünfhundert verloren haben, so bleiben uns noch immer vierundzwanzigtausend und fünfhundert Stück. Von diesen nun sind nicht ganz die Hälfte Mutterschafe, oder weiblichen Geschlechts. Manche sind weiß, andere schwarz, aber ich kann Euch versichern, daß ich im Reisen bis jetzt noch keinen Unterschied zwischen ihnen entdeckte. Wenn Ihr mich jetzt noch nicht verstanden habt, dann weiß ich nicht, wie ich mich überhaupt deutlicher ausdrücken soll."

Der Agent hatte sich, ehe Sidney ausgesprochen, schon wieder herumgeworfen und stützte, wie vorher, beide Füße an die Wand; in seiner Hand blitzte aber das bekannte Bowiemesser, mit dem er wieder zwischen seinen Zähnen stocherte. Er wollte sich dadurch offenbar einen gefährlichen Ausdruck geben, nahm sich aber nicht so gefährlich aus, daß die Seeleute und die Großmutter deswegen ein schallendes Gelächter zurückgehalten hätten, das durch Sidneys ernst-komisches Wesen und

noch komischere Auseinandersetzung hervorgerufen worden war.

„Gut!“ sagte endlich der Kapitän; „gut!“ sagte der Matrose und die Großmutter; „gut!“ sagte auch der Richter, um seinen Unmut zu verbergen.

„Ihr seid ein scharfer Bursche“, redete er Sidney wieder an.

„Durchaus gar nicht,“ lautete die Antwort, „ich bin bloß nicht mehr ganz grün.“

„Jedenfalls bedauere ich Euch aber, es ist schade um Euch.“ —

„Ganz und gar nicht.“

„Ich meine, Ihr werdet in Ungelegenheit kommen.“

„Ich meine, daß Ihr irrt.“

„Ich wünsche es selbst, aber der Umstand, den Deserteur Schmidt in Eurer Gesellschaft zu haben, kann auf dem Fort keinen guten Eindruck machen, man wird ihn Euch wegfangen und in Eisen legen.“

„Soll mich sehr freuen. Aber hört nun auch, was ich Euch zu sagen habe, Mr. Humbug, oder wie Ihr nun immer heißen mögt. Nach Euern Fragen zu schließen, ist Euch sehr darum zu tun, alle Mitglieder meiner Expedition kennen zu lernen. Da ich hoffe, innerhalb fünf bis sechs Tagen mit der ganzen Gesellschaft hier einzutreffen, so rate ich Euch aufzupassen und jeden Passagier, ob nun Hammel oder Schaf, ob schwarz oder weiß, genau zu untersuchen. Entdeckt Ihr einen Flüchtling unter ihnen und Ihr beweist Eure Ansprüche an ihm, dann mögt Ihr ihm so viel Eisen und Ketten anlegen, wie Ihr nur immer anzubringen vermögt, nur laßt mich ungeschoren.“

„Das ist recht, vollkommen recht,“ platzte die Wirtin heraus, „denn bei Gott! will er den Deserteur verraten, mag er ihn selbst suchen.“

„Madam, ich hoffe, Ihr haltet mich nicht für einen Angeber?“ fragte der Agent, dem in der Gesellschaft der vier Leute, die so ganz anders wie er selbst dachten, unheimlich zu werden begann.

„Ganz und gar nicht, Mr. Humbug; ich pflichte nur dem jungen Gentleman hier bei, wenn er sagt, Ihr sollt ihn

ungeschoren lassen. Übrigens, Herr!" rief sie, heftiger werdend, aus, indem sie emporsprang, „wenn Euch mein Haus und meine Gesellschaft nicht behagen, so schert Euch zum Teufel! Fürchte Euern Zahnstocher noch lange nicht, habe bei Buena-Vista ganz andere Zahnstocher und ganz andere Kerls gesehen, wie Ihr einer seid."

„Ruhig hier! Goddam!" rief der Kapitän aus, wobei er vergeblich das Lachen zu unterdrücken strebte; „wir sind hier zusammengekommen, um friedlich miteinander zu trinken und ein Garn zu spinnen, und nicht, um nach Konterbande zu fragen oder gar die Schiffslisten überzuholen. Nicht wahr, Fremder?" wendete er sich an Sidney, der teilnahmlos dem Streit entgegensah, der auszubrechen drohte.

„Ganz meine Meinung, Kapitän", erwiderte er auf die Anrede. „Ich selbst weiß von keinem Deserteur Schmidt; gebe aber zu, daß unter meinen Leuten eine Menge Deserteure verborgen sein können. Ich habe sie weder nach ihren Papieren gefragt, noch ihnen ins Herz geschaut, bin übrigens nur gekommen, um die Fähren in Augenschein zu nehmen und möchte morgen abend gern wieder bei meinen Herden sein. Der Mond scheint hell, und wenn ich nur einen Ruderer hätte, so könnte ich heute abend noch die beiden Fährstellen untersuchen, meine Anordnungen darnach treffen und morgen in aller Frühe wieder aufbrechen. Ich denke, in einer Stunde wäre alles abgemacht, es ist noch lange hin bis Mitternacht. Vielleicht läßt sich Euer Begleiter willig finden, mich zu rudern, und an einem Boot fehlt es auch nicht, wie ich bei meiner Ankunft wahrnahm."

„Mein eigen Boot, Herr," versetzte der Kapitän, „und es steht zu Euern Diensten, so lange Ihr es gebrauchen wollt, wenn auch nur deshalb, weil Ihr dem großmäuligen Irländer so kunstgerecht eine Breitseite gegeben; und ein besserer Ruderer, wie Tom Williams hier, hat zwischen China und Kalifornien noch nie ein Segel beschlagen. Aber halt!" fuhr er fort, indem er aufsprang, „ein bißchen Kreuzen beim Mondschein wäre ganz nach meinem Sinn! Bei Gott! fühle, daß meine Ladung etwas schief gestaut ist. Tom, flink, mein Bürschchen, tragt die

Ruder hinab und haltet Euch bereit! Bei Gott! ein guter Einfall! Wir brauchen Euch nicht, Herr!“ rief er dem Agenten zu, als er bemerkte, daß dieser seinen Leibrock anzog und sich anschickte zu folgen, „aber nehmt's nicht für ungut, wollte nur dem Tom die Arbeit nicht zu schwer machen.“

„Schon gut, schon gut“, entgegnete der Agent mißvergnügt, und nahm wieder seine kunstvolle Stellung, oder vielmehr Lage, auf dem Stuhl ein; „hoffe Euch gesund wiederzusehen!“

Wenn Sidney dem Kapitän seine geheimsten Gedanken offen mitgeteilt hätte, so wäre dieser nicht imstande gewesen, seinen Wünschen besser entgegenzukommen, als er ihm seine Begleitung auf der einsamen Wasserfahrt anbot und zugleich den betrügerischen Agenten zurückwies. Es ist wahr, er entschied sich für die sofortige Untersuchung der Landungsstellen der großen Fährboote nur deshalb, weil er die unbestimmte Hoffnung hegte, den Kapitän vielleicht im letzten Augenblick, seine Vorliebe für das nasse Element benutzend, anscheinend absichtslos verleiten zu können, sich ihm anzuschließen und ihm seinen gediegenen Rat zu erteilen. Sein Zusammentreffen mit ihm betrachtete er überhaupt schon als einen großen Glückszufall; daß er ihm aber so freundschaftlich zuvorkam, diente ihm als Beweis, daß er bis jetzt noch von niemandem durchschaut worden war und wahrscheinlich auch nicht durchschaut werden würde.

Nachdem er den Kapitän nochmals, aber laut genug, um von dem Agenten und der Großmutter verstanden zu werden, geraten hatte, zurückzubleiben und lieber die Ruhe zu suchen, was diesen aber störrisch machte und zu einem derben Fluch veranlaßte, begab er sich in seiner Gesellschaft an den Fluß hinunter, wo sie schon von dem Matrosen erwartet wurden.

Gemeinschaftlich mit der Großmutter, die ihnen das Geleite gegeben hatte, unterwarfen sie das Ufer einer oberflächlichen Prüfung, fanden es zum Einschiffen der Herden geeignet, stiegen in das Boot, wechselten noch einige Scherzworte mit ihrer Wirtin, die sie nach Verlauf einer Stunde wiederzusehen hoffte, der Matrose legte sich gegen die Ruder und bald darauf befanden sie sich zwischen schäumenden Wasserwirbeln.

Schweigend glitten sie über den Fluß hinüber, untersuchten die Landungsstelle, die Sidney sehr gefiel, und nach fünf Minuten folgte das Boot in der Mitte des Colorado der heftigen Strömung, die es sehr bald an die südlichere Fährstelle zu bringen versprach.

„Schöner Mondschein, Kapitän", bemerkte Sidney, als sie auf dem glänzenden Spiegel, der von dunklen Baumgruppen gleichsam eingerahmt war, geräuschlos dahintrieben.

„Schöner Mondschein", bekräftigte dieser, und blickte zu dem mild erleuchteten Firmament empor. „Doppelt schön für mich, denn er erinnert mich daran, daß wir nach vier Tagen Vollmond haben. Die Springflut tritt mit dem Vollmond ein und ich werde wieder flott."

„Werdet wohl nicht auf Fracht warten?"

„Keine einzige gesegnete Minute; bin froh, hinlänglich Ballast an Bord zu haben, um gleich Anker lichten zu können."

„Ich wüßte wohl, wo Ihr Fracht fändet," sagte Sidney nach einer längeren Pause, wie in Gedanken.

„Ihr meint wohl hier die Colorado-City, von der noch kein einziges verdammtes Haus steht?" fragte der Kapitän lachend.

„Nein, wirkliche Fracht."

„Wohin?"

„Gleichviel, ob nach Mazatlan oder nach Acapulco."

„Hm, viel Fracht?"

„Leichte Fracht und hohen Preis."

„Verdammt! ich verstehe Euch nicht!"

„Ist auch nicht nötig, wenn Ihr nicht raten könnt, es handelt sich um Konterbande."

„Um Konterbande? Wohl solche, die nach Mexiko bestimmt ist? A—ha—!" Und der pfeifende Ton, durch den der alte Seemann gewöhnlich seine Verwunderung an den Tag legte, glitt aus seinen aufgeblasenen Wangen. „Keine Furcht vor dem da," versetzte er, als Sidney auf den Matrosen deutete, „Tom ist ein treuer Bursche, kann schweigen wie ein Anker auf dem Meeresgrund. Sprecht nur immer heraus! Hier ist meine Hand; ich soll den Deserteur zum Lande hinausschmuggeln

— gern, gern; muß überhaupt des Schmuggelns wert sein, wenn ein Bursche, wie Ihr, sich seiner so warm annimmt. Bei Gott, er wird die Springflut segnen, denn da ein bissiger Leutnant zwanzig Dollars für seine Habhaftwerdung ausgeboten hat, so würde er schwerlich den Colorado unentdeckt passieren. Gibt gar zu viele hierherum, die ein paar Dollars verdienen möchten. Der verdammte Landpirat bei der Großmutter ist aber der schlimmste von allen. Müssen vor ihm auf der Hut sein."

„Ich habe den Schurken in ihm erkannt, hoffe ihn aber hinters Licht zu führen", entgegnete Sidney. „Wann tritt die Springflut ein?" fragte er nach kurzem Sinnen.

„Unbedingt in den Nachmittagsstunden am vierten Tage von heute gerechnet. — Aber werdet Ihr mit den Herden eintreffen?"

„Auf keinen Fall früher als zwei oder drei Tage nach Eurer Abreise."

„Um so viel besser, man wird kein Mißtrauen gegen mich fassen und die Taube nicht bewachen. Aber werdet Ihr auch rechtzeitig eintreffen? Ihr wißt, die Flut ist eigensinnig und wartet auf niemand."

„Habt keine Sorge, es hängt zu viel davon ab." Nach dieser Einleitung rückten die beiden Männer dichter zusammen und beratschlagten in flüsterndem Tone. Was sie miteinander sprachen, fesselte ihre ganze Aufmerksamkeit, denn sie achteten weder ihrer Umgebung, noch des Matrosen, der dicht vor ihnen saß und von dessen Treue sie überzeugt waren. —

Das Boot glitt unterdessen schnell vor den leichten und gemessenen Ruderschlägen dahin, der Colorado gurgelte und murmelte, wie ungehalten, vor dem scharfen Bug, und hundertfach spiegelte sich der Mond in den kleinen Wellen, die sich im Fahrwasser bildeten und, allmählich an Umfang gewinnend, auf beiden Seiten dem Ufer zuschwankten und spielten. Niemand achtete darauf. Geräuschlos flog der Kahn dahin, und unmerklich verstrich die Zeit. Die schwarzen Baumgruppen auf dem Ufer schoben sich, als wenn sie Leben besessen hätten, gespenstisch aneinander vorbei, und unter und zwischen

ihnen glimmten verstohlen die Glühwürmchen und zogen die Leuchtkäfer ihre tausendfach verschlungenen Feuerlinien. Die Schatten, die auf den Strom fielen, beschränkten den mondbeleuchteten Silberspiegel des Wassers bis auf einen verhältnismäßig schmalen Streifen, aber in diesem Streifen befanden sich gerade der Hauptkanal und die Hauptströmung und darin kämpften und vermischten sich, Tausende von Wirbeln erzeugend, die Fluten des hohen Nordens und des fernen Ostens, die sich erst kurz vorher wie zum Gruß die Hand gereicht hatten. — So unschuldig nahmen sie sich aus, so zierliche Ringe trugen sie auf ihrer Oberfläche, und so lustig tanzte auf ihnen das zitternde Bild des Mondes; wenn aber der Matrose seine Ruder eine Zeitlang ruhen ließ, dann zeigten sie, daß ihnen doch nicht zu trauen sei, indem sie das Hinterteil des Kahnes ergriffen und mit aller Gewalt um das Vorderteil herumzudrehen begannen, bis der Matrose ihrem hinterlistigen Wesen durch einen kräftigen Ruderschlag wieder Einhalt tat.

Die beiden Männer auf der letzten Ruderbank schienen nichts zu hören und nichts zu sehen; sie waren zu vertieft in ihr Gespräch. Sie achteten kaum darauf, daß der Matrose sie zuerst nach der einen und dann nach der andern Landungsstelle des Fährbootes hinruderte. Sie beachteten nicht die bissigen Hunde, die ihnen grimmig entgegenbellten, als sie sich dem Ufer näherten, und erst als der Matrose die Spitze des Kahnes stromaufwärts wendete und das stillere Wasser in den Ufereinbuchtungen aufsuchte, sprang der Kapitän auf und versah sich und Sidney mit Rudern, worauf sie schweigend zurück, der Mündung des Gila zuarbeiteten.

Ihre Abwesenheit von der Baracke hatte noch keine Stunde gedauert. Die Lampen in dem bekannten Gemach brannten düster und schienen vom Leben Abschied nehmen zu wollen. Sie waren seit einer Stunde nicht geschnäuzt worden, denn der halbe Gentleman und die Großmutter schliefen beide.

Letztere auf ihrer Kiste, die sie dicht genug an den Schänktisch geschoben hatte, um diesen als Rücklehne benutzen zu können. Der Agent dagegen befand sich noch auf seinem Stuhl, der jetzt aber auf allen vier Beinen stand; die eigenen Füße

stützte er noch immer hoch gegen die Wand, seine Arme hingen zu beiden Seiten von ihm nieder und mit den Fingerspitzen berührte er den sandigen Boden, während sein Kopf tief auf die Brust gesunken war und der Atem sich schnarchend und röchelnd der in das gestärkte Hemd vergrabenen Nase entwand.

Die Großmutter erwachte augenblicklich beim Eintritt Sidneys und der Seeleute. Der Agent aber schnarchte ruhig weiter. Ihn weckte weder das Klingen der Gläser, das die Großmutter beim Mischen des letzten Schlaftrunkes für sich und die drei Gäste erzeugte, noch ihre laute Stimme, mit der sie ihnen ihre Nachtlager auf dem mit einigen Decken belegten Fußboden anwies.

„Laßt ihn nur seine Bretter sägen", antwortete sie mit schadenfrohen Lachen, als Sidney sie gutmütig aufforderte, den Schnarchenden zu wecken. „Laßt ihn nur sägen und raspeln, so lange er will, oder bis er mit dem Stuhl umfällt. Bei Gott! je mehr er schläft, um so besser für die Menschheit!"

Dies waren die letzten Worte, die in dem Gemach gewechselt wurden. Die Großmutter schloß die Tür ab, löschte die Lampen aus, kletterte stöhnend auf der gebrechlichen Leiter nach dem Boden hinauf, und dann wurde es still in der Baracke.

Draußen regte sich aber noch hörbares Leben: die beiden Ströme gurgelten und murmelten in ihrer unabänderlichen Weise; Johanniskäfer und Glühwürmchen zogen fort und fort ihre Feuerlinien; von der gegenüberliegenden Höhe ließ sich zuweilen das „Halt, Werda!" und „Ablösung!" vernehmen; ein Rudel Wölfe stimmte in der Wüste ein unharmonisches Konzert an, und ebenso unharmonisch erklang aus der Ferne der monotone Gesang einer Rotte wilder Yumakrieger. O, es war eine herrliche Nacht! Eine Nacht, so schön, und doch so unheimlich! — —

Als Sidney am folgenden Morgen in aller Frühe sein Pferd bestieg, stand der ehrenwerte Richter und Landagent bei ihm auf der Straße. „Also von heute ab am sechsten Tage werdet Ihr mit den ersten Herden hier eintreffen", sagte er zu dem Scheidenden.

„Ihr könnt Euch darauf verlassen", antwortete Sidney.

„Ich erwarte aber von Eurer Freundlichkeit, daß Ihr mit den Fährleuten vorläufig akkordiert und sie auf unsere Ankunft vorbereitet. Ich säh' es am liebsten, wenn heute über acht Tage mit dem Übersetzen auf beiden Stellen zugleich begonnen würde."

„Gut, gut, mein lieber Freund; ich mache mir ein Vergnügen daraus, Euch zu dienen."

„Ich danke Euch, und nun Gott befohlen!"

„Geleite Euch Gott, Euch und Eure Herden!"

Hier drückten sie sich anscheinend sehr freundschaftlich die Hand, und Sidney trabte fröhlich davon. Sein Herz war leicht; er freute sich über das, was er ausgerichtet.

Der Agent sah ihm noch eine Weile nach; eine widerwärtige Schadenfreude ruhte auf seinen scharfen Zügen. „Einfältiger Bursche," sagte er vor sich hin, „willst verheimlichen, daß der Deserteur sich in deiner Gesellschaft befindet und Miß Dayton und deren Negerin unter deinem Schutz reisen? Erbärmlicher Schutz, in der Tat. Soll mich wundern, in welcher Verkleidung du den Flüchtling über den Colorado zu schmuggeln gedenkst. Sechs Tage noch mit heute. Wird wohl am besten sein, wenn wir dir ein paar Tage vorher entgegenreisen." Mit diesen Worten wendete sich der „sehr ehrenwerte" Richter dem Strome zu, um sich übersetzen zu lassen.

Sein erster Gang, ehe er mit den Fährleuten Rücksprache nahm, war nach dem Fort hinauf zu Leutnant Fetters, mit dem er etwas sehr Wichtiges zu verhandeln hatte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die Springflut.

Ringsum ödes, trauriges Land; nur gegen Süden verbindet sich die stillwogende Wasserfläche mit dem Horizont, während nach allen übrigen Richtungen hin starre, nebelähnliche blaue Gebirgszüge die Grenze bilden. Sonst aber ringsum ödes, trauriges Land. Schmale Streifen

üppig wuchernder Weiden und malerische Gruppen von Zitterpappeln unterbrechen mit ihrem heiteren Grün hin und wieder, oder auch strichweise, die ewig gelblichgraue Farbe, sonst aber ist alles öde und traurig.

Träge wälzt der Colorado seine sandreichen Fluten in den Golf; träge nimmt der Golf den ihm gezollten Tribut in Empfang, und wo die Strömung erschlafft, da erheben sich zwei Inselchen aus den lehmfarbigen Fluten.

Doch auch diese Inselchen bringen kein Leben in die Landschaft. Sie ragen zur Zeit der hohen Flut nur einige Fuß über dem Wasserspiegel empor; aber ob nun Ebbe oder Flut, zu allen Zeiten sehen sie aus, als wenn es sie demütige, ihr Dasein nur dem Bodensatz zweier Ströme zu verdanken, und als wenn sie es für nichts hielten, daß schon seit undenklichen Zeiten an ihnen gebaut und gearbeitet wurde.

Sie bergen keine Schätze in ihrem Innern, dafür aber tausendjährige Andenken. Andenken aus dem hohen Norden, dem fernen Osten, und Andenken vom tiefen Meeresgrunde.

Zwischen ihren Schlamm- und Sandschichten ruhen uralte, knorrige Zedernbäume des Hochlandes von Neu-Mexiko und kienreiche, unvergängliche Fichtenblöcke aus den Rocky Mountains; eisenfestes Akazienholz aus den Gilawüsten und Yuccastämme aus der Nähe des Rio Grande. Auch Süßwassermuscheln bergen sie und Austernschalen, die im Salzwasser gewachsen; wie Gebeine von Menschen und Tieren, die ihnen von den Flüssen zugeführt wurden, und gigantische Knochen von gestrandeten oder erlegten Walfischen, die die Springflut heranwälzte.

Aus was die Inseln aber auch immer zusammengesetzt sein mögen, ihren traurigen, öden Charakter verlieren sie nie, und wenn die langen Grashalme, die spärlich dem sandigen Boden entsprießen, doppelt so hoch hinaufreichten, und das heitere Grün der sie stellenweise schmückenden Weiden noch viel zarter und lieblicher wäre.

Und dennoch bietet die Natur auch dort etwas, das den Menschen zur Bewunderung hinreißen kann und ihn gleichsam

für die Mühen und Beschwerden belohnt, die es ihn kostete, bis in jenen abgeschlossenen Erdenwinkel zu gelangen.

Es ist die furchtbare Woge, die plötzlich sintflutähnlich und drohend über dem stillen, glatten Wasserspiegel des Golfes erscheint, bei ihrem weiteren Fortschreiten von den im spitzen Winkel zusammenstoßenden Küsten mehr und mehr eingeengt, wie ein Berg in den Colorado hineinstürzt und dessen Wasser meilenweit zurückdrängt. Doch alle zwei Wochen nur wiederholt sich dieses Schauspiel, und lang sind die Tage der Einförmigkeit, die der nur wenige Stunden dauernden majestätischen Naturszene vorausgehen.

Wirkt nun die Einförmigkeit und Eintönigkeit niederdrückend auf das Gemüt des Menschen, so erfreut sie auf der andern Seite wieder die Tiere, vorzugsweise aber die Wasservögel, die zeitweise die Mündung des Colorado in unzähligen Herden und Schwärmen beleben.

Ja, unzählig! Würde es doch keine geringe Mühe kosten, allein die Arten aufzuzählen, die dort gesellig sind, bald die trüben Fluten förmlich bedecken, bald mit erschütterndem Geräusch sich in die Luft erheben. Was man aber leicht und auf den ersten Blick entdeckt, das ist der Ausdruck der Freude, des Wohlbehagens, man möchte sagen, des Entzückens, der die verschiedenartigen Geschöpfe, alle miteinander, gleich auszeichnet.

Und wer wollte es wohl wagen, den Tieren einen wechselnden Ausdruck abzusprechen? Den Schwänen zum Beispiel, die dort so harmlos und ungestört umherschwimmen, wie nur je welche auf den Teichen eines großen Herrn sich eines glücklichen Lebens erfreuten; oder den blendendweißen Pelikanen, den Gänsen und den in allen Farben schillernden Enten, wenn sie so lustig untertauchen und das Wasser heftig mit den Flügeln peitschen; oder den Möven, die ausgelassen schreiend in der Luft flattern und wie ein Pfeil ins Wasser hinabschießen, um einen unvorsichtigen Fisch mit sicherem Griff zu erfassen; oder den trägeren Kormorans, die das Schwimmen dem Fliegen bei weitem vorziehen; und auch den Schnepfen und Strandläufern, die eilfertig am Rande des Wassers hin und her trippeln, als ob sie sich darüber ärgerten, nicht ebenfalls so schwimmen

zu können, oder Beine zu besitzen, lang genug, den Golf von der einen Seite nach der andern hinüber zu durchwaten.

Und wie schauen diese Tiere sich mit dem Ausdruck unverkennbaren Mißtrauens um, wenn ein Mensch in ihr friedliches Reich tritt! Wie erschrecken und flattern sie ängstlich empor, wenn der Knall des Gewehres über die stille Wasserfläche zittert, und mit welchem Entsetzen umkreisen sie ihre getöteten Verwandten und Gefährten! — Sehnsüchtig, gleichsam Hilfe erflehend, schaut vielleicht noch einer zu ihnen empor, dem das mörderische Blei den Flügel lähmte, oder dessen Leben erst langsam mit dem warmen Blut entrinnt. Wenn aber der Mensch seine Hand nach dem sterbenden Opfer ausstreckt, dann trifft ihn von diesem gewiß ein Blick, so klagend, so schmerzlich und vorwurfsvoll, als wenn es hätte sagen wollen: „Warum hast du mir das getan?“ —

Die Ebbe hatte beinahe ihren niedrigsten Stand erreicht. Die Ufer ragten tiefer in den Golf hinein; der Flächenraum der Inseln war fast verdoppelt worden; zahlreiche Sandbänke hatten sich über den Wasserspiegel gedrängt, und mit gesteigerter Geschwindigkeit strömte der Colorado ins Meer.

Die bloßgelegten Stellen trieften; in kleinen Rinnen entrieselte das letzte Wasser dem fettig glänzenden Schlamm, auf dem sich unter den glühenden Strahlen der Mittagssonne kleine Gasblasen bildeten und wieder zersprangen, als sei die ganze halbflüssige Masse in Gärung geraten.

Die Scharen der Wasservögel waren davongeflogen, um nach Eintritt der Flut wieder zurückzukehren. Einzelne langbeinige Reiher und Kraniche schritten bedächtig auf dem Strande umher, um nach fetten Bissen zu suchen, die von den fliehenden Wogen vergessen worden waren. Desto geschäftiger eilten die leichteren Sumpfvögel über den schwankenden Boden, auf dem sie nach Beute spähten, gingen dabei aber den grimmigen Krabben weit aus dem Wege, die ärgerlich schnalzend und mit weitgeöffneten Scheren sich mühsam ihren Weg durch den Schlamm bahnten, wie um sich den Blicken der in der Nähe umherschleichenden Wölfe zu entziehen.

Immer weiter zurück trat das Wasser, immer weiter abwärts spielten die munteren Delphine, und nur am fernen Horizont ließen sich noch einige Wasserstrahlen entdecken, die von den der gefährlichen Flut entgegeneilenden Narwals fontänenartig emporgeschleudert wurden.

Ja, es war recht einsam vor der Mündung des Colorado, so einsam, daß es förmlich einen beängstigenden Eindruck hervorrief.

Um so auffallender erschien es daher, daß nahe einer der Nebenschluchten, die tief in die höher gelegene unfruchtbare Ebene hineinreichten, sechs oder sieben Maultiere ruhig weideten. Sie mußten sehr ermüdet sein, denn ihre Bewegungen waren steif, und man sah ihnen wohl an, daß nur großer Hunger sie abhielt, sich niederzulegen und den erschöpften Körper durch einige Stunden der Ruhe zu erfrischen. Schweiß und Staub, die auf ihren Rücken und an den Seiten festgetrocknet waren, und in denen die Umrisse von Sattel und Gurten sich abgedrückt hatten, deuteten auf einen langen, beschwerlichen Marsch hin; auf einen Marsch, auf dem sie scharf geritten worden waren.

Bemerkte man nun die Maultiere und erkannte zugleich ihren Zustand, so spähte man im nächsten Augenblick ganz gewiß nach den Reitern, denen sie angehörten und die unbedingt nicht sehr weit entfernt waren.

Doch vergeblich schaute man nach menschlichen Gestalten aus; dafür aber boten sich dem verwunderten Auge zwei schlanke bewimpelte Masten, die nicht weit von den Tieren, etwas auf die Seite geneigt, fast zur Hälfte über die Ebene emporragten und den Punkt bezeichneten, wo Menschen mit Erfolg gesucht werden konnten.

Es war die Taube, die dort so trocken lag, wie nur je die Munition auf einem Kriegsschiffe beigestaut wurde, wie ihr Kapitän unbedingt hinzugefügt hätte; denn der feuchte Boden, auf dem sie ruhte, und der von sieben zu sieben Stunden mit mehreren Fuß Wasser bedeckt wurde, schien dem alten ehrenwerten Seemann der Inbegriff aller Trockenheit zu sein, trotzdem er zur Flutzeit nur mittels eines Bootes das nahe Ufer zu erreichen vermochte. Sei dem nun, wie ihm wolle,

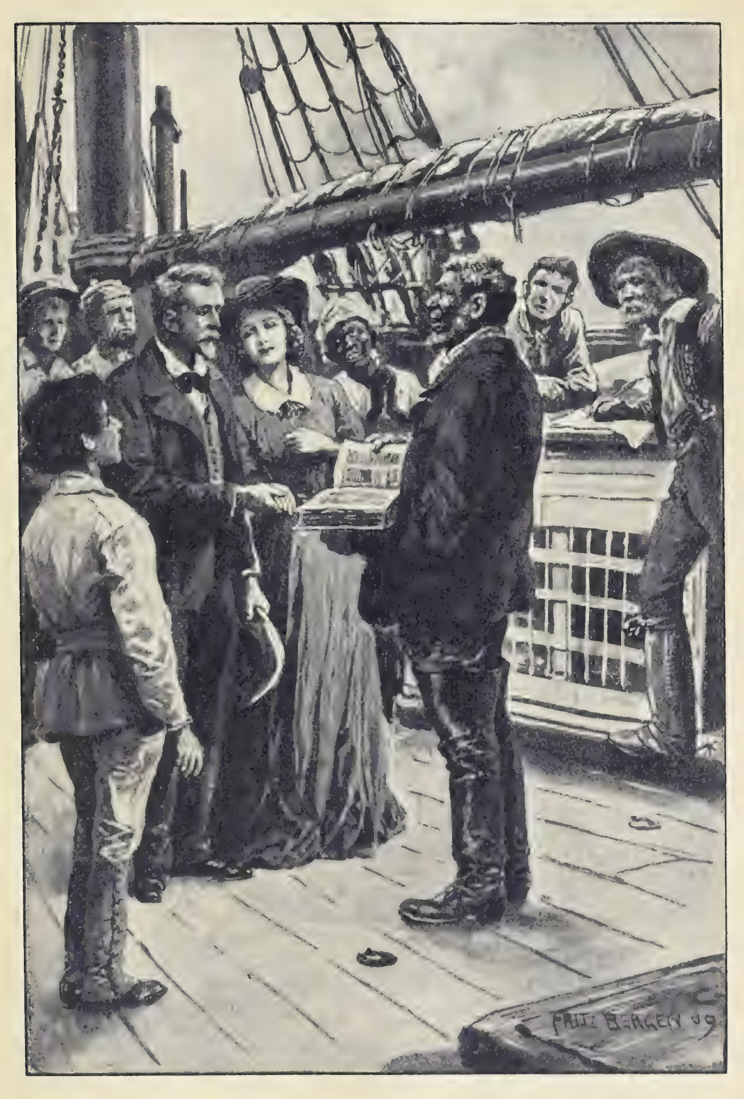
wenn die Munition auf einem Kriegsschiffe nicht trockener gelegen hätte, als der schmucke Schoner in der Schlucht, dann würde nicht genug brauchbares Pulver übriggeblieben sein, um einen Notschuß abzufeuern oder einen holländischen Käse aus einem Vierundzwanzigpfünder treiben zu können.

Der Taube schien dergleichen aber durchaus gar keinen Kummer zu verursachen. Sie lehnte sich so anmutig auf die Seite und stützte sich so zierlich auf den feuchten Boden, wie eine Tänzerin, die nach einem angreifenden Walzer in einer Sofaecke Erholung sucht; zeigte mit einer Koketterie ihr gekupfertes, grün angelaufenes Kielholz, als wenn sie eine Dame mit kleinen Füßen gewesen wäre; trug ihre schlanken Spieren so graziös, wie nur je ein junges Mädchen seinen Brautkranz, und brüstete sich mit den blinden Kanonenluken, die mit schwarzer Farbe auf den weißen Strich aufgemalt worden waren, der ihren Rumpf wie der Besatz eines Reifrockes umgab, daß man wirklich hätte meinen mögen, sie pfusche mitunter den Piraten ins Handwerk und treibe zuweilen, statt des friedlichen Küstenhandels, die etwas weniger friedliche Freibeuterei.

Doch wie gesagt, die Kanonenluken waren blind und der Kapitän war ein ehrenwerter Mann, das heißt, nicht etwa im Sinne eines amerikanischen Landagenten.

Zur Zeit, als die Maultiere in der Nähe jener Schlucht weideten, war die Taube oder ihre nächste Umgebung reicher als gewöhnlich belebt, denn es hatten sich dem Kapitän und seiner aus sechs tüchtigen Händen bestehenden Bemannung, Hohendorf, Martha und die Negerin zugesellt, die von Robert, Sidney und Fernando bis dorthin begleitet worden waren. Es hatte einen scharfen Ritt erfordert, um noch rechtzeitig einzutreffen, und zwei volle Tage waren die Reisenden auf der Strecke vom Gila bis an die Spitze des kalifornischen Golfes unterwegs gewesen.

Dafür waren sie aber auch rechtzeitig, nämlich nur vier Stunden vor dem Zeitpunkt eingetroffen, zu dem nach des Kapitäns Berechnung die Springflut ihren Anfang nehmen mußte.



Es war erst die zweite Trauung, die der alte Seemann in seinem Leben vollzog ...
(S. 474.)

Die Besorgnisse, die sie unterwegs gehegt hatten, waren erst vollständig geschwunden, als sie von dem Kapitän an Bord der Taube bewillkommt wurden, und eine unverkennbare Freude leuchtete aus aller Blicken, weil man den Flüchtling endlich sicher wußte, obgleich auch Wehmut über die bevorstehende Trennung sich hin und wieder Bahn brach.

Man hatte auf dem Abhang des südlich hohen Ufers das gemeinschaftliche Mittagsmahl eingenommen, die zu dem Fahrzeug gehörenden Gegenstände waren wieder an Bord geschafft worden, und man sprach über den glücklichen Zufall, der die Wüstenreisenden mit dem redlichen Kapitän zusammengeführt hatte. Die Negerin befand sich an Bord, um die für ihre junge Gebieterin bestimmte Koje in Augenschein zu nehmen und zu deren Aufnahme herzurichten. Die Matrosen machten die Winden klar, um, sobald von dem Andrang des Wassers keine Gefahr mehr zu befürchten sei, die Anker heben zu können, und die prüfenden Blicke des Kapitäns glitten von Mast zu Mast, von Leine zu Leine, vom Bugspriet nach dem Spiegel seines Lieblings und er vergewisserte sich immer wieder, daß alles vollständig hergerichtet sei, nicht nur der Flut ohne Furcht begegnen, sondern auch nach ihrem Eintritt sogleich Segel beisetzen zu können.

Sein Fernrohr lag neben ihm, und mehrere Male war er schon nach dem Ufer hinaufgestiegen und hatte einen Blick über den träge wogenden Golf geworfen, um sich nicht von der Flut überraschen zu lassen. Er traute nämlich seinen eigenen Augen mehr, wie denen des Matrosen, der im Mastkorbe saß, und dem er von Zeit zu Zeit zurief, scharfen Ausguck zu halten.

„Wir haben noch keine Eile“, sagte er, seine Unruhe gleichsam entschuldigend und zugleich nach der Uhr sehend. „Nein, vor Ablauf einer Stunde kann die Flut nicht ihren Anfang nehmen, und nach Verlauf einer andern Stunde hoffe ich wieder flott zu sein. Wenn die Taube erst ihre Schwingen ausgebreitet hat, dann laßt sie nur kommen, Euern Auserwählten zu entführen!“ wendete er sich schmunzelnd an die errötende Martha; „laßt sie nur kommen“, wiederholte er, als

er des jungen Mädchens Verschämtheit bemerkte, indem er Hohendorf und demnächst Robert einen listigen Seitenblick zuwarf. „Euern Schatz holen sie nicht mehr ein, es müßte denn gerade der ganze Golf austrocknen.“

„Und wie lange meint Ihr, daß wir gebrauchen, um nach Mazatlan hinunterzukommen?“ fragte Hohendorf, aus dessen Zügen der letzte Schimmer von Kummer gewichen war.

„Hängt vom Winde ab, Herr“, antwortete der Kapitän sorglos. „Es kann sechs, aber auch vierzehn Tage dauern. Jedenfalls gelangt Ihr schneller von hier nach Mazatlan, als von Mazatlan auf dem beschwerlichen Landwege nach Vera Cruz, wo Ihr Euch, wenn ich recht verstand, nach Neuyork einschiffen wollt.“

„Neuyork oder Havanna oder auch nach einer der norddeutschen Hafenstädte“, entgegnete Hohendorf. „Seit ich durch meine edlen Freunde die erforderlichen Mittel bezogen habe, brauche ich Neuyork gar nicht mehr zu berühren.“

Indem er dies sagte, drückte er Robert und Sidney dankbar die Hand, während Martha mit liebevoller Freundlichkeit dem vor ihr knienden Fernando die langen lockigen Haare von der Stirne strich.

„Ich sagte ja immer, Gott wird uns nicht verlassen“, bemerkte sie wie im Selbstgespräch.

„Niemals, niemals, junge Lady“, versetzte der Seemann mit überzeugender Freundlichkeit. „Ich verdiene jetzt wohl mein Frachtgeld und freue mich darüber, denn auch ich habe eine nicht ganz kleine Familie daheim, die ernährt sein will, aber glaubt mir, ich nehme das Geld nur, weil Euer glücklicher Auserwählter mir versichert, es geben zu können. Goddam! hätte mir sonst ein Vergnügen daraus gemacht, Euch und ihn in einen sicheren Hafen zu lotsen. Schon allein der schurkische Landpirat, der in diesem Augenblick vielleicht bei den Herden eingetroffen ist und zu seinem größten Ärger einsieht, daß er zu spät gekommen, könnte mich dazu verleiten, eine ganze desertierte Armee zu verschiffen. Der hinterlistige Bursche, ich möchte ihn sehen, wie er zwischen Euern Hammeln nach dem

Flüchtling sucht", wendete er sich mit einem fröhlichen Lachen an Robert und Sidney.

Diese, die längere Zeit schweigend dagesessen, waren eben im Begriff, auf das Gespräch einzugehen, als der Matrose im Mastkorb „Boot in Sicht!" niederrief.

Alle fuhren empor; Hohendorf erbleichte, und ängstlich schmiegte Martha sich an seine Seite.

„Welche Richtung?" fragte der Kapitän.

„Den Fluß herunter!" lautete die Antwort, und in der nächsten Minute stand der Kapitän oben auf der Ebene und richtete sein Fernrohr den Colorado hinauf, dessen breiten, kaum noch merklich fließenden Spiegel er mehrere Meilen weit hinauf zu überblicken vermochte.

Niemand wagte ein Wort zu sprechen und alle Augen hafteten am Munde des Kapitäns, als wenn die Entscheidung über Tod und Leben von ihm erwartet worden wäre.

Doch der Kapitän sagte nichts; es rollte nur ein heftiger Seemannsfluch über seine Lippen, worauf er das Fernrohr absetzte, sich die Augen rieb, die Gläser sorgfältig mit seinem Taschentuch abwischte und dann wieder seine ungeteilte Aufmerksamkeit dem fraglichen Gegenstand zuwandte.

Nach Verlauf von etwa fünf Minuten, die den am Abhange Sitzenden in tödlichster Spannung verstrichen waren, kehrte er sich plötzlich kurz um und ließ das Fernrohr langsam auf der Linie des Horizontes, soweit diese von dem tiefblauen, aber ruhigen Wasser des Golfs gebildet wurde, herumgleiten. Seine Forschungen mußten auch dort kein gutes Ergebnis haben, denn er legte seinen Unwillen abermals durch einen Fluch an den Tag, schob das Fernrohr mit lautem Geräusch zusammen, sah sehr aufmerksam nach der Uhr und stieg dann den Abhang hinunter, um sich an Bord seines Schoners zu begeben.

Als er bei der Gruppe seiner Freunde vorüberschritt, traten Robert, Sidney und Hohendorf zu ihm heran, mit der Absicht, ihn nach dem Erfolg seiner Forschungen zu fragen und sich von ihm sein auffallendes Benehmen erklären zu lassen.

„Ich weiß nichts!“ grollte der Kapitän, ehe noch einer der jungen Leute Zeit gewann, das Wort zu ergreifen.

„Aber ich bitte Euch,“ sagte Hohendorf dringend, „bedenkt, daß meine und ihre Zweifel schrecklicher sind, als eine genaue Kenntnis des Umfanges der Gefahr. Und wenn Ihr nicht sprechen wollt“, fuhr er fort, da er bemerkte, daß des alten Seemannes Gesicht eine noch flammendere Röte annahm, wie es schon ursprünglich besaß; „oder wenn es Euch schmerzlich oder unangenehm ist, uns Aufklärung zu verschaffen, so gebt mir das Fernrohr, ich werde dann selbst hinaufsteigen und mich überzeugen.“

„Goddam, junger Mann!“ wetterte der Kapitän los, sobald Hohendorf geendigt. „Wenn Ihr wissen wollt, was ich gesehen habe, so will ich es Euch sagen: Ein Boot sah ich, bemannt mit sechs Soldaten als Ruderer; auch einen milchbärtigen Leutnant sah ich, und den Schurken von einem Landpiraten, der Euch verraten hat. Mögen sie alle verdammt sein! Haben die Röcke ausgeworfen! Rudern, als wenn's zum Entern ginge! Goddam! Ihr braucht mein Fernrohr nicht, denn ehe eine Stunde vergeht, werden sie sich seitlängs von uns legen; könnt sie dann mit bloßen Augen betrachten und sie fragen, welcher Satan es ihnen eingegeben hat, Euch auf meinem Schoner zu suchen. Wenn Ihr auch noch wissen wollt, was ich auf der andern Seite sah? Nichts sah ich! Außer einigen Walfisch-fontänen nichts, wenigstens nichts, das auf die Annäherung der Springflut deutete. So, nun wißt Ihr alles und könnt Euch die Mühe des Auslugens ersparen.“ Mit diesen Worten sprang er den Abhang vollständig hinunter, begab sich auf dem Gerüst, das über den schlammigen Boden führte, an Bord, und nachdem er sodann seinen Steuermann angewiesen, mit dem Fernrohr in den Mastkorb hinaufzusteigen und scharfen Ausguck zu halten, begann er mit wiegender, aber eilfertiger Bewegung auf dem kleinen Kajütendeck auf und ab zu schreiten. Ihm ging offenbar etwas sehr Wichtiges im Kopfe herum, zu wichtig, um es auf dem festen Lande zu überlegen; er mußte die Bretter und das Holzwerk unter sich haben, von] denen aus er so manches liebe Mal die entfesselten Elemente bekämpft, den

drohendsten Gefahren trotzig in das Angesicht geschaut hatte, wenn er überhaupt einen entscheidenden Entschluß fassen wollte.

Robert war über die niederschmetternde Nachricht nicht weniger erschrocken, als Hohendorf und Martha. Daß das Glück noch im letzten Augenblick, als sie jede fernere Gefahr abgewendet glaubten, sich von ihnen wandte, das war fast mehr, als sie ertragen konnten. Sprachlos und starr vor Entsetzen blickten sie dem Davoneilenden nach, und erst als der Kapitän auf seinem Deck in den gewöhnlichen Schritt verfallen war, fanden Sidney und Robert wieder Fassung genug, um über ihr einzuschlagendes Verfahren zu beraten. Da sie aber wohl fühlten, daß sie sich auf dem Boden befanden, der in den Bereich des Kapitäns gehörte, so wollten sie nichts unternehmen, ohne nicht vorher dessen Ansichten und Zustimmung eingeholt zu haben.

Sie begaben sich daher gemeinschaftlich mit Hohendorf und Martha an Bord und fragten den Kapitän, ob er es nicht für angemessen halte, die Flucht zu Lande scheinbar weiter fortzusetzen, in der Nacht zurückzukehren und sich an irgendeinem verabredeten Punkte an der Küste von dem flott gewordenen Schoner aufnehmen zu lassen.

Der Kapitän blickte die jungen Leute ungefähr eine Minute lang fest und sinnend an, worauf er, in ein grimmiges Lachen ausbrechend, fragte: „Und ihr glaubt also wirklich, die verdammte Gesellschaft wird die Taube einen Augenblick unbewacht lassen und unsere Absichten nicht lange vorher erraten haben, ehe wir zur ihrer Ausführung geschritten sind? Nein, nichts da, und wenn Eure Tiere auch stark genug wären, noch drei solche Märsche, wie ihr in der letzten Nacht gemacht habt, ohne zu rasten, zurückzulegen! — Wie lange Zeit gebraucht das Boot, um uns preien zu können?“ fragte er dann die Wache im Mastkorb.

„Gut dreiviertel Stunde!“ lautete die Antwort; „lehnten echte Seeleute auf den Rudern, so möchten sie kaum die Hälfte dieser Zeit gebrauchen!“

„Von der Flut nichts zu sehen?“

„Nichts, Herr! Der Golf ist glatt wie ein Binnenwasser!"

Der Kapitän sah ungeduldig nach der Uhr, ließ seine Gäste stehen, und begann von neuem auf dem kleinen Deckraum auf und ab zu schreiten.

Niemand wagte zu sprechen; denn jede Unterhaltung hätte ja doch nur die schlimmsten Befürchtungen betreffen können, und die letzten Hoffnungen beruhten jetzt nur allein noch auf dem alten, gediegenen Seemann.

Dieser nun setzte, die Hände auf dem Rücken verschränkt, seinen Spaziergang noch eine Weile fort und blieb dann plötzlich vor Sidney stehen, für den er überhaupt als Landsmann und für die Art und Weise, wie er den Irländer durch die Luft schleuderte, eine große Vorliebe gefaßt zu haben schien. „Da ist etwas, mein junger Freund," hob er an, „das mir den Aufenthalt auf meinem trocken gebetteten Schoner wenigstens erträglich gemacht hat. Ich meine, daß er halb auf der Seite liegt. Werde dadurch ans Salzwasser erinnert. Stände er ganz gerade, so würde ich glauben, mich in der Baracke der alten Großmutter zu befinden." Mit diesen Worten kehrte er sich kurz um und schritt wieder in seiner alten Weise dahin.

Als er zum zweiten Male zu der besorgten Gruppe zurückkehrte, blieb er wieder stehen, fragte den Steuermann, ob noch nichts von der Flut sichtbar sei, und wie viel Zeit ihnen noch bis zur Ankunft des Bootes bliebe.

„Der Golf ist noch glatt, und nach Verlauf einer halben Stunde vermögen wir sie zu preien", schallte es vom Mastkorb nieder.

„Gut," versetzte der Kapitän, zu Hohendorf und Martha gewendet, „wir müssen auf die Zusammenkunft vorbereitet sein, und es gibt nur ein einziges Mittel, durch das ich mich später rechtfertigen kann, eure Verfolger nicht an Bord gelassen, euch selbst aber nicht ausgeliefert zu haben. Beruhigt Euch, liebes Kind", fuhr er mit väterlicher Freundlichkeit fort, als er bemerkte, daß Martha schmerzlich zusammenzuckte und Hohendorf mit einem Ausdruck der tiefsten Verzweiflung auf seine liebliche Gefährtin schaute. „Beruhigt Euch; auf meinem

Schiffe bin ich Herr, und wenn ich auch als Bürger der Vereinigten Staaten zur Rechenschaft gezogen werden kann, so soll doch kein lebendes Wesen ohne meine Bewilligung seinen Fuß über die Schanze der Taube heben. — Noch keine Flut?" rief er dann nach dem Mastkorb hinauf.

„Noch keine Flut!" antwortete der Steuermann.

„Sollte ich mich verrechnet haben?" murmelte der Kapitän, einen verstohlenen Blick auf seine Uhr werfend. „Aber die Zeit eilt, junge Dame", wendete er sich wieder an Martha; „von Eurer Antwort hängt viel ab. Ihr seid hier im Kreise von Freunden; denkt daher, ich sei Euer Vater, Vormund, Schiffspatron oder sonst etwas von dieser Gattung. Stille, stille", fuhr er fort, als sich alle um ihn herumdrängten, um seine Worte besser zu vernehmen und auch vielleicht ihre eigenen Ansichten geltend zu machen; „wir haben keine Zeit zu Erörterungen. Wenn ich recht verstehe, junge Dame, so seid Ihr Willens, Euch nach Eurer Ankunft in irgendeiner Stadt mit unserem Flüchtling zusammenspliſſen zu lassen. Sprecht nicht, sprecht nicht; Eure Antwort steht in Euern schönen Augen und auf Euern roten Wangen geschrieben. Wir befinden uns hier an Bord der Taube, auf der ich der einzige und alleinige Befehlshaber bin. Kein König hat in seinem Reich mehr Macht, als ich auf meinem Schoner. Ich kann Sterbende mit dem letzten Trost versehen, Kinder taufen, Testamente aufnehmen, kurz, wenn es die Not gebietet, jeden gerichtlichen Akt vollziehen, wohin auch natürlich das Trauen gehört. Wenn Ihr also nichts dagegen habt, dann schürze ich Euch hier vor all diesen Zeugen mit dem jungen Mann, der an Eurer Seite steht, in einen unauflöslichen Knoten zusammen, und verdammt will ich sein, wenn ich den Gatten der Miß Dayton und Schwiegersohn eines im Dienste der Vereinigten Staaten gefallenen Offiziers an jenen Seelenverkäufer aufgebe. Weiß zwar nicht genau, wie die Advokaten darüber denken, weiß aber ganz genau, wie ich selbst darüber denke. Also — wollt Ihr?"

Martha vermochte nicht zu antworten, sie warf sich still weinend an Hohendorfs Brust, und in demselben Augenblick

pfiff der Kapitän laut und durchdringend auf seinem gekrümmten Zeigefinger.

Gleich darauf tauchte auf der kleinen Kajütentreppe der Kopf eines Schiffsjungen und hinter demselben Maiblumes verstörtes Gesicht empor.

„Papier, Feder, Tinte und meine Bibel!“ kommandierte der Kapitän.

Der Schiffsjunge verschwand, erschien aber schon nach einigen Augenblicken wieder und brachte, gefolgt von der erschreckten Maiblume, das Verlangte.

„Hier, hier auf dem Verdeck“, sagte der Kapitän, das Papier haltend und geschäftig nach der Bank beim Steuerhäuschen hinüberschreitend. „Der Himmel bildet ein schönes Dach über uns; kein Kaiser kann sich rühmen in einer prächtigeren Kirche getraut zu sein; fehlt weiter nichts, als die rollende See unter uns. Steuermann, keine Flut?“

„Keine Flut, Herr!“

„Wie weit das Boot?“

„Etwas über anderthalb Meilen!“

„Gut! Tretet jetzt näher, meine Herrschaften; hier auf dem Dach des Steuerhäuschens läßt sich ganz vortrefflich schreiben, habe manchen Längen- und Beitengrad darauf berechnet. Mr. Andree, Ihr habt wohl die Güte, das Protokoll zu führen, und Ihr, Mr. Bigelow, schaut Euerm Freunde über die Schulter und kopiert genau was er niederschreibt. Wir müssen Duplikate haben, eines für mich, damit ich die Sache in San Franzisko eintragen lassen kann, und eines für das junge Ehepaar, um sich ausweisen zu können. Sprecht kein Wort, weder vor Freude, noch vor Ärger; Goddam! Die Zeit eilt mit vollen Segeln, und eine andere Rettung gibt es nicht! Beginnt also: ‚Unter dem heutigen Datum kamen zu mir‘, dann laßt Vor- und Zunamen folgen und schreibt kurz und bündig nieder, was ihr hört und seht.“

Nach dieser Einleitung, und nachdem er sich überzeugt, daß Robert und Sidney ihn verstanden hatten und alle seinen Anordnungen blindlings folgten, schlug er das übliche Verfahren ein, und wendete diejenigen Formeln an, die in den

Vereinigten Staaten bei der Schließung von Zivilehen gebräuchlich sind. Es war erst die zweite Trauung, die der alte Seemann in seinem Leben vollzog, aber er vollzog sie mit einem Ernst und mit so überzeugenden Worten, daß man es ihm wohl ansah, für wie wichtig er selbst die ganze Handlung hielt. —

Die Ringe, Erbstücke, die Hohendorf sowohl wie Martha besaßen, waren gewechselt, die Eide auf die geöffnete Bibel abgelegt worden, alle Anwesenden, mit Ausnahme der entzückten Negerin und des stillen Fernando, hatten ihre Unterschriften den Dokumenten beigefügt, da zog der Kapitän noch einmal seinen Hut vom Kopf.

„Meine lieben jungen Leute", begann er zu dem Paar; „ihr seid nun so fest aneinandergesplißt, wie je ein Notar oder ein Priester einen ehelichen Knoten schürzte; ich bezweifle aber nicht, daß ihr in der ersten Kirche, an der euer Fahrwasser vorbeiführt, beilegt und euch noch besonders einsegnen laßt. Sie wird es wenigstens wünschen," wendete er sich an Hohendorf, „und Ihr werdet ihren Wünschen nicht zuwiderhandeln. — Wie weit das Boot?" fragte er laut nach dem Mast hinauf.

„Dreiviertel Meile!"

„Gut, wollte, sie wären hier, die Seelenverkäufer, um ihnen zu beweisen, daß ihr unantastbar seid; doch, ich bin ja aus meinem Kurs gewichen; wollte nämlich sagen: es wäre wohl angemessen für uns, ein Gebet über die Neuverbundenen zu sprechen, wenn auch nur, um der jungen lieben Frau eine freundliche Rückerinnerung an ihre Hochzeit zu verschaffen."

So sprach der alte rauhe Seemann, und eine Träne drang ihm in die Augen. Er mochte der Zeit gedenken, in der er unter glücklicheren Verhältnissen mit seiner alternden Gattin vereinigt wurde. Er, der gewohnt war, mit den Elementen gleichsam zu spielen, er, der umgeben von den furchtbarsten Gefahren und oft angesichts eines fast unvermeidlichen Unterganges, noch mit keiner Miene gezuckt hatte, er dachte und fühlte in diesem Augenblick wie ein Kind. Stürme und Sonnenbrand hatten sein Gesicht gebräunt, seine Haare gebleicht, doch

sein Gemüt war seit seiner Kindheit unverändert geblieben. Es war ein Diamant in einer rauhen, harten Rinde. —

So sprach er also, und mit ihm entblößten alle ihre Häupter zum frommen Gebet. Die Matrosen standen in geringer Entfernung und folgten dem gegebenen Beispiel. Sogar der Steuermann im Mastkorbe legte das Fernrohr auf seine Knie, um die Hände falten zu können.

Der Kapitän war der erste, der sein Gebet beendigt hatte. Sein Haupt bedeckte er aber nicht gleich wieder. Er blickte nach dem Mastkorb hinauf; er sah wohl, daß der Steuermann das Fernrohr nachlässig auf dem Schoße hielt, sagte aber kein Wort, sondern verzieh ihm das Dienstvergehen mit Rücksicht auf die Handlung, die vor seinen Augen stattgefunden. —

Erst als das unter so eigentümlichen Verhältnissen verbundene Paar die Segenswünsche der Freunde entgegennahm und Maiblume auf dem Gipfel ihrer Freude Martha und Hohendorf zärtlich liebkoste, da donnerte der Kapitän der erschreckten Wache zu: „Keine Flut?“

Das Fernrohr hob sich zum Auge, ehe es dieses aber erreichte, schrie der Steuermann mit lauter Stimme: „Herr, sie kommt!“ und im nächsten Augenblick stand er unten, um sich an den in Aussicht stehenden Arbeiten zu beteiligen.

„Alle Hände an die Winden!“ kommandierte der Kapitän.

Die Leute sprangen zu den Ankertauen, deren eines vom Spiegel des Schoners in die schlammige Schlucht hinablief, während der Bug an jeder Seite von einem besondern Anker gehalten wurde, und in der nächsten Minute waren alle bereit, die Taue in dem Grade auszugeben, in dem das Fahrzeug gehoben werden würde, zugleich aber auch zu verhüten, daß der furchtbare Andrang des Wassers es gegen das Ufer schleudere.

Nach diesen Vorkehrungen wandte sich der Kapitän zu Robert und Sidney.

„Gentlemen,“ hob er an, „es bleiben euch nur noch wenige Minuten, um das hohe Ufer zu gewinnen. Die Springflut rudert schneller, als das halbe Dutzend Landratten drüben in der Nußschale. Ich sage euch jetzt Lebewohl,“ fuhr er fort, beiden und zuletzt auch Fernando die Hand herzlich drückend,

„es möchte mir später die Zeit dazu mangeln. Wenn ihr also meinen Passagieren noch etwas sagen wollt, dann macht schnell, ihr habt keine zehn Minuten mehr, denkt an den Golf von Kalifornien, wie auch ich ihn nie aus dem Gedächtnis verlieren werde, und wenn ich mich des Golfs erinnere, dann seid ihr nicht die letzten, denen ich in Gedanken einen Gruß zusende. Er wird wohl nicht böse darüber sein, daß die Flut nicht eine halbe Stunde früher eintrat", fügte er schmunzelnd hinzu, indem er verstohlen auf Hohendorf wies. „Aber gehabt euch wohl! Gottes Segen mit euch!" So sprechend, begab er sich selbst ans Steuerrad und trug dem Matrosen, der solange dort gestanden, auf, nach vorn zu eilen, wo seine Kräfte wohl notwendiger gebraucht werden würden.

Mit kurzen, herzlichen Worten nahmen Robert und Sidney Abschied von den so liebgewonnenen Freunden, die Tränen der Wehmut perlten in Marthas Augen, indem sie den Scheidenden zum letzten Male die Hand reichte. Als Fernando sich ihr aber krampfhaft schluchzend näherte, da legte sie beide Hände auf seine Schultern, küßte ihn zärtlich auf die Stirn, und kaum hörbar flüsterte sie ihm zu: „Segne dich Gott, du treues Herz, du liebes, gutes Kind!" —

Robert und Sidney befanden sich schon unten auf dem Gerüst, als Fernando, fast überwältigt von Schmerz, an der Seitenwand des Schoners auf der Strickleiter niederkletterte. Da lehnte Martha sich noch einmal über die Brüstung.

„Mr. Andree!" rief sie Robert nach, der sich beim Klang ihrer Stimme sogleich umwendete, „wir sind Euch, Euerm Freunde und Fernando zu so unendlichem Dank verpflichtet, daß es Euch nach menschlichen Begriffen nie gelohnt werden kann. Ich habe aber noch eine letzte Bitte an Euch; sie betrifft Fernando. Um der Anhänglichkeit willen, die er mir stets bewiesen, um des Andenkens willen, das Ihr selbst mir bewahrt, wacht über ihn; laßt ihn nie von Euch; ich habe ihn während der kurzen Zeit unseres Zusammenseins genau kennen gelernt; er hat ein warmes Herz, ein treues, liebevolles Gemüt. Ihr wißt nicht, Ihr könnt nicht wissen, welchen Schatz Ihr an ihm habt!"

„Wenn ich einen Bruder hätte, ich würde nicht sorgfältiger über ihn wachen können!“ rief Robert zurück, indem er dem Knaben, der jetzt zu ihm auf das schwanke Gerüst gesprungen war, die Hand reichte und bei sich vorbeigleiten ließ.

„Vorwärts, vorwärts!“ rief der Kapitän in diesem Augenblick; „vorwärts, oder wollt ihr schwimmen lernen?“

Robert kehrte sich kurz um und bald darauf befand er sich mit Sidney und Fernando auf der halben Höhe des Abhanges, der nach der Ebene hinaufführte.

Hohendorf und seine junge Gattin schauten den Davoneilenden nach. Da neigte Martha sich plötzlich zu Hohendorf und flüsterte ihm, auf Fernando deutend, einige Worte ins Ohr.

„Ist es möglich?!“ rief dieser, seine Hände vor Erstaunen zusammenlegend, und die innige Teilnahme, die Martha stets für den Knaben an den Tag gelegt, die spiegelte sich jetzt ebenfalls in den ernsten männlichen Zügen ihres Gatten. —

Sobald die Kalifornier die Höhe erreichten, warfen sie einen Blick rückwärts auf den Schoner, der so fest und träge in seinem Schlammbett lag, als wenn er es in Ewigkeit nicht wieder hätte verlassen wollen. Ihr zweiter Blick galt dem Boot, dessen Erscheinen ihnen so viel Besorgnisse eingeflößt hatte. Dieses befand sich noch eine halbe Meile von der Mündung der Schlucht entfernt, in der die Taube ankerte. Es hatte aber seinen Kurs geändert und steuerte dem nächsten Ufer zu, während die sechs Soldaten sich mit vollster Kraft gegen die Riemen legten, und sogar Fetters und der Landagent mit kurzen Rudern nachzuhelfen trachteten. Es war augenscheinlich, daß sie die drohende Gefahr nicht unterschätzten, und daß jeder sich sagte, er habe für sein Leben zu kämpfen.

„Sie scheinen ihre Jagd aufgegeben zu haben“, sagte Robert zu seinen Gefährten, indem er sich gegen Süden wendete, von woher ein dumpfes, unheimliches Geräusch zu ihnen drang. „Schade darum; hätte sie mögen mit langen Gesichtern abziehen sehen“, entgegnete Sidney phlegmatisch, sich ebenfalls umwendend.

Aber er wie Robert verstummten, und wenn sie wirklich im Begriff standen, ihre Unterhaltung weiterzuführen, so

vergaßen sie das, was sie noch sagen wollten, bei dem Schauspiel, das sich ihren erstaunten Blicken bot. —

Der Golf, der kurz vorher noch so still, so regungslos dagelegen hatte und nur in weiter Ferne, wo die Küsten durch ihren Schutz nicht mehr beruhigend auf das Wasser einwirkten, regelmäßige Schwellungen und Senkungen zeigte, die man mit dem tiefen Atmen eines Leviathans hätte vergleichen mögen, hatte plötzlich Leben erhalten. Brausend und schäumend wälzte es sich heran, als ob der Stille Ozean seinen ganzen Wasservorrat in den langgestreckten Meerbusen hineingedrängt habe, um mit unwiderstehlicher Gewalt, ähnlich einem furchtbaren Keil, den ganzen Kontinent auf der von dem Colorado bezeichneten Grenze in zwei Hälften zu spalten.

Unheimlich und drohend wälzte sie sich heran, die erste mächtige Woge. Wie eine lebendige, hoch hinaufreichende Mauer erstreckte sie sich von der einen nach der andern Küste hinüber, und hinter ihr kam Welle auf Welle, brüllend und schaumgekrönt.

Die Reiher und die kleineren Sumpfvögel hoben sich mit heiserem Schrei in die Luft und flogen und flatterten ängstlich landeinwärts. Wo sie eben noch gerastet hatten, da rollten in der nächsten Minute Wasserberge einher; brausend schoben sie sich über die noch triefenden Sand- und Schlammflächen hin, um sich an den Abhängen der hochgelegenen Ebene zu brechen. Klatschend und zischend sausten, wie silberner Regen, Schaum- und Wasserstrahlen empor, wenn die Fluten sich heftig auf niedrigem Strande überstürzten oder, an unerschütterlichem Widerstand anprallend, gleichsam in Kampf miteinander gerieten.

Über der Tiefe aber erschien sie unverändert, die mächtige Woge, mit den glatten, bleifarbigen Abhängen und den Wirbeln und kleinen Schaumkreisen darauf. Sie rollte einher, wie um den nachfolgenden Wassermassen den Weg zu eröffnen. Das Meer ächzte und stöhnte unter der schweren Last und sandte von seinem Boden mächtige, schon halb versandete Baumstämme empor, die dann eine kurze Zeit, ähnlich kleinen Rindenstückchen, auf der Oberfläche tanzten und kreisten und

sich schaukelnd wieder auf ihr verborgenes sandiges Lager niederließen.

Immer näher rollte die Woge, begleitet von der heiser kreischenden Möve und dem gigantischen Albatroß. Für diese Kinder des Orkans war es eine entzückende Erscheinung: über sich den sonnigen stillen Äther, unter sich das tobende Meer. Wie sie sich anschmiegten an das geliebte Element, schäkernd mit ihren spitzen Schwingen die Wasserberge berührten und dann, gleichsam erschreckt über ihre eigene Kühnheit, wie Pfeile in die Luft hinaufschossen, um sich im nächsten Augenblick wieder in einem tiefen Trichter oder Kessel mit Schaum bespritzen zu lassen.

Immer näher rollte die majestätische Woge. Vor ihr lag die fast spiegelglatte Mündung des Colorado; hinter ihr dagegen die weißschäumende Meeresfläche, als wenn der grimme Gott des Ozeans selbst, um das Festland zum mörderischen Kampf herauszufordern, sich mit seinem tollen Gefolge aufgemacht und mittels des Dreizacks sein ganzes Reich in Bewegung gesetzt hätte. —

„Welch großartiges Schauspiel!" sagte Robert leise vor sich hin, denn er war so sehr im Anschauen der erhabenen Naturszene versunken, daß er darüber seine Umgebung ganz vergaß.

„Prachtvoll, in der Tat!" versetzte Sidney mit einer sonst an ihm nicht oft bemerkbaren Wärme. „Ich bin aber doch begierig zu sehen, wie die Taube dem Andrang des Wassers begegnet."

Mit diesen Worten wendete er sich wieder der Schlucht zu, hatte aber noch keinen Schritt getan, als er einen Ruf der Verwunderung ausstieß und dadurch Robert veranlaßte, sich ebenfalls umzukehren.

Doch nicht der Schoner war es, was Sidney zu dieser ungewöhnlichen Kundgebung seiner Gefühle hinriß, sondern Fernando, der, bleich wie der Tod, am ganzen Körper zitternd und bebend, dastand und mit dem Ausdruck des Entsetzens auf die herbeirollende Woge starrte.

„Fernando! Fernando! ermuntere dich, mein Kind!" rief Robert, den entsetzten Knaben am Arm ergreifend. „Ermuntere

dich und genieße mit Freuden den Anblick, der dir wahrscheinlich nie wieder in deinem Leben geboten wird."

„Das Wasser wird sie verschlingen!" flüsterte Fernando und deutete in die Schlucht, wo alle auf dem Schoner mit Spannung dem ersten Anprall der Flut entgegensahen.

„Beruhige dich, mein Kind", wiederholte Robert, mitleidig lächelnd, denn die Angst des armen Knaben dauerte ihn tief.

Doch seine Worte verfehlten ihren Eindruck gegenüber dem zagenden Gemüt und der wunderbaren Naturerscheinung; der Knabe drängte sich, wie Schutz suchend, an ihn heran und verfolgte mit starren Blicken die furchtbare Woge, die, ohne ihre Schnelligkeit zu vermindern oder zu vergrößern, gerade vor ihnen angekommen war.

Brausend schoß sie an der Mündung der Schlucht vorbei, und brüllend löste sich ein kleiner Teil von dem Wasserberge, der sodann mit drohender Geschwindigkeit auf den Schoner losstürzte.

Robert hielt unwillkürlich den Atem an, und wie Fernando, so schaute auch er jetzt besorgt auf den weißen Gischt, der sich in einer Höhe von zehn Fuß auf dem schlammigen Boden einherwälzte.

Die kurze Strecke bis zum Golf war bald eine einzige tobende Wassermasse. —

„Alles bereit!" ließ sich zwischen dem Brausen hindurch des Kapitäns Kommando vernehmen.

„Alles bereit!" antworteten die Seeleute, indem sie die Fäuste noch fester um Taue und Handspeichen legten; und im nächsten Augenblick verhüllte silberweißer Schaum fast den ganzen Rumpf der Taube.

Das Fahrzeug bebte in allen seinen Fugen bei dem ersten Anprall, trotzdem die Fluten sich vor dem scharfen Bug teilten und, Sprühregen erzeugend, leicht an den bemalten Schiffswänden dahinglitten.

„Halten die Anker?!" fragte der Kapitän so laut, daß man es am Ende der Schlucht hätte verstehen können, indem er krampfhaft in die Speichen des Steuerrades griff.

„Die Anker halten, Herr!“ lautete die Antwort aus sechs Seemannskehlen.

Kaum war aber das letzte Wort in dem Getöse verhallt, da schossen kurz hintereinander eine zweite und dritte Woge, die aber der ersten an Mächtigkeit nachstanden, auf den Schoner ein, und wie ein Ruhender, der sich eben den Fesseln des Schlafes entwindet, so richtete sich dieser auf und stützte sich nur noch auf sein Kielholz. Welle auf Welle klatschte gegen das Bollwerk, die Taue an den vorderen Ankern spannten sich bis zum Zerreißen, während das vom Spiegel auslaufende sich im tiefen Bogen senkte, ein Beweis, daß das Schiff schon vom Wasser getragen wurde.

Ein donnerndes Hurra begrüßte das Flottwerden.

„Langsam Tau ausgeben! Langsam und stetig!“ kommandierte der Kapitän.

„Ja, ja, Herr!“ schallte es zwischen dem rauschenden Getöse hindurch, und aller Blicke hefteten sich auf die Taue und Ketten, die in demselben Grade die Winden verließen, in die die Taube sich vom Boden entfernte.

Neue Wellen drangen in die Schlucht und schlugen brandend an den Abhängen des Ufers hinauf; die Taube aber hob und senkte sich, unbekümmert darum, ob die Flut noch um drei oder dreißig Faden steige. Sie war flott, und sich zu der bevorstehenden Reise gleichsam einübend, stampfte sie vor ihren Vorderankern lustig hinauf und hinunter, je nachdem kleinere oder größere Schwellungen unter ihr durchrollten. —

Eine Stunde verrann, und nur als starke Strömung zeichnete sich die Flut noch aus.

Robert, Sidney und Fernando befanden sich noch immer auf derselben Stelle und wechselten gelegentlich rufend einzelne Worte mit ihren Freunden, die binnen kurzem, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, entführt werden sollten. Fernandos Angst und Besorgnis hatten sich gelegt, seine Sprache hatte er aber noch nicht wiedergefunden. Er saß am Rande der Schlucht und blickte mit tränenden Augen auf Martha, die ihm immer und immer wieder ihre Scheidegrüße zuwinkte; sie war ja schon zu weit vom Ufer entfernt, und die mit dem Lichten der

beiden überflüssig gewordenen Anker beschäftigten Matrosen, die ihre Arbeit mit taktmäßigem Gesang begleiteten, gestatteten ihr ja nicht mehr, ihre Stimme weithin vernehmbar zu machen. Um so freundlicher, um so liebevoller waren dafür die Zeichen, die sie Fernando, Robert und Sidney zukommen ließ.

Wiederum verrann eine Stunde, und die Taube lag vor dem letzten Anker.

Die Strömung hatte nachgelassen, und nur am langsamen Steigen des Wassers war noch ein Wachsen der Flut zu bemerken. Die Taube fing an herumzuschwingen, da aber die Südostbrise, die die Flut begleitete, sich mit der Annäherung des Abends verstärkte, so hatte der Kapitän das Klüversegel beigesetzt. Das Fahrzeug erhielt dadurch eine ruhigere Lage und es konnte mit dem Heben des letzten Ankers begonnen werden.

Die Winde knarrte, die Matrosen sangen, Zoll für Zoll schob sich der Schoner nach vorn, und fast eine Stunde verstrich, ehe der Steuermann dem Kapitän mitteilte, daß die Taube über dem Anker liege.

Der Kapitän nickte fröhlich mit dem Haupt, setzte, mehr aus Gewohnheit, als um sich vernehmbar zu machen, sein Sprachrohr an, und wendete sich dann den Kaliforniern zu.

„Wo ist das fremde Boot?“ fragte er hinüber.

„Ungefähr zwei Meilen weit stromaufwärts“, rief Robert zurück.

„Auf welcher Seite?“

„Auf jener Seite, und so weit ich zu unterscheiden vermag, ist die Bemannung beschäftigt, Wasser auszuschöpfen!“

„Schade, daß sie nicht auf das diesseitige Ufer verschlagen wurden, hätte eine Bestellung an den Leutnant und an den Landpiraten gehabt!“

„Ich werde beide in diesen Tagen sehen, und wenn ich Euch dienen kann —“

„Ja, ja, Ihr könnt mir dienen“, rief der Kapitän, und setzte sein Sprachrohr ab, um recht laut und herzlich zu lachen. „Bringt ihnen meine Grüße,“ fuhr er nach einer kurzen Pause

fort, „und beschreibt ihnen mein Bedauern, sie nicht bei mir an Bord gesehen zu haben! Versteht Ihr?!"

„Ja, Herr!"

„Gut; könnt noch hinzufügen, daß ich bei dem jetzigen Wasserstande nicht auf ihren Besuch warten dürfe, so sehr ich mich auch darnach sehnte, sie Mrs. und Mr. Hohendorf vorzustellen!"

„Bei Gott!" platzte Sidney heraus, indem er seine rechte Faust mit lautem Schall in die offene linke Hand fallen ließ; „ein richtiger Amerikaner!"

„Hoffe, ihr werdet keine Ungelegenheiten von dem Spaß haben!" rief der Kapitän weiter.

„Keine Gefahr, Herr!" schrie Sidney statt Robert hinüber; „nein, keine Gefahr! Möchte den sehen, der es wagte, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen; wir halfen Mr. Hohendorf und seiner jungen Frau auf den Weg und damit fertig!"

„Gut, mein lieber Junge!" antwortete der Kapitän, „möchte wohl, daß du mein Sohn wärest! Hast ein gesundes Herz. Aber ihr alle jetzt, ihr seht doch wohl die junge hübsche Frau an meiner Seite, und ihren Herrn Gemahl und dann das prächtige Stück Ebenholz?" So nannte der alte Seemann nämlich die über die schmeichelhafte Bezeichnung entzückte Maiblume.

„Wir sehen sie und wünschen ihnen eine glückliche Reise!" riefen die Freunde.

„Wohlan denn, in ihrem Namen teile ich euch nochmals ihren Dank mit, bin aber nicht imstande, jeden Segenswunsch zu wiederholen, den sie mir in diesem Augenblick an euch aufgetragen hat; würden ein halbes Dutzend Fluten und Ebben darüber hingehen! Ihr könnt es euch aber denken. Und nun lebt wohl! Hoffe euch noch wiederzusehen! Vielleicht in San Franzisko!" —

Da die Gewalt, mit der das Wasser bis in die äußerste Spitze der Schlucht hineinstürzte, schon gebrochen war und bedeutend nachgelassen hatte, so war eine Gegenströmung entstanden, die, verstärkt durch den heftigen Anprall, das Steigen der Flut überwog und das Hinterteil des Schoners so weit

nach Norden herumschwang, daß das Bugspriet gerade auf die Kalifornier hinwies. Die auf dem Kajütendeck befindlichen Passagiere waren dadurch nicht nur um die ganze Länge des Fahrzeuges weiter hinausgerückt worden, sondern Masten, Takelage und Matrosen entzogen ihnen auch die Aussicht auf die Kalifornier. Als daher der Kapitän nach den letzten Worten, die er Robert zurief, sich zu seinen Leuten wendete, konnte der Verkehr zwischen beiden Teilen als abgebrochen betrachtet werden.

Robert schwieg infolgedessen; und wenn er auch eine Antwort erteilt hätte, so würde sie doch kaum die erreicht haben, für die sie bestimmt gewesen, weil das Geräusch der singenden und fest auftretenden Matrosen jetzt fast alles übertönte.

„Vor hundert Jahren war's!
:,:O ja, o!:,:
Ich kam von Baltimore!
:,:O ja, o!:,:"

sangen die Seeleute. Die Winde knarrte; das Wasser plätscherte; die Möven schrien; die Freunde aber, die voneinander schieden, verharrten in wehmutsvollem Schweigen.

„Vor hundert Jahren war's,
:,:O ja, o!:,:
Als ich mein Lieb' verlor,
:,:O ja —:,:"

„Hurra! Hurra!" brüllten die handfesten Burschen nach Beendigung der dritten Strophe, indem sie schneller um die Winde eilten.

Der Anker hatte sich vom Boden getrennt, und leise, kaum merklich folgte die Taube dem Druck, den die Brise auf ihren Klüver ausübte, und schwang ihr Bugspriet wieder dem Ausgang der Schlucht zu.

In der nächsten Minute war der Anker hoch genug, um die Unebenheiten des Bodens nicht mehr zu berühren, und ehe noch eine weitere Minute vergangen war, entfaltete die Taube ihre beiden großen schwingenartigen Segel.

Wie ein verschämtes Mädchen, das schüchtern vor der ersten Umarmung ihres Geliebten zurückbebt, so suchte auch die faltige

Leinwand sich der stärker werdenden Brise zu entziehen. Die Ketten und Taue rasselten aber durch die Blöcke, immer weiter breiteten sich unter den kundigen Händen die weißen Flächen aus, die letzten Falten glätteten sich mit lautem Knall, und die Masten neigten sich unter dem vollen Druck der Brise gegen Norden.

Da bekundete der unter dem Bug entstehende schmale Schaumstreifen, daß der Wind schon mächtiger als die letzte Flutströmung sei, und der Schoner dem Steuer gehorche.

Der Schaumkranz gewann an Umfang, im Fahrwasser bildeten sich Wirbel, immer schneller schob sich das Fahrzeug nach vorn, und mit jubelndem Hurra begrüßten die Matrosen im Vorbeifahren die Kalifornier.

Diese schwenkten als Antwort ihre Hüte, während der Kapitän ihnen durch sein Sprachrohr Hohendorfs, Marthas und Maiblumes letztes Lebewohl zurief. — —

Als die Sonne hinter den westlichen Küstengebirgen in das ewige Weltmeer tauchte, da lavierte die Taube in kurzen Zügen, mit Hilfe der Ebbe, gegen den ungünstigen Südostwind.

Robert, Sidney und Fernando befanden sich zu dieser Zeit schon wieder im Sattel, um, die Kühle der Nacht benutzend, mit ihren ausgeruhten Tieren noch eine Strecke stromaufwärts zurückzulegen. —

Der volle Mond beleuchtete feierlich die stille, öde Landschaft; der Colorado, nicht mehr bedrängt durch die Flut, gurgelte und rauschte wieder in seiner alten Weise; Leuchtkäfer und Glühwürmchen hatten ihre phosphorisch glänzenden Laternchen angezündet; dickköpfige Lokustgrillen und Laubfrösche schnarrten und sangen um die Wette; Unken und Ochsenfrösche ahmten das ineinander verschwimmende Geläute ferner Kirchenglocken nach, und als ob die Nacht selbst verschlafen mit den Augen geblinzelt hätte, so zuckte im Westen hin und wieder ein schwaches Wetterleuchten auf.

Die drei Reiter verfolgten ihren Weg auf der hochgelegenen Kiesebene. Die Tiere schnaubten zuweilen, die beschlagenen Hufe klapperten auf dem festen Gestein, die Reiter aber sprachen

kein Wort. Ihre Gedanken weilten abwechselnd bei dem Freunde, der, im Vollbesitz des höchsten irdischen Glückes, mit seiner jungen Gattin der süßen Heimat zusteuerte, oder im Tal von San Bernardino, wo man ihrer Ankunft mit aufrichtigster Freude, mit Sehnsucht entgegensah. —

Leise, leise und kaum vernehmbar entrang sich von Zeit zu Zeit ein schmerzlicher Seufzer Fernandos Brust. Er ritt dicht hinter Robert, und wenn dieser unbemerkt rückwärts geschaut und bemerkt hätte, wie die Blicke seines jungen Schützlings ununterbrochen mit so eigentümlichem Ausdruck auf den dunkeln Umrissen seiner Gestalt hafteten, dann würde er gewiß, wie er schon so oft getan, sinnend vor sich hin gesprochen haben: „Welch rätselhafter Knabe!"

Ich schließe hier den „Flüchtling". —

Ursprünglich war es nicht meine Absicht, über das fernere Geschick von Personen, für die im Laufe der Erzählung Teilnahme erwacht sein dürfte, Ungewißheit walten zu lassen.

Es lag aber außer dem Bereich meiner Macht, die während der Arbeit sich mehrenden Bilder, die in der Erinnerung, wie die Figuren in einem Kaleidoskop, bei der leisesten Berührung die mannigfaltigsten Formen annahmen, in den vorliegenden Bänden zu bewältigen oder hier am Schluß noch auf einige Bogen zusammenzudrängen.

Für diejenigen Leser nun, die sich mit den Schilderungen aus dem fernen Westen befreundet haben, sich in die Lage eines erzählenden Reisenden hineinzudenken vermögen und von diesem Standpunkte aus das, was der Nachsicht bedarf, freundlich und nachsichtig beurteilen, für solche Leser also behalte ich mir vor, in einem nachfolgenden Werke die Schleier zu heben, die noch den Endausgang dieser oder jener Begebenheit, und das Endgeschick dieser oder jener Person verhüllen.

Es bliebe daher nur noch hinzuzufügen, daß der Majordomo und Sidney ihre Herden ohne Unfall über den Colorado

setzten, unangefochten wegen des, dem Gatten der Miß Dayton geleisteten Beistandes das Fort besuchten und darauf, mit verhältnismäßig sehr geringen Verlusten, die Reise durch die schreckliche kalifornische Sandwüste zurücklegten.

Der Flüchtling, seine junge Gattin und Maiblume erreichten wohlbehalten deutschen Boden, wie aus einem Brief hervorging, den Robert einige Monate später, zusammen mit der vorgestreckten Geldsumme, erhielt. Ob sie aber im südlichen Deutschland, in der Schweiz oder Tirol ihr dauerndes Domizil aufgeschlagen haben, vermag ich nicht anzugeben; sie sind meinem Gesichtskreis entschwunden.





Inhalt der dritten Serie:

Band 1 u. 2:
Gänseliesel.
Roman. Mit 110 Illustrationen von Hans Koberstein.

Band 3:
Der Irrgeist d. Schlosses.
Roman. Mit 50 Illustrationen von C. Münch.

Band 4 u. 5:
Von Gottes Gnaden.
Roman. Mit 100 Illustrationen von A. Mandlick.

Band 6:
Erlkönigin.
Roman. Mit 50 Illustr. von Carl Zopf.

Band 7 u. 8:
Nachtschatten.
Roman. Mit 100 Illustrationen von Prof. Wilh. Claudius.

Band 9:
Potpourri.
Novellen. Mit 75 Illustrationen von C. Münch und F. Bergen.

Band 10 u. 11:
Hazard.
Roman. Mit 100 Illustrationen von A. Wald.

Inhalt der vierten Serie:

Band 1 u. 2:
Die Bären v. Hohen-Esp.
Roman. Mit 106 Illustrationen von F. Schwormstädt.

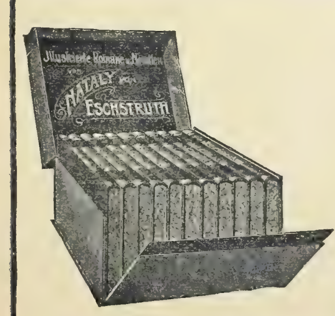
Band 3 u. 4:
Der verlorene Sohn.
Roman. Mit 100 Illustrationen von Oskar Bluhm.

Band 5 u. 6:
Ungleich – Wolfsburg.
2 Romane. Mit 100 Illustrationen von Adolf Wald u. M. Flashar.

Band 7:
Der Mühlenprinz.
Roman. Mit 50 Illustrationen von M. Barascudts.

Band 8 u. 9:
Am Ziel.
Roman. Mit 100 Illustrationen von Prof. Hans W. Schmidt.

Band 10 u. 11:
Im Schellenhemd.
Roman. Mit 118 Illustrationen von Fritz Bergen.



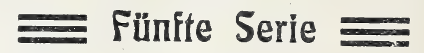
Nebenstehende Abbildung zeigt eine vollständige Serie von 11 Bänden in eleganter Kassette.

Preis Mk. 42.–

Als wahrhaft prächtiges Geschenkwerk aufs wärmste zu empfehlen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder obigen Verlag.

Ebenfalls erschien bereits zum großen Teil die



Fünfte Serie

von

Nataly von Eschstruth

Illustrierte Romane und Novellen.

Vollständig in 75 Heften zu je 40 Pfg. oder in 11 Bänden geheftet zu je Mk. 2.75, elegant gebunden zu je Mk. 3.75.

Alle 14 Tage erscheint ein Heft — alle drei Monate ein Band.

Die „Fünfte Serie" enthält:

Romane: Frieden (2 Bde.). — Am See. — Jedem das Seine (2 Bde.).

Novellen: Am Ende der Welt. — Heidehexe. — Humoresken. — Katz' und Maus. — Symone. — Aus vollem Leben.

Änderungen vorbehalten.

Mit ca. 600 Illustrationen hervorragender Künstler wie F. Bergen, M. Flashar, F. Schwormstädt, A. Wald u. a.

Das Erscheinen dieser „Fünften Serie" ist für die über alle Erdteile verbreiteten unzähligen Verehrer der beliebten und bekannten Schriftstellerin ein Ereignis, denn es kommen darin die neuesten zum Teil noch gar nicht bekannten Romane Nataly von Eschstruths zur Veröffentlichung.

☛ Probehefte und Bände sind in jeder Buchhandlung vorrätig! ☚

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder obigen Verlag.

Zweite Serie:

Band 1: **Die Brillanten der Herzogin.**
Roman, illuſtriert von Ad. Wald.

Band 2: **Eine verrufene Frau.**
Roman, illuſtriert von Max Vogel.

Band 3: **Gemiſchte Geſellſchaft.**
Roman, illuſtriert von Aug. Mandlik.



Band 4: **Die Kinder der Geſchiedenen.** Roman,
illuſtriert von Fritz Bergen.

Band 5: **Eine Häßliche.** Roman,
illuſtriert von F. Schwormſtädt.

Band 6: **Der Platz an der Sonne.** Roman,
illuſtriert von Aug. Mandlick.

Band 7: **Durch eigene Schuld.**
Roman, illuſtriert von F. B. Doubek.

Band 8: **Art zu Art.**
Roman, illuſtriert von F. Leonhard.

Band 9: **Denn wir ſind jung.**
Roman, illuſtriert von Fritz Bergen.

Band 10: **Ulanenliebe. — Das Größte auf Erden. Künſtlergewiſſen.**
Illuſtriert von Ad. Wald und Otto M. Wegner.

Die Kritik zählt H. Schobert zu den talentvollſten unſerer zeitgenöſſiſchen Schriftſtellerinnen und ihre Werke zu den beſten neueren Erſcheinungen auf dem Gebiet der Unterhaltungsliteratur, die allen vernünftigen Leuten mit Geſchmack für eine geſunde geiſtige Koſt ſehr zu empfehlen ſind.

Die Madonna vom Grunewald. Roman.

Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 6.—.

Mit dem scharfen Blick des Diagnostikers und mit den Augen des Dichters hat Kretzer in seiner „Madonna vom Grunewald" mit alter Meisterschaft und absoluter Lebenstreue einen Stoff behandelt, dessen Eigenartigkeit ebenso überrascht als fesselt. Die ganz eminente Erzählungskunst des Autors tritt hierbei in glänzendster Weise zutage.

Die Buchhalterin. Roman.

2. Auflage. Mk. 5.—, elegant geb. Mk. 6.—.

Die Charakteristik der einzelnen Gestalten ist oft geradezu meisterhaft und ohne süßlich-idealisierende Beigabe, sie ist realistisch im guten Sinne des Wortes. Dieses Urteil gilt ganz besonders für Kretzer's Roman „Die Buchhalterin", welcher ein Familienroman im besten Sinne des Wortes ist.

Die gute Tochter. Roman.

2. Auflage. Mk. 5.—, elegant geb. Mk. 6.—.

Illustrierte Welt, Stuttgart: „Der Verfasser erweist sich auch in diesem seinem neuesten Werke als ein Talent von unzweifelhafter Begabung. Der Roman fesselt vom Anfang bis zu Ende und darf als einer der psychologisch feinst durchgeführten des Autors der Leserwelt warm empfohlen werden."

Warum? Roman.

2. Auflage. Mk. 3.—, elegant geb. Mk. 4.—.

Kretzer weiß alles so tief überzeugend, so echt in der Stimmung und mit einem solchen Aufwand fein psychologischer Kunst vorzuführen, daß man nicht anstehen wird, dieses jüngste Buch des Berliner Romanciers seinen Meisterwerken anzureihen und den Verehrern seiner großzügigen Kunstbetätigung aufs wärmste zu empfehlen.

Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart.

4. Auflage. Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Neues Wiener Tagblatt: „In seinem neuesten Roman hat Kretzer ethisch eine Höhe erstiegen, wie nie zuvor."

Die beiden Genossen. Sozialer Roman.

4. Auflage. Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

National-Ztg.: „In markigen und ergreifenden Zügen schildert der Verfasser die Gefahr der sozialdemokratischen Agitation für das Glück und Wohlbefinden gerade der Arbeiter und Handwerker."

Die Betrogenen. Berliner Roman.

5. Auflage. Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Berliner Tageblatt: „Max Kretzer übertrifft an Kenntnis des Berliner Volkes bei weitem alle seine Rivalen: ein starkes dichterisches Talent gesellt sich zu einer scharfen Beobachtungsgabe und eine ungeheuchelte Freude am Sittlichguten läßt ihn die Gefahr eines schmutzigen Naturalismus immer vermeiden."

Ein verschlossener Mensch. Sozialer Roman.

2. Auflage Mk. 3.—, elegant gebunden Mk. 4.—.

Breslauer Ztg.: „Die Spannung in der Situation vor und nach der Katastrophe bis zur Lösung des Knotens gehört unzweifelhaft zu dem Packendsten, was einem in der Romanliteratur unserer Tage begegnet."

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder obigen Verlag.

Paul Oskar Höcker's Romane.

Fräulein Doktor. Humoristischer Roman.

3. Auflage. Elegant gebunden Mk. 4.—.

Blätter für literarische Unterhaltung: „Es ist ein ungezwungener, erfreulicher Humor, den Höcker spendet. Ungezwungen ist die Verknüpfung der verwirrend zahlreichen Fäden, deren doch nie einer der sicheren Hand des Erzählers entgleitet, ungezwungen sind die komischen Begegnungen, die an ein gutes Lustspiel gemahnen. Wahre Perlen der Erzählungskunst schmücken das Werk."

Die Frau Rat. Roman.

Elegant gebunden Mk. 5.—.

Hannoverscher Courier: „Das Buch ist ein kraft- und doch maßvolles Bild moderner Zustände. Industrie und Kunst, Familienleben und Frauenrecht treten, durch jeweilige Komplikationen des Romans hervorgehoben, in den Vordergrund. Ein gesunder Humor, ein treffendes Urteil, warmherzige Empfindung und genaue Kenntnis der gegebenen Verhältnisse zeichnen das Buch aus."

Es blasen die Trompeten. Roman.

Elegant gebunden Mk. 4.—.

Die schöne Literatur: „In voller Körperlichkeit stehen seine Gestalten da, von der zarten Bürgermeisterin bis zu den kraftstrotzenden Reiteroffizieren. Seelische Tiefe gewinnt die Erzählung aus der Schilderung der Kämpfe des Helden mit sich selbst."

Letzter Flirt. Roman.

2. Auflage. Elegant gebunden Mk. 4.—.

Ein eigenartiger Zauber liegt über dieser neuesten Romanschöpfung, einer in glänzender Sprache geschriebenen Liebesgeschichte von großem, mitfortreißendem Schwung, von einer Glut und Farbenpracht, wie sie kein früheres Werk dieses Dichters noch geboten.

Weiße Seele. Roman.

Elegant gebunden Mk. 4.—.

Neues Münchener Tageblatt: „. . . Wunderbares Eindringen in das Seelenleben der Leute aus dem Volke, klare Konsequenz in der Entwickelung der Charaktere, glanzvolle Diktion, die den Genuß der Lektüre zur vollen Höhe steigert, das sind die Hauptvorzüge, die auch dieses Werk Höcker's auszeichnen."

Zersprungene Saiten. Novellen und Erzählungen.

Elegant gebunden Mk. 3.—.

Neues Frauenblatt: „Frischer Humor weht auch durch den soeben neu erschienenen Novellenband des beliebten Schriftstellers Paul Oskar Höcker: Zersprungene Saiten. Das reizende Buch sei Freunden einer anregenden Erzählungsweise aufs wärmste empfohlen."

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder obigen Verlag.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.








Leipzig: Buchbinderei-A. G. vorm. Gustav Fritzsche.